*

Jugend im Jahresring

Ein Brauchtumsweiser für die deutsche Jugend

von Erna von Vacano-Bohlmann

328 Seiten, über 75 Zeichnungen und Fotos
Kart. RM 3.60 / Ganzleinen RM 4.80

2., unveränderte Auflage

Das Werk führt uns zunächst, ausgehend von der politisch-weltanschaulichen Grundhaltung der Brauchtumsarbeit in der Hitlerjugend und der Auseinandersetzung mit ihren Gegnern, in die Sinnbilder ein, die sich unsere Ahnen für die große Ordnung als Kern ihres Brauchtums wählten. Dann folgt eine ausführliche und immer wieder auf die praktische Durchführung hinzielende Schilderung und Sinngebung der Feiern im Jahr. Auch die Feiern des eigenen Lebens sind anschließend in diesen Kreis einbezogen, weil ja das Einzelleben unlöslich in den Zusammenhang mit der Volksgemeinschaft und dem großen Jahresgeschehen gestellt ist.

*

Die ersten Urteile:

„Die deutsche Jugend wird zu diesem Buch greifen. Die Jugend bekennt sich zu diesem Werk." *Die Spielschar*

„Dieses Buch wird schriftlich festgelegte Grundlage für die Kulturarbeit der Mädel." *Das deutsche Mädel*

„Das Buch gehört in die Hausbücherei jeder deutschen Familie."

Stettiner Generalanzeiger

Ludwig Voggenreiter Verlag
Potsdam

Jugend im Jahresring

Ein Brauchtumsweiser für die deutsche Jugend

von

Erna von Vacano-Bohlmann



Ludwig Voggenreiter Verlag
Potsdam

Meinen Kameradinnen
und Mitarbeiterinnen
im BDM.

3., unveränderte Auflage

Satz und Druck: J. Särchen, Baruth (Mark)

Vorwort

Während sich der Jahreslauf unter der bestimmenden Idee des Nationalsozialismus neu zu ordnen beginnt und hier und dort bereits klare Ansätze einer Umgestaltung zu bemerken sind, ist es von entscheidender Bedeutung, auch das Leben des einzelnen Menschen neu zu formen. Wenn das gesamte Volk die hohen Tage seines Jahres in ständiger Wiederkehr feiert, so dürfen wir an der Gestaltung der Feiertage im Lebenslauf der einzelnen Glieder dieses Volkes nicht achtlos vorübergehen. Die Bindungen, die das Volk in seiner Gesamtheit erfährt, müssen und werden auch ihren Ausdruck in der Lebensformung aller Deutschen finden. Diese Gewißheit stellt große Aufgaben. So wenig diese Formung auf erfinderischer Konstruktion beruhen darf, die vor der Zukunft als ein leeres Gebäude in sich zusammenstürzen würde und niemals Brauchtum und Volkstum werden kann, so wenig werden wir uns auch als Jugend aus einem natürlichen Empfinden heraus mit den Wiederbelebungsversuchen eines Brauchtums begnügen, die vor den Tatsächlichkeiten unserer Zeit und unseres Lebens in Stadt und Land nur als gegenwartsfremd empfunden werden.

Aber wir fühlen uns so stark im Strome eines ewigen deutschen Lebens, daß wir die Überlieferungen wahren, wo sie lebendig sind, und daß wir an eine Sichtung und Umformung gehen, wo es die Gegenwart verlangt.

In diesem Sinn erfüllt dieses Buch eine große Aufgabe. Es hält an dem Grundsatz des Wachstums fest und weiß Geschichte und Gegenwart, Ergebnisse und neue Sicht so gegenüberzustellen, daß eine fühlbare Lücke auf diesem kulturellen Teilgebiet ausgefüllt wird. Die deutsche Jugend, die den Kampf um die deutsche Seele kämpft und entscheiden wird, wird daher zu diesem Werk greifen, um Anregungen und Forderungen Wirklichkeit werden zu lassen.

Karl Cerff

Obergebietsführer in der RJF.

Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens, unseres Volkstums und die in ihm gegebenen Kräfte und Werte, wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten.

Adolf Hitler, Mein Kampf

Du erlebst dein Volk, wenn du die Bindungen spürst: das Große, das an einem seiner hervorragenden Menschen dir verwandt ist, die gleiche Art, auf das Schicksal zu antworten, verwandte Sehnsucht, gleiche Not, gleiche Fehler. Wenn zwei Menschen ihre Verbundenheit erkennen, wenn du mit deiner Gruppe die Heimat erwanderst und euch ihr Wesen und Schicksal lebendig wird, dann wird dahinter das Band sichtbar, das über das Heute hinweg dich in den großen Ring stellt: das Volkstum.

Es ist überall da, wo Bindungen bestehen und wachsen, wo die Mutter den Kindern Märchen erzählt oder Lieder singt, die nachher für immer mit dem Bild des Zuhauseseins verknüpft sind. Und es zeigt sich da, wo eine gemeinsame Feier oder irgendein gleichempfundenes Erlebnis die Gemeinschaft der Kampfgenossen mit neuer Festigkeit umschließt.

Solch lebendiges Volksgut muß einmal wieder aus der kleinsten Erlebniseinheit wachsen. Es muß den täglichen Lebenskreis ordnen, muß als Brauch — und sei es als schlichter Tischspruch oder als ein Sonntagswort, als Abendlied oder Weihnachtsfeier — in der Familie sein, immer unmittelbar und selbstverständlich, immer wieder neu mit einer feinen, nur dem Artgleichen verständlichen Sprache von letzten Zusammenhängen künden und muß dann übergreifen auf die Lebensgemeinschaft des Dorfes, auf die Zielgemeinschaft deiner Organisation, ja, auf die ganze Volksgemeinschaft. Wie das nun im einzelnen wirklich wird, das ist unwesentlich; es muß auch immer einen anderen Ausdruck finden. Es kann das Erlebnis des ganzen Volkes sein, das seinen Führer durch den Rundfunk die außenpolitischen Ziele des Deutschen Reiches klären hört, oder der gemeinsame Marsch am ersten Mai, es kann aber auch die

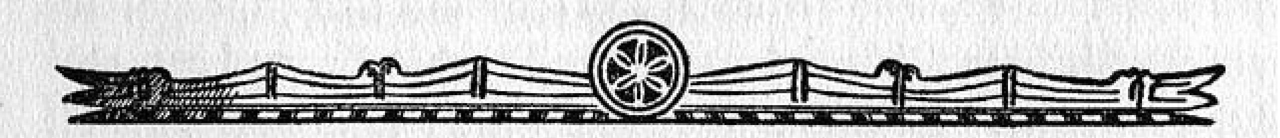
Gewißheit sein, daß in jedem deutschen Hause am Weihnachtsabend ein Tannenbaum brennt und daß jedem von uns einmal deutsche Märchen erzählt wurden. –

Wir brauchen dies Sichtbarwerden der Verbundenheit, brauchen dies Bodenbereiten durch die gemeinsamen Güter unseres Volks, die aber auch nur deutschen Menschen sinnvoll und heilig sind. Wir haben sie not, weil wir gar nicht stark genug die Eigenart unseres Volkes, seine Größe und seine Seele erleben können. Denn nur daraus erwächst unsere politische Kraft: der Wille, dies Menschentum und sein heimatliches Land, die von ihm bebaute und erfüllte Welt zu verteidigen und zum Werk zu führen.

Was du davon in deiner Einheit erlebst, das sollst du als Selbstverständlichkeit und hohes Gut in deine Familie tragen. Du machst sie damit inhaltsvoll und stark – und schlägst von ihr Brücken in das Volk. Du wirkst so mit an dem Aufbau der neuen Volkskultur, die nicht diktiert wird, sondern aus demselben Erleben von Jahreslauf und Geschick erwächst. Sie bewahrt, was aus der Vergangenheit in gleichem Ausdruck und aus gleichem Ursprung zu uns herüberleuchtet. Das wollen wir weitertragen und mit einem vollen Ja zu unserer Zeit neu erfüllen, in neue Formen gießen und von allem läutern, was unwesentlich ist und fremden Einflüssen entstammt. Daraus wird uns neue Kraft wachsen, daraus wird uns auch neue Bindung zu Gott.

Wir können diesen Dienst an unserem Volkstum tun. Wir werden es größer und schöner weitergeben in die Zukunft, weil wir Ehrfurcht haben vor seinen Werten, vor dem Leben und seinem Gebot.

Der Enkel Erinnern an Ahnen Art
weckt wacher Geschlechter wache Tat.



Das Jahr als Sinnbild ewigen Waltens

Suchen wir unser Volkstum und Volksgut auf seine gemeinsame Wurzel zurückzuführen, so müssen wir den Weg zum Welt- und Gotteserlebnis des germanischen Menschen gehen. Wir müssen die tiefen Zusammenhänge von Mythos, Laich, Märchen, Sage und Lied wieder verstehen lernen und erkennen, daß dieses Volksgut hineingestellt ist in den Ring des Jahreslaufes. Aus seinen Sinnbildern müssen wir den Weg zur deutschen Volksseele finden. Darüber hinaus aber wollen wir bewußt fremdem Einfluß unser Kulturschaffen entgegenstellen und klar die Aufgaben für uns Jungen sehen.

Der Wille zur Volkseinheit war Ausgangspunkt unserer Brauchtumsarbeit

Viele aus unserer jungen Gemeinschaft waren als Führer ihrer Gefolgschaft, zunächst oft noch als einzelne in einem ganzen Landkreis, vor die Notwendigkeit gestellt, zur Darstellung unseres Wollens Sinnbild und einprägsame Handlung zu finden. Bei dem Bemühen, das Wesentliche des heimischen Brauchtums als vorhandenen Ausdruck der Verwurzelung in Land und Art von nebensächlichem Einfluß uns unverständlicher, an bestimmte Zeiten gebundener Gedankengänge freizumachen und es so als Waffe und Werkzeug in den Dienst unseres Kampfes um den deutschen Menschen einzufügen, entdeckten wir auf einmal, daß dieser Kern echter Lebensäußerung nicht etwa nur

Eigentum eines Stammes oder gar einer Konfession, sondern im ganzen Deutschen Reich und sogar über dessen Grenzen hinaus vorhanden war. Und je mehr wir uns in dieses Arbeitsgebiet vertieften und mit den Kameraden und Kameradinnen aus anderen Gauen Beobachtungen und Erfahrungen austauschten, um so klarer traten die großen Zusammenhänge zu Tage, die nicht nur unser Land räumlich überbrückten, sondern auch eine enge Verbindung ergaben zwischen den Hoch- und Sinnbildern unserer Zeit und dem Glauben und Brauch unserer nordisch-germanischen Ahnen. Dieses Erlebnis aber bewirkte, daß wir mehr noch als vorher an der Reinigung unseres Volksbrauchs von den Schlacken überfremdeter Zeiten arbeiteten und es lebendig und stark in unsere Jugendarbeit hineinstellten, weil wir ja jeden Weg zur Überbrückung der durch Konfessionen und Fürstenpolitik unheilvoll aufgerissenen Klüfte als einen Weg zur Volkseinheit begrüßten.
Auf einmal war dies alte wertvolle Gut aus den Händen einer manchmal einseitig starren Volkskunde und einer oft museumsrüchigen Heimatpflege genommen und wieder ins immer neu gestaltende Leben hineingestellt. Das aber bricht auch hin und wieder mit hartem, instinktsicherem Griff ein paar nun auch schon lang überlieferte Schnörkel ab, denen wir Jungen nicht nachweinen, wenn sich dafür die Kraft alten Sittenlebens wieder jung entfaltet.
Schon aber standen unsere Gegner auf dem Plan: die Kreise, denen etwas daran lag, die Grenze zwischen den ehemaligen Ländern und den Konfessionen zu erhalten. Denen war es zuwider, daß wir in dem bisher vorwiegend von ihnen gedeuteten und gehüteten Volksgut einen neuen Beweis für die Richtigkeit unserer Rasseerkenntnisse fanden, der zudem noch über eine unerschöpfliche werbende Kraft verfügt. Bisher hatten sie nahezu ungestört diesen herrlichen Reichtum unseres Volkes durch geschicktes Unterschieben ihrer Tendenzen zur immer neuen erlebnismäßigen Bindung ihrer Anhänger verwenden können und damit sogar gegebenenfalls zur Gegenarbeit gegen unser Volk und die Gesinnung, aus der das Brauchtum einmal ent-

stand. Jetzt mußten sie plötzlich damit rechnen, daß dieses Bindemittel bei uns nur noch zugkräftiger und fester wirken würde, weil wir ja diese ursprüngliche Gesinnung damit verbanden und darum den Sinn der Bräuche viel tiefer erfassen und vermitteln konnten. Wir wollen ganz davon absehen, daß wir ja außerdem stärker das Leben bejahen und schon darum auch die lebendigere Gestaltungskraft und die Möglichkeit zu immer neuer Formung aus neuem Erlebnis besitzen.

So war es verständlich, wenn man uns von dieser Seite sogar vorwarf, wir würden einen neuen Zwiespalt ins Volk tragen und damit die Volksgemeinschaft zerstören, wenn wir z. B. zu Ostern von der volkstumsmäßigen Bedeutung, von der Herkunft der Osterbräuche und ihrem Sinn sprechen und das neben die kirchliche Deutung des Festes stellen würden. Dieser „Kompromiß" wäre gerade im Hinblick auf die Volksgemeinschaft nicht zu verantworten. Der Vorwurf überrascht nur durch seine Dreistigkeit, wenn man bedenkt, daß gerade die Konfessionen bisher die Verbindung zwischen kirchlicher Sinngebung und völkischem Brauch gesucht und betrieben haben. Und doch sind sie heute unsere Gegner und fühlen sich als Hüter der Volkseinheit, wenn sie unseren Erfolg bei einer deutschen Feier in der Gemeinschaft von jungen Menschen aller Stämme und aller Konfessionen anfechten, einer Feier, die durchaus nicht in die kirchlichen Belange eingreift, sondern dem selbstverständlichen Drang unserer Gefolgschaft gemäß neben den kirchlichen Gehalt des Tages auch die Gedanken stellt, die er uns jeweils im Hinblick auf unser Volk und Heimatland zu sagen hat. Man sollte eher erwarten, daß dieses Bemühen der Jugend als ein notwendiges, ehrliches Werk begrüßt würde, das sich entschlossen der in den letzten Jahrzehnten immer bedenklicher gewordenen Verflachung aller Feste entgegenstellt.

Ob mit oder ohne Zustimmung: Wir werden an dieser Aufgabe weiterarbeiten, weil wir uns der Verantwortung vor der Zukunft bewußt sind, und weil kein Volk gesunden kann, dem nicht seine Feiern Quellen neuer Kraft und Sinnbilder seiner Volksart sind. Unsere Mädel müssen einmal in ihrer eigenen Familie

die Gestaltung der Feste tragen. Da der größte Teil von ihnen kein Zuhause mehr hat, das alle bedeutenden Einschnitte des Jahres mit wirklichem Gehalt erfüllt, muß ihnen unsere Gemeinschaft die Möglichkeit zum echten Feiererlebnis geben, eine Anregung für ihre spätere Aufgabe als Frau und Mutter.

Furcht unserer Gegner vor der religiösen Kraft unseres deutschen Brauchtums

Im Hintergrund aller Befehdung unserer Brauchtumspflege und der plötzlichen Welle tendenziös geschriebener Brauchtums- und Volkskundeschriften stand aber anscheinend die Befürchtung, wir könnten die alte Theorie des primitiven Furcht- und Angstzustandes unserer germanischen Vorfahren ins Wanken bringen und somit über den Weg der Volkskunde aus der Frühzeit unseres Volkes neue religiöse Werte gewinnen. Das geht deutlich aus dem Ausspruch des Jesuiten D. Dr. Anton Stonner hervor: „Wer aber aus der Religionsgeschichte weiß, mit was für einem seelischen Druck die Geister- und Gespensterfurcht die Germanen in der Wikingerzeit heimsuchte, was später noch in der christlichen Periode an Hexenwahn und sonstigem Aberglauben möglich war, der wird dem Wiedereindringen solchen Wahnes unter der Maske alten Brauches auch nicht einen Finger leihen, ja er wird aus seiner Liebe heraus zum deutschen Volke mit beiden Fäusten sich gegen alles stemmen, was in diesem kranken Winkel unserer Seele auch heute noch lauert."

In Wirklichkeit geht ja gerade dem, der sich in die Überlieferungswelt unseres Volkes und in die Germanenkunde vertieft, die unumstößliche Erkenntnis auf, daß dieser Furchtglaube eine Legende ist, die man uns glauben machen möchte, die aber angesichts der Tatsachen in sich zusammenfällt. Denn je weiter wir zurücksehen, desto geringere Spuren von Furchtglauben und Zauberereinfluß finden wir dort, wo Menschen unserer Art wohnten, und nie hat die Finsternis des Gespensterglaubens unser Volk so verdunkelt wie in den längst christlichen Zeiten

des späten Mittelalters. Wir werfen diesen Umstand nicht dem Christentum vor, sondern verstehen ihn als eine Folgeerscheinung davon, daß der christliche Glaube über das zerfallene Rom seinen Weg ins Abendland nahm. Diese Stadt war damals wirklich der Sammelpunkt aller Wahnideen und finsteren Kulte, die man sich nur denken kann. Auch der Hexenglaube ist den Weg von Süden her zu uns gegangen und dem sich dagegen sträubenden Volk erst langsam auf dem Weg über Hexenbullen, kirchlich-wissenschaftliche Beglaubigung des „Hexenhammers" und fürchterliche Strafandrohungen für die Zweifler wie eine fremde, gefährliche Krankheit eingeimpft worden. Und mag uns auch nach langer Überschwemmung mit fremden Gedankengängen und Zeiten blutsmäßiger Entkräftung noch „ein kranker Winkel in unserer Seele" lauern, so gilt das doch nimmermehr für unsere rassisch und sittlich gesunden germanischen Ahnen, denen der Gang zu einem Zauberer und der Glaube an dessen unfaßbare Prophezeiungen Grund genug zur Ächtung waren: Denn wer nicht aus der lebendigen Verbundenheit mit der Sippe und Natur als bäuerlich erfahrener Mensch den Richtweg seines Handelns und Glaubens fand, der hatte das heilige Band mit der Gemeinschaft schon selber zerrissen. Er hatte sich selbst außerhalb der von Gott gegebenen Ordnung gestellt, die aus dem Leben selbst, aus dem Acker, wie aus dem ewigen Ring der Geschlechter zu ihm sprach. Nur für dieses Freude und Geborgenheit gebende, furchtferne Denken unserer Vorfahren haben wir Beweise in Sagas und Funden, und wir können geradezu bei der Sichtung unseres heute hier und da mit Fremdem vermischten Brauchtums diese Tatsache als Prüfstein anlegen und das als überfremdet werten, was aus einem Gedanken der Furcht seine Entstehung nahm.

Furchtgedanken hegen immer zugleich die Menschen, denen die Ehrfurcht den Ahnen und dem Leben gegenüber fehlt. So können wir bei der Geschichte mancher Sitten feststellen, daß sie von der Kirche zunächst verboten und geächtet wurden, weil sie Segensbräuche aus heidnischer Frühzeit waren. Als aber das Volk nicht davon ließ, hat man den vertrauensvollen Glauben

an göttliche Güte und den Segen der Fruchtbarkeit in finsteren Aber- und Dämonenglauben verbogen und trotz dieser Sinnverdrehung bis heute vergebens dagegen gekämpft; denn ob als Frömmigkeit oder Aberglauben gewertet, das Volk hielt an seinem Brauch fest, und wenn es nicht offen ging, dann eben heimlich.



Aus dem Bauerntum erwächst immer wieder das Brauchtum als Antwort auf die Erkenntnis der großen Gesetzmäßigkeit allen Geschehens

Warum mag das Volk so zähe an den alten Sitten festgehalten haben, daß eigentlich nur das längere Leben in der Großstadt die Überlieferung zerbrechen konnte, während sie Kriege und Inquisition ebenso wie höfische Verschnörkelung überdauerte?

All unser Brauch ist die Antwort auf eine immer wiederholte Lebenserfahrung des bäuerlichen Menschen.

Er ist so alt wie das Bauerntum selbst und wird solange lebendig bleiben, wie ein Bauer nach den ewigen Gezeiten des Jahres sein Feld bestellt, selber dafür Sorge tragend, daß er dem Lauf und Willen der Natur nicht entgegenhandelt und so aussät, daß Sonne und Mond, Regen und Wind ihm dabei hilfreich sein können, damit ein gutes Wachstum die Reife begleitet. Sollte dieses tiefe Wissen um die Gesetze von Himmel und Erde einmal durch die Schuld einer Generation verlorengehen, so wird es jeder rechte Bauer unserer Art aus eigener Erkenntnis durch seine Arbeit wiederfinden, die ihn auf die große Gesetzmäßigkeit allen Werdens und Vergehens zu horchen zwingt. Immer von neuem wird sich das Netz seiner vielen verschiedenen Erlebnisse und Beobachtungen verdichten zu einem unerschütterlichen Wissen um eine unantastbare heilige Ordnung,

die hinter allem Tod und Leben steht und das Sterben so in das Leben einbaut, wie es für die Erhaltung von Lebensraum und Stärke erforderlich ist.

Diese Erkenntnis der großen Ordnung in allem Wachstum und Welken macht den Bauern sicher und still, weil er dadurch den Glauben findet an die ewige Wiedergeburt von Licht und Leben. Wie unter der schnee- und eisverkrusteten kahlen Scholle die junge Saat sich schon wieder regt, die Knospen am kahlen Baum um Mittwinter schon für den Frühling bereit sind und die Säfte wieder bis in die Spitzen steigen, wenn die Sonne sich gewendet hat, so wird auch wieder ein junger Bauer mit demselben Stolz und derselben Dienstbereitschaft über den alten Acker gehen und nach ihm immer wieder einer, wenn auch der Alternde stirbt. Die Sippe wird leben, solange sie sich einfügt in das göttliche Gesetz, das allem Lebendigen seine Bahn vorzeigt, solange sie ihr Blut erhält und die Heimat bewahrt, die ihr dies Gotterlebnis erschließt, Nahrung und Leben gibt.

Zu diesem Menschenleben aber gehört mehr als Essen und Trinken und Wohlstand und Gesundheit, vor allem muß es erfüllt sein von der Verbundenheit mit dem Göttlichen durch das Band der Befolgung seiner heiligen Ordnung. Diese Verbundenheit zerreißt immer dort, wo die Ehre erstirbt oder wo der einzelne die Gemeinschaft der Sippe verrät. Ein solches Leben aber ist ein lebendiger Tod — die Kette mit der Ewigkeit ist zerschlagen, und wer die Ordnung durchbricht, wird ausgelöscht, wie ja auch in der Natur alles zugrunde geht, was unrecht ist, ohne Art und Gesundheit.

Und unsere Art ist doch das Gesetz, nach dem wir leben sollen, das unser Schicksal bestimmt.

So war das ganze Leben des germanischen Menschen, der immer bäuerlich war — und zumindest in seinem Denken so bleiben muß, wenn er nicht zugrunde gehen soll —, durch eine eherne Ordnung bestimmt, die jeder in seiner Brust trug, die aber nicht einen Tatenlosen fatalistisch trieb, sondern von jedem einzelnen verlangte, daß er diese gesetzmäßige Forderung, die an ihn gestellt war, frei und richtig durch seine Haltung und

sein Werk im Leben beantwortete. Hier mußte Arbeit, vor allem Bauernarbeit und die Verteidigung der Scholle zur Ehre gehören und alle feierliche Handlung Sinnbild jenes Wissens um die Ordnung des Lebens sein und Ausdruck einer ernsten Bejahung.

Ein Bauerntum wie bei uns gibt es in der weiten Fremde nicht, denn unser Raum hat seine ganz bestimmten Anforderungen an die Menschen gestellt und die ausgemerzt, die ihnen nicht entsprachen, die auf die Gesetze des Lebens, die hier einen besonderen Ausdruck finden (einen anderen als z. B. in den Wüsten des Südostens), nicht lauschen und antworten konnten. Und so konnte unserem Brauchtum auch niemals eine Bereicherung oder Erlösung von dorther kommen, seine Kraft und seinen Sinn entnahm es nur der Gebundenheit an seinen Boden, an seine heimische Welt, an „Midgard".

Sinnbild statt Abbild

Das ist bezeichnend für den Menschen unserer Art und für seine Artreinheit: Er macht sich keine Götterbilder, weil er das Göttliche durch sein Bauernleben erfährt, in den Gezeiten des Tages und des Meeres, in dem Lauf der Gestirne, im Wachsen und Vergehen und vor allem in ihrer aller Zusammenfassung: Im Lauf des Jahres entsteht ihm, immer wieder deutlich und groß, sein Sinnbild, das ihn nicht zu plastischen Abbildern menschengleicher Götter anregt, sondern zu schlichten Zeichen, die nur dem etwas sagen, der ihr Erlebnis versteht. Diese Zeichen sind voll von tiefer Weisheit. Sie verraten auch keine Gestaltungsarmut, weil sie immer anders geschaffen im Ornament auf Gefäßen, an Möbeln und Häusern, in den großen Felsbildern, in den Runen (deren spätere Verwendung als Schriftzeichen schon eine Verflachung bedeutet), auf dem herrlichen Schmuck, in Geweben und Gebäck, ja in unserem ganzen Brauchtum und der gesamten deutschen Volkskunst zu uns sprechen. Zeigen diese Gegenstände uns nicht das klare Jahresrad in seinen verschiedenen Stern- oder Hakenkreuzformen, so

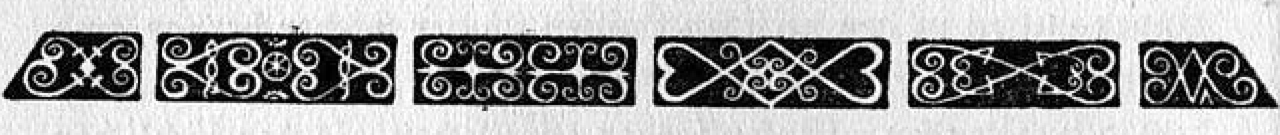
doch den Lauf des Rades in seiner unendlichen Linie. Alles atmet Bewegung, Wissen vom Weiterlauf, von der Ewigkeit, so wie die Ahnen wußten, daß das Leben aus der Ewigkeit zu ihnen herüber kam, um durch sie in Ehrfurcht gewahrt weiterzugehen bis in neue Ewigkeiten.

Auch wenn man den Sinnzeichen des Jahresgeschehens in Erzählungen und Mythen götter- und menschenähnliche Gestalt gab, blieben sie nur Sinnbilder für die großen Gesetze, und für die Art, in der die Menschen ihnen begegneten. Eine germanische Vielgötterei ist damit nicht bewiesen. Je tiefer wir in die Zusammenhänge hineindringen, um so deutlicher hebt sich die Wesensgleichheit und Sinnbildhaftigkeit der sogenannten „Götter" hervor. Wir erkennen, wieviele einander entsprechen und werden überzeugt von der Übereinstimmung und Verbindung der einzelnen Göttergestalten mit dem Jahres- und Naturgeschehen, mit bestimmten Eigenschaften und Kräften, die mit ihren Namen zu Begriffen wurden. Die Römer heben die Bildlosigkeit des germanischen Glaubens, die Verehrung des Ungenannten in den heiligen Hainen immer wieder hervor, und als die gotische Bibel geschrieben wurde, ist zum erstenmal aus dem allwaltenden „Guten" oder Göttlichen als der sächlichen Bezeichnung für „Theos" das Wort „der Gott" geformt worden. Der Allvater selbst, aber auch die vielen Äußerungen seines Wirkens sind mit Namen genannt und zu Begriffen geworden, die wir gemeinhin im Hinblick auf die Überlieferung anderer Völker als „Götter" bezeichnen.

Aus den Mythen wurden Märchen, wie aus den alten Kultspielen, den feierlichen Reigen in der Form der Zeichen und mit dem Geschehen der Mythen verknüpft, Volkstänze und schließlich Kinderspiele wurden und aus alten Erfahrungs- und Segenssprüchen Kinderreime und Rätsel. Über das Spielen sagt Hermann Löns einmal sehr richtig: „Das Wort: ‚Es liegt ein tiefer Sinn im kindlichen Spiel' ist unvollständig und wird deshalb zumeist mißverstanden;es müßte heißen: Es liegt ein tiefer Sinn in jedem Spiele. Alle ursprünglichen Spiele, besonders die Bewegungsspiele, sind Überbleibsel der altarischen

Religion, in der sie einen hervorragenden Platz einnahmen. Ob wir Großen Kegel schieben, Tennis spielen, Eisbosseln werfen, Bob fahren oder rodeln, ob die Kinder sich schaukeln, Seilchen springen, Reifchen werfen oder Pinndopp schlagen, uralter religiöser Bräuche Reste stellen diese Spiele dar."

Eine Verwandtschaft der Mythen und Märchen und eine weitgehende Übereinstimmung in der Zeiteinteilung, in der Folge der Feste im Jahreslauf und der Rechnung der Jahre nach den Gestirnen hat sich über die Erhaltung der Rasse hinaus überall dort in die Gegenwart hineingerettet, wo nordische Menschen aus unserem Raum Staats- und Lebensordnungen errichteten: soweit die indogermanische Sprachverwandtschaft greift. Aber am lebendigsten ist die Überlieferung dort geblieben, wo immer wieder das gleiche Erlebnis, das jene Sinnbilder schuf, den Menschen in die heilige Gesetzmäßigkeit band: in unserer deutschen Heimat und ihren Feiern.



Von Rad, Balkenkreuz und Malkreuz

Ehe wir nun die Zeichen und mythischen Bilder im Zusammenhang mit ihren Brauchtumsresten im Festring des ganzen Jahres betrachten, wollen wir bei dem Besonderen der nordisch-germanischen Zeitordnung und dem Rad noch verharren. Das Rad ist wahrscheinlich der Ausgangspunkt vieler Zeichen gewesen, so der vielen verschiedenen Sternformen und des Hakenkreuzes. Wir finden es in der einfachsten Form als aufrechtstehendes Kreuz mit gleichlangen Balken +, aber auch als Malkreuz × (aus diesem Zeichen wurde dann im Brauchtum oft eine Mühle). Prof. Dr. Hermann Wirth versucht diese Doppelgestalt dadurch entwicklungsmäßig zu erklären, daß das senkrechte Kreuz im höchsten Norden beheimatet gewesen sein mag, wo der Punkt der Sommersonnenwende genau im Nor-

den Tag — denn dort stand die Sonne an diesem Tag ohne unterzugehen, während sie zur Wintersonnenwende genau ihren Platz im Süden haben mußte, ohne daß sie in Erscheinung trat. Merkt man doch schon in Mittelschweden den starken Einfluß der Mitternachtssonne, so daß mehr als drei Stunden vor unserem Tagesanbruch die Vögel schon wieder zu singen beginnen.



Menschen aus der nordischen Landschaft mögen auf ihrer Südwanderung in unsere Breiten vor die Notwendigkeit gestellt gewesen sein, die Punkte für die Sonnenwenden entsprechend dem Malkreuz ✕ zu verschieben, weil sich in unserer Breite das Gesichtskreissonnenjahr so zeigt. An der Abweichung vom alten Maße hat man das neue wohl gefunden und es deshalb als Mittelachse beibehalten. So konnte aus der Verbindung des überlieferten Bildes und der Sonnwendpunkte unserer Breite das sechs- oder achtspeichige Rad entstehen ⊕ ⊗ ❋ ❋. Und so kann man sich auch die Entwicklung einer ganzen Anzahl von Runen erklären, so die der Hagalrune ✱, die ja auch im Sinne des Jahres und des Lebens überhaupt gebraucht wird als Zeichen für das All-Umhegende. In Island gefundene Steinkreise, die sogenannten eyktamarken oder dagsmarken zeigen dieses achtspeichige Rad, sie waren die Zeitmesser unserer Vorfahren. Auch größere Steinkreise haben sich bis heute im ganzen nordischen Raum erhalten, sie waren nicht nur Beobachtungsstätten für den Sonnen- und Tageslauf, sondern auch Thingplätze und Begräbnisstellen, denn ihre Form war in erster Linie Sinnbild der großen, alle umschließenden Ordnung von Leben und Tod und Wiedererstehung. In Skandinavien sind solche Stätten bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten geblieben, oft noch als Richtstätte benutzt, denn das Gericht gehörte zum Thing und zur Begehung der großen Wendefeste. Mögen sich die Gelehrten um die absolute Richtigkeit dieser

Annahme noch streiten, ich will euch diese Auslegung nicht vorenthalten, weil sie sehr einleuchtend ist und sich stark an die vielfach in runder, ovaler und gerader Form gefundenen Runenkalender anschließt und uns das Verständnis der Brauchtumssinnbilder in ihrer jahreszeitlichen Anordnung besonders erleichtert. Wenn man den Faden weiterspinnt, könnt ihr nämlich im Rad, im Hagalszeichen schon den Lebensbaum, die Welteneschе finden mit den drei aufwärts gerichteten Ästen, dem Zeichen des aufsteigenden Lebens, des Frühlings, Baldurs und des Menschen, ᛘ, und mit den drei abwärts greifenden Wurzeln ᛦ, an denen die Nornen das Schicksal weben, am Brunnen der Urd, am Fuße der Esche — sowie ja im Winter unter der Erde schon der kommende Sommer heranwächst.

Noch eins will ich hinzufügen, das uns zeigt, wie die ganze Weltanschauung und die Beziehung zum Göttlichen ihr Sinnzeichen im Jahr findet: In der nordischen Runenreihe, im „Futhark" (so nach den sechs ersten Runen genannt) vertritt ein und dasselbe Zeichen die Bedeutung von „Jahr", „Sonne" und „Mensch" (= Mann). „Jahr" heißt in den angelsächsischen Runenreihen das Zeichen ᛄ ᛄ ᛄ, in den nordischen Runenstabkalendern ᛄ ᛄ ᛄ und in den altnordischen Runenreihen steht das Zeichen ᛋ ᛋ für „Sonne" (sol), ᛘ ᛘ und ᛘ für Mensch (Mann = altnord. madhr, angelsächsisch man), das bedeutet aber auf Grund der Edda auch „Gott". Damit ist ganz klar ausgedrückt, daß Götter, Sippen, Gestirne und der Boden mit allem, was darauf lebt, durch die gleiche Lebensordnung gebunden sind, daß sie sich alle eingespannt fühlen in das Werden und Vergehen und Neuerstehen, in das Rad der Ewigkeit. Hier wurzelt das große Verantwortungsgefühl vor der Befolgung dieses Gesetzes durch eigenes Gestalten im Dienste des ewigen Lebens — denn das Göttliche spricht durch den Menschen wie durch den Acker, durch Sonne und Mond. Er selbst ist Sinnbild dieser heiligen Ordnung.

Von den drei Jahreszeiten und den drei Runengeschlechtern

Die Jahreszeiten heißen „att" oder „aett", wie auch das Geschlecht. Und so bieten sich Anhaltspunkte für die alte Annahme, daß die Geschlechter, die edelsten Sippen, zurückreichen bis zu den Göttern, die auch die drei Gruppen (= Geschlechter) des Futhark bezeichnen: Freyr, Hagall und Tyr. Dabei erinnern wir uns unbedingt an die Aussage des Tacitus (Germania, Kap. 2): „In alten Liedern feiern sie (die Germanen) Tuisto, den von der Erde geborenen Gott, und seinen Sohn Mannus (Mensch, Mann), den Urahnen und Gründer des Stammes; dem Mannus schreiben sie drei Söhne zu." So leitet Tacitus die drei Hauptstammverbände der Germanen von den drei Söhnen des Mannus ab, des göttlichen Urmenschen, den man wohl mit dem altindischen Purusha vergleichen kann, der sich auch in der Sonne Gottes, in der kosmischen Ordnung, im Jahr, offenbart. Und es heißt dabei, daß aus diesem Jahre Gottes die Menschen entstehen, vergehen und wiedergeboren werden. Dafür lassen sich eine Menge Aussprüche aus den Upanishaden anführen. Eine Stelle aus der bereits späteren arisch-indischen Überlieferung möchte ich hier um ihrer Schönheit willen noch anführen: aus Bhagavadgita = „des Erhabenen Sang":

X, 8 Ich bin der Ursprung dieses Alls,
aus mir geht dieses All hervor.
32–34 Unter den Lauten bin ich A. –
Ich bin die Zeit, die nie vergeht,
bin der Schöpfer, der allhin schaut.
Ich bin der Tod, der alles raubt,
der Ursprung des, was werden soll.

So stand auch einst das Jahresspaltzeichen, das Beil, als A-Laut am Beginn des Futhark ᚨ = ᚼ = ᚽ und wurde später als vierte Rune im Kalender verschoben. Der Name dieser Rune lautet aß = Gott, später oß und wird im angelsächsischen Runenlied besungen:

„Gott ist Anfang jeglicher Sprache, der Weisheit Stütze und der Wissenden Trost und der Menschen Jedem Lust und Zuversicht."

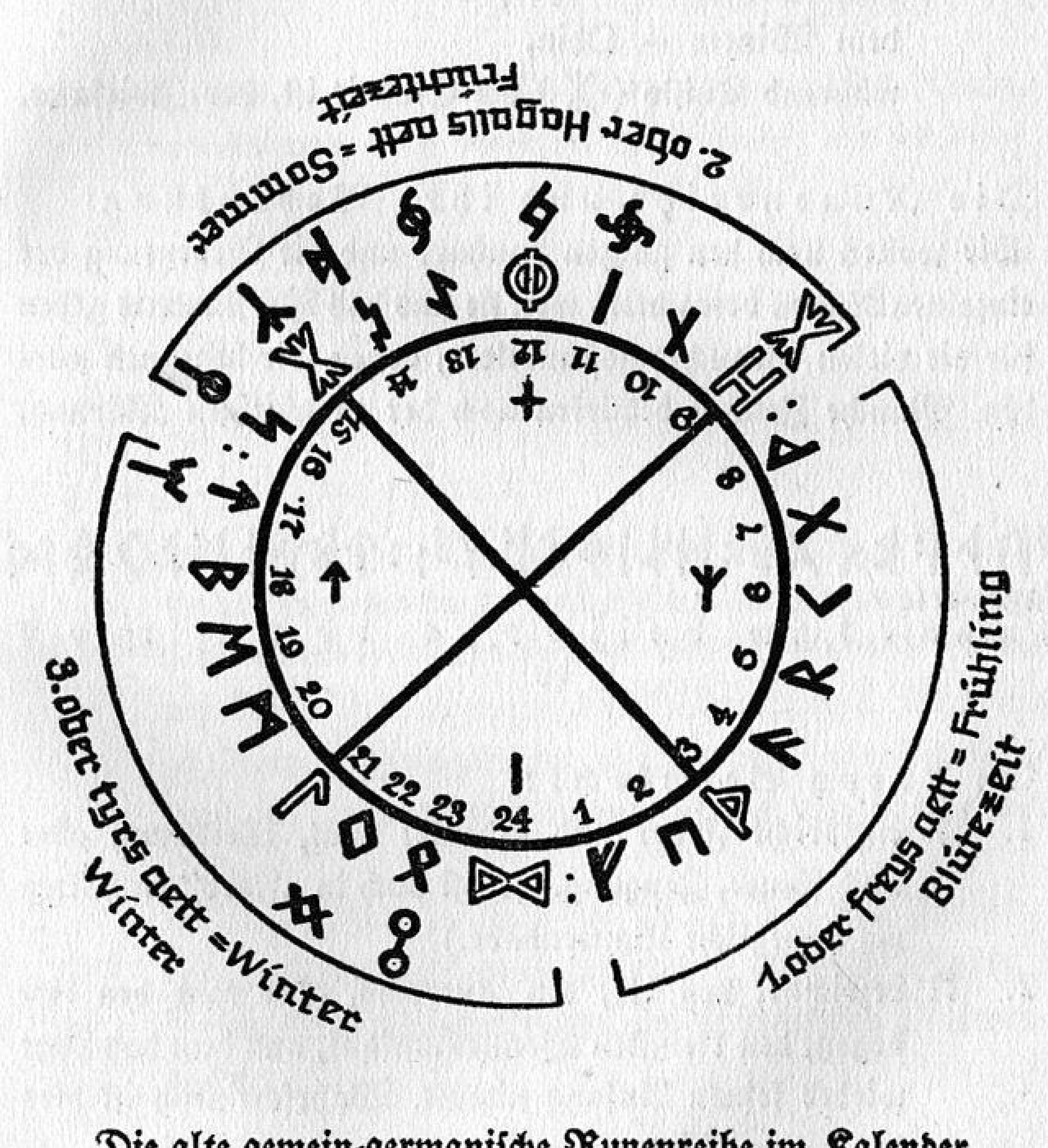
Auch Prof. Dr. Wolfgang Schultz weist in einem Aufsatz im „Adler", 6/7/1931, auf diese Zusammenhänge zwischen den Runengruppen, den ältesten Geschlechtern und den Söhnen des Mannus hin. Er schreibt:

„Das Bewußtsein, daß drei Gruppen zu acht Zeichen den Futhark bilden, war so stark, daß man sogar das erste Zeichen jeder Gruppe als ihren Führer, sie selbst als seine Sippe, sein Geschlecht betrachtete und Geheimschriften gebrauchte, in denen jede Rune durch ihre Stellung innerhalb ihres Geschlechtes bezeichnet wurde. So machte man z. B. rechts von einer Senkrechten durch Striche die Zahl der Rune innerhalb ihres Geschlechtes, links die Zahl ihres Geschlechtes ersichtlich. Die Geschlechter hatten auch ihre eigenen Namen; das erste hieß Freyrs Geschlecht, weil der Gott Freyr Gut und Reichtum verleiht, also seiner ersten Rune, die diese Bedeutung hat, vorsteht. Ähnlich hieß das dritte Geschlecht das des Tyr, weil seine erste Rune den Namen Tyr führt. Der angelsächsische Name dieser Rune lautet aber tir ‚Ehre', und das scheint das Ältere; denn Tyr ist der Gott des Krieges, und nach alter Vorstellung bringt der Kampf Ehre. Das zweite Geschlecht heißt nach seiner ersten Rune das des Hagall, aber da ist die ursprüngliche Vorstellung leider nicht mehr greifbar. Hagal soll der Hagel sein, doch ist das schwerlich das Alte, denn dann läge in diesem Namen allein eine böse Vorbedeutung, während die beiden anderen Geschlechter mit einer guten beginnen. Leider läßt sich die Reihe dieser Götter aber auch vermutungsweise nicht mehr vollständig herstellen. Bloß Tyr, deutsch Ziu, der dem Zeus der Griechen entspricht, kann mit einer gewissen Sicherheit für sie beansprucht werden. Hinter Hagall könnte Wodan stehen, wenn die Rune ursprünglich die Geschicklichkeit, Kunstfertigkeit, Weisheit bedeuten sollte, die dieser Gott verleiht und durch die Erfindung der Runen bewährt hat, die ihm zugeschrieben wird, aber die vierte Rune heißt Ase, und man hat unter ihr immer Odin (Wodan) verstanden. Ähnlich unsicher ist Freyr als Führer des ersten Geschlechts, dem Ing entsprechen könnte, nur daß das schon der Name der drittletzten Rune ist."

Prof. Schultz vermutet dann weiterhin, daß „Ing" vielleicht der Stammvater der Ingävonen war und dem nordischen Freyr entsprach.

„Wahrscheinlich sind auch die übrigen Runen-Namen, nicht nur die ersten jedes Geschlechtes, Bezeichnungen für göttliche Wesenheiten oder Kräfte, die der im Namen ausgedrückten Sache walten. Im Auerochsen und im

Pferd werden wir heilige Tiere, in der Birke und Esche heilige Bäume vermuten. Einige Namen scheinen von guter, andere, wie Riese, Beule, Eis, von schlechter Bedeutung. Ein klar durchgeführter Grundsatz ist zwar nicht mehr zu erkennen, aber das soll nicht heißen, daß es dergleichen nicht gab. Die Reihe würde vermutlich viel weniger bunt auf uns wirken, wenn wir überall die alten Bedeutungen und ihren Sinn, ihre Beziehung zu den göttlichen Mächten erkennen könnten. Daß solche Mächte gemeint waren, weiß noch die Edda, wenn sie den Gott Odin (Wodan) ‚der Kräfte kundig' nennt, und davon spricht, daß er die Runen erfand.“ (Schultz)



Die alte gemein-germanische Runenreihe im Kalender

(Nach der Ausstellung: Deutsches Ahnenerbe. Nr. 147)

Es heißt im altisländischen Runenlied:

ᚠ ist der alte Schöpfer
und Asgards König
und Walhalls Fürst.

ᛄ 12. Rune = Riese(ᛄ ᚦ) = Spaltung des Jahreszeichens.

Man kann wahrscheinlich gleichsetzen

dem Frühling — Balder,
dem Sommer — Thor,
dem Winter — Odin,
während Tuisto (ᛝ) die Einheit ist, der Zwiefache.

Die Runenreihe und ihre Bedeutung

Wir wollen noch den ganzen Futhark und die Bedeutung der einzelnen Runen betrachten, weil sie uns das Verständnis geben für die vielen Brauchtumssinnbilder, denen wir begegnen werden. Manche Zeichen bedürfen noch der endgültigen Klärung.

ᚠᚢᚦᚨᚱᚲᚷᚹ:ᚺᚾᛁᛃᛇᛈᛉᛊ:ᛏᛒᛖᛗᛚᛜᛟᛞ

Lautwerte

f u th a r k g w h n i j ē p z s t b e m l ng o d
eu

In Freys Geschlecht:

1. ᚠ entspricht Freyr und bedeutet Gut, Reichtum, aber auch Feuer, Zeugung. (fe- ist auch in „Feod" enthalten = bewegliche Bauernhabe.)
2. ᚢ bezeichnet den Ur, den Auerochs, aber auch den Urbogen, den kleinsten Sonnenumlauf, aus dem das Licht wieder seinen Anfang nimmt. Wahrscheinlich ist dies der ältere Sinn.
3. ᚦ heißt Thorn = Dorn, auch Riese (Thurs), das Sinnbild für Wille und Tat. Die Rune versinnbildlicht auch

den Thorshammer (Lebenszeichen), mit dem die Ehen geweiht wurden.

4. ᚨ heißt Ase (āß, ōß), Gott. Die Asen sind Götter. Das Wort bedeutet ursprünglich Balken, Stamm — vielleicht weil man sich die Götter als Träger und Stützen der Welt dachte (Schultz). Gleichzeitig bedeutet es die geistige Macht, auch die Redegabe, die Odin verliehen ward.

5. ᚱ = ᛉ = ᛚ = rit, reidh, rad, ruoth = Recht, auch Rad, Reise (?).

6. ᚲ = ᚴ heißt ka, kaun, ken. Die Rune bezeichnet den König, das Können, auch wohl die Kien-Fackel, als negative Bedeutung auch Beule, Geschwür (?).

7. ᚷ = auch ᛄ = Gabe, Geber, Gott. Das Malzeichen ist ein Vermehrungs-, ein Fruchtbarkeitszeichen.

8. ᚹ = Wonne (?).

In Hagals Geschlecht:

1. ᚺ auch ᛡ ᚻ = Hagall, das Allumhegende, aber auch Hagel in negativer, vereinzelter Bedeutung. Hagal heißt wörtlich: ‚Ich vernichte' und ist in diesem Sinne auf einem Knochendolchgriff (Vorgeschichtl. Museum zu Oldenburg) angebracht, also bedeutet es die Vernichtung des Feindes und damit zugleich den Schutz der Heimat.

2. ᚾ = Not (Naud). „Gemeint ist der von den Nornen, den Schicksalsgöttinnen, geschaffene Zwang" (Schultz), Gesetz, Schicksalsforderung im Sinne von Notwendigkeit.

3. ᛁ heißt is, Eis; vielleicht ist auch die Persönlichkeit, das Führertum gemeint (?). Man kann das Zeichen als die Haupt-Jahres-, also die Lebensachse verstehen.

4. ᛃ auch ᛃ bezeichnet das Jahr, den Ernteertrag. (Man kann sich die Rune wohl als die zwei ineinandergeschobenen Jahreshälften erklären.)

5. ᛇ = Eibe (?), entspricht vielleicht der verkürzten Schreibform von 8 ʃ = ᛟ = Odal.

6. ᛒ = ᛒ = bergan, bezeichnet die Frucht (?) aber auch die Wahrerin des Lebens und der Fruchtbarkeit, die Perchta = Berta (das ist Frau Holle).

7. ᛘ auch ᛯ heißt madr, Mensch, Mann. Vielleicht hier wie ᛦ yr = Ur, Umkehrung, gebraucht als Herbstzeichen.

8. ᛋ lautet sig = Sieg, bedeutet aber auch sol = die sieghafte Sonne ȣ, den klaren Himmel.

In Tyrs Geschlecht:

1. ↑ = T bezeichnet Tyr, den Kriegsgott und die Ehre, das Jahr, das Leben auf der Wende. Darum steht es oft auf Grabkreuzen.

2. ᛒ = ◭◭ = bar (bjarkan), bedeutet das Geborene, das Leben; vor allem auch die heilige Birke, ein Altarholz, aus dem also auch das Feuer geboren wird.

3. ᛖ = eh, bezeichnet das Pferd, das Roß (Wodans ?).

4. ᛗ heißt Mann (Mannus) = ᛖ und ⋈ (entspricht also auch Mann).

5. ᛚ heißt laf (logr) und bezeichnet das Leben, Wasser (Lebenswasser). Man sagt ja noch „die Lache Wasser". „Vielleicht darf man an den Wassermann unserer Volkssagen erinnern" (Schultz). Das Wasser steht ja auf der Grenze zwischen Leben und Tod, es kann beides spenden, gibt es doch ein Lebens- und ein Todeswasser.

6. ◇ oder ✕✕ oder □ ist Sinnbild der Verschränkung zweier Welten, der Verbundenheit der Geschlechter und heißt Ing = „geboren von" (vergleiche die Endung

ing bei Namen). Man vermutet dahinter auch den Stammvater der Ingwäonen. Die Ingrune spielt als Raute ◊, als Fruchtbarkeitszeichen, eine große Rolle in unserer Volkskunst.

7. ᛟ auch ᛟ und 8 = 8 bedeutet das Odal, odil. Dies Zeichen entstand durch Verbindung des höchsten und niedrigsten Sonnenumlaufes (Sonnenwenden), es bedeutet: Erbgut, die Verbundenheit von Sippe und Scholle, Heimat. Es heißt auch Leben von Gott, Ewigkeit, auch Esche! Die Weltenesche ist ja Sinnbild des wurzelnden Lebens und der Ewigkeit. Das Zeichen ist uns außerdem als ∞ Unendlichkeitszeichen aus der Mathematik bekannt.

8. ⋈ heißt dag, Tag. Dag ist als Göttername aus der Edda bekannt.

Zu alledem ist noch zu sagen, daß die ᚦ = th-Rune und die ᚹ = w-Rune denselben Laut hatten, entsprechend ist es noch heut in der englischen Sprache.

In den jüngeren nordischen Runenreihen wurde ᛦ yr meist als r am Ende eines Wortes benutzt, während sonst ᚱ dafür eintrat. Später benutzte man ᛦ (yr) auch als y.

Die alte Manrune ⋈ wurde in ᛘ verwandelt und schließlich in ᛉ (madr). Sie galt anfänglich als r, später als m.

Schon an diesem Beispiel sehen wir die enge Verknüpfung aller Zeichen und ihrer Erklärungen, die wohl darauf beruht, daß sie sich alle einmal aus dem Rad entwickelt haben und alle noch den Sinn des Rades, der großen Lebensordnung und die Gewißheit des „Stirb und werde“, der Einheit von Leben und Tod, von Sommer und Winter bergen. Außer diesem verbindenden, immer wiederholten Sinn erhält aber ein jedes Zeichen seine besondere Bedeutung durch seinen Platz in der Runen-

reihe und im Jahr — die ja beide dasselbe bedeuten, wie ihr wohl aus den ganzen Vergleichen gesehen habt.

Entsprechend dem zweiten Odalszeichen 8 ist vielleicht auch die Schriftentwicklung des *Hakenkreuzes* aus dem Jahreslauf zu erklären. Hier werden nicht nur der höchste und niedrigste Sonnenkreis miteinander verbunden durch die Jahresachse, sondern auch die beiden Tag- und Nachtgleichen im Frühling und im Herbst.

(Wir haben Hakenkreuze auf Gefäßen der Steinzeit gefunden, die auf die Zeit um 2200 v. Chr. datiert werden.)

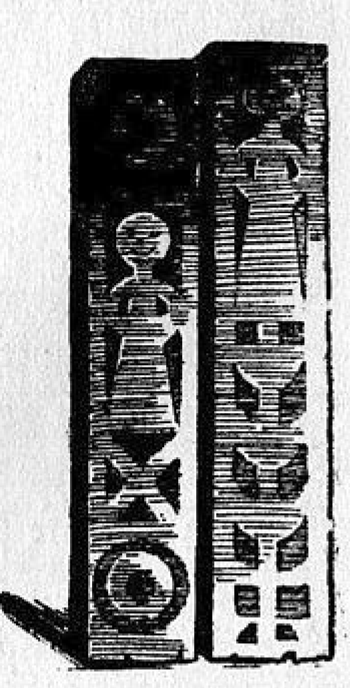
So werden auch die Spiralen als Jahrspiralen verständlich, die uns überall in der Volkskunst begegnen, sie sind Kursivformen dieser beiden Zeichen, Bilder des Sonnenlaufs. (Die Doppelsonne 8 wird S und S und 8 = Brezel.) Und sie sind ebenso wie die anderen Zeichen Sinnbilder für das große Lebensgesetz, das wir im Jahreslauf am gewaltigsten und umfassendsten erleben.

Es bleibt uns nur noch ein Zeichen zur näheren Erläuterung übrig, die *Wendel-* oder *Drehburg*, die sogenannte *Trojaburg*, die wir in Gebildbroten und alten Tänzen antreffen und als Irrgarten in alten Spielen, vor allem zur Frühlingszeit. Dabei spielt sie dieselbe Rolle wie der Flammenwall in der Brunhildsage und die Rosenhecke im Märchen. Sie ist aber gar nicht so verworren und schwierig, wie sie scheint, und der Kundige, der „Richtige", wird schon den Weg hinein- und herausfinden: denn ihre Gänge sind nichts anderes als die verschiedenen Sonnenumläufe, die zur Sommersonnenwende am größten und zu Mittwinter am kleinsten sind. Man kann auch die „Wurmlage" des Mondes in diesem Zeichen sehen, wurde doch der Schwarzmond als gekrümmter Wurm dargestellt. (S. die Bilder einer Trojaburg im Bildanhang.)

Von der Einwirkung des Mondes auf Zeitrechnung und Brauch

Nach all dem scheint allein die Sonne entscheidend auf die Gestaltung von Kult und Brauch eingewirkt zu haben, war sie doch die große, die Jahreszeiten bestimmende Kraft, die in das bäuerliche Leben eingriff. Und doch hat der Mond über einen zumindest ebenso großen Anteil an der Zeitrechnung, an Brauch und Mythos verfügt.

Schon sein Name Mond = Maand (plattdeutsch) hat seine Wurzel in ma = messen. So war der Mond das Maß, das man an Tage, Wochen, Monate (an die Monde) legte, während die Sonne die großen Einteilungen bestimmte. Da man den Mond am besten des Nachts beobachten konnte, rechnete man die Zeit nach Nächten, wie uns auch Caesar in seiner Schrift „Über den gallischen Krieg", VI, 18, von den Germanen berichtet: „Sie bestimmen die Zeiträume nicht nach der Zahl der Tage, sondern der Nächte". Und bis heute feiern wir in unseren alten Jahreslauffesten heilige Nächte, Weihnacht und Fasnacht sagen es schon in ihren Namen. Wir feiern den Altjahrsabend, holen das Osterwasser vor Tagesanbruch, feiern Walpurgisnacht, das Vorfest zu Pfingsten und zum Zunftfest am 1. Mai. Wir brennen zu Ostern und zu den Sonnenwenden unsere Feuer des Nachts ab, und alle Versuche, z. B. den „Christtag" zu größerer Bedeutung über den „Heiligen Abend" zu heben, sind gescheitert: Heut noch heißt die ganze Festzeit der Zwölften „Weihnachten", obgleich dieser Ausdruck als unchristlich bezeichnet und unter Karl dem Franken in harten Abschwörungsformeln verboten wurde. Und Ostern ist obendrein ein bewegliches Fest, dessen Zeitpunkt sich nach dem Mond richtet.



Das Geschehen des großen Jahres verdeutlicht der Mond

jeden Monat. Wie das Jahr eingeteilt ist in die Tarnzeit des Winters und die Lichtzeit des Sommers, so gliedert ein Mond die Zeit in drei dunkle Neumondnächte und drei Wochen mit je neun lichten Nächten. So entspricht auch die Tarnzeit des Mondes der Tarnzeit des Jahres, den Zwölften, in denen die Sonne „stillsteht“ und alles ruht, den Rauhnächten oder Unternächten, wo die Toten umgehen und die kommenden Dinge sich ankünden. Und steigt aus dieser dunklen Zeit der „Zwölften“ das neue Jahr, so bereitet sich auch der neue Mond keimhaft in den drei Schwarzmondnächten vor. Jedes Mond„jahr“ umfaßt (9 + 9 + 9) + 3 = 30 Nächte. Daraus ging die heilige Dreizahl und die heilige neun hervor, die überall in den arischen Mythen und unserem Brauchtum eine Rolle spielen. In der alten Überlieferung und in den Märchen sind es drei gute Nornen oder Mütter oder helfende alte Frauen oder Tiere, die das Schicksal weben, vielleicht noch eine vierte gegensätzliche, dunkle, geheimnisvolle, die dieselbe Rolle spielt wie die dreizehnte weise Frau bei Dornröschen. Denn die Dreizahl und die Zwölfzahl stehen auch zueinander in Beziehung, entsprechen doch die drei lichten Mondwochen der Zwölfzahl der Monate im Jahr, der sich ebenso wie die drei dunklen Neumondnächte als vierte unvollständige Woche die Zwölften als 13. unvollständiger Monat anschließen (nach Schultz). So konnte sich auch die wahrscheinlich ältere Dreiheit der Gottheiten oder göttlichen Schicksalsmächte auf die Zwölfzahl der Schicksalsbringer in unseren Märchen erweitern. Den „Zwölften“ liegt wohl der Ausgleich eines Mondjahres von 354 Nächten mit einem Sonnenjahr von 365 bzw. 366 Tagen zugrunde, der einen Schaltmonat von 12 Nächten bzw. Tagen erforderte. Diese Entwicklung muß lange vor der Auswanderung der verschiedenen arischen Völkerströme noch in unserem Raum vor sich gegangen sein, denn auch die Inder, die Iranier, die Hellenen und das alte Rom kennen die Festzeit der zwölf heiligen Nächte schon Jahrhunderte vor dem Christentum, und ihr Brauchtum und ihre Bedeutung tragen Spuren großer Übereinstimmung.

Es wundert uns aber im Hinblick auf die Zahl der Nächte in einer Mondwoche nicht mehr, daß oft neun hilfreiche Gestalten als Disen, Nornen oder Mütter erscheinen, vor allem an der Wiege des Helden, wie auch der Gott Heimdall sagt, „der weise Ase genannt, groß und heilig. Er wohnt dort, wo es Himmelsburg heißt, an der Brücke Bifröst": „Neun Mädchen sind meine Mütter, von neun Schwestern bin ich der Sprößling."
So stehen neun Gestalten um das heilige Kind wie die Speichen eines Rades. Da wird auch der Mecklenburger Spruch sinnvoll:

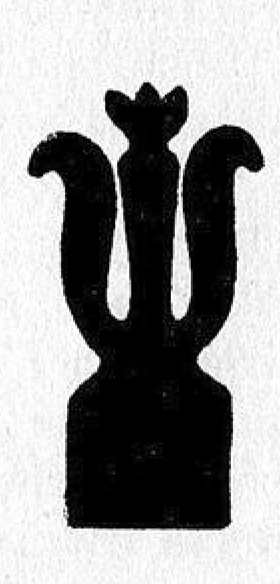
> „Slapen nägen Jungfern in een Bedd,
> un nich een slöppt voran"

und das Volksrätsel:

> „Es laufen nü Schwestern anander no,
> und keene ka die andere überko".

Diese neun Speichen sind nur an einem sinnbildlichen Rad zu suchen, als neun Nächte der alten Woche, der letzten Woche des zu Ende gehenden Jahres und seines letzten Mondlaufes. Das Kind, das sie an seiner Wiege begrüßen, ist das neue Licht, die neu angehende Zeit.
Noch mehr Beispiele können wir bringen: der Weltenbaum hat neun Äste (im Brauchtumssinnbild oft auch drei), und neun Junge des Drachen Nidhögg nagen an der Esche Wurzeln. Neun Nächte hängt Odin am windigen Baum. –
Wie sich die Dreiteilung in Runengeschlechtern und alten Jahreszeiten in das vier- bzw. achtgeteilte Rad einfügt, ohne dieses in Form und Sinn zu zerstören, als ergänzende Gliederung, so steht auch das Tryfos, der Dreifuß neben dem Hakenkreuz und die Dreizahl bzw. Neunzahl neben der Zwölf.
Teilen Sommer und Winter das große S o n n e n jahr in eine helle und eine dunkle Zeit, so lebte man schon früh in der Vorstellung, daß auch der M o n d eine sich d r e h e n d e K u g e l ist, halb licht und halb schwarz, oder zwei feindliche, sich bekämpfende, einander verschlingende und in stetem Wechsel wiederkehrende oder sonst gegensätzliche Wesen, wie sie als Goldmarie und Pechmarie, als fleißige, bescheidene Stieftochter und als die faule in den Märchen erscheinen. Im Laich von der

Jungfrau Maleen sind beide Züge auf ein und dieselbe Gestalt vereinigt. Sie hat zugleich eine schöne und eine häßliche Seite und wird als rechte Braut erst erkannt, wenn sie sich „herumgedreht" hat, so in Märchen, Tanz und Lied (angeführt in der „Mädelschaft" Nr. 7/8, 1935). Im Mittelalter wurde der sinnvolle Gedanke der Doppelgestalt, wie wir ihn im römischen Januskopf und auch bei uns unter den Gestalten des „Sommertages" (z. B. in der Pfalz) finden, ebenso in der Altweibermühle (wo aus dem hell-dunkel ein Gegensatz jung-alt wurde) mit einem anderen Sinn belegt: Man machte daraus die „Frau Welt", jene Gestalt mit dem schönen lächelnden Antlitz und dem häßlichen, krötenbesetzten Rücken, die allen Menschen verkörpern sollte, daß die Welt in Wirklichkeit verkommen und scheußlich sei. Lebt hinter allen alten Sinnbildern eine tiefe Bejahung der Polarität von Sommer und Winter, von Vollmond und Neumond und der immer sieghafte Glaube an das endlich doch entscheidende Gute und Schöne (deshalb enden ja auch die Märchen immer mit der Hochzeit der lichten Gestalten und ihrem Sieg über alle finsteren Feinde), so spricht aus diesem Bild der „Frau Welt" nur eine völlig trostlose Verneinung alles Irdischen. Aber dieses Beispiel zeigt euch, wie alte Symbole beibehalten und doch völlig entstellt werden können. Es beweist uns die Notwendigkeit eines Maßstabes, den wir an alles Überlieferte legen müssen, um den Kern wieder herauszuschälen: die Bejahung der Lebensgesetze und Ehrfurcht statt Furcht.



Von den drei Hauptzeiten, den drei Reichen und der göttlichen Trinität

Wie die Zeichnung des Runenkalenders zeigt, wurde das Jahr in drei Hauptzeiten geteilt, entsprechend auch den drei hellen Mondwochen und den drei Geschlechtern der Runen, wie den drei entscheidend in das Leben eingreifenden Himmelsrichtungen, die die Sonne durchläuft.

K. v. Spieß schreibt in seinem Werk: „Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur":

„Für erdgebundene Menschen gibt es drei Hauptzeiten im Kreislauf eines Jahres. Für den Viehzüchter: Auftrieb, Abtrieb und Schlachtzeit; für den Ackerbauer: Aussaat, Ernte und Drusch. Das entspricht vielleicht den drei Jahreszeiten (Frühling, Sommer und Winter), die Tacitus den Germanen zuschreibt. Als Einschnitte im Leben werden diese Wendepunkte der Wirtschaft aber dann Veranlassung geboten haben, daß man nicht jeden Monat das Neumondfest gleichmäßig feierte, sondern in der Reihe gewisse mit jenen Einschnitten zusammenfallende Monatsfeste besonders hervorhob. So erlangten sie als Feste im Naturjahr eine bestimmte Färbung, aber ihre Bestandstücke blieben die gleichen. Die Festzeiten sind zugleich Markt-, Ding- und Gerichtszeiten. Für den germanischen Bereich sind neben drei Festzeiten, die wir auch bei andern Völkern finden, vor allem die drei Gerichtszeiten etwas ganz besonders Kennzeichnendes. Für die Germanen können wir in sehr früher Zeit (Bronzezeit) ein Jahr von 360 Tagen (12 mal 30) mit einer Gliederung in drei Großhunderte (3 mal 120) nachweisen. Der alte Sinn des Festes ist kurz zusammengefaßt: Erhebung über den Alltag, Erneuerung, Verbundenheit mit der Gesamtheit."

Damit ist zugleich noch einmal etwas über das Alter unserer Festbräuche ausgesagt: Sie reichen bis in die jüngere Steinzeit hinein und haben in der Bronzezeit ganz entscheidende Züge erhalten. Vielleicht hängt mit der stärkeren Beachtung der Sonne als jahrbestimmendes Gestirn die Umstellung zur Brandbestattung zusammen. Jedenfalls tritt noch heute in Mythos und Brauch die Umstellung von der Mond- auf die Sonnenrechnung zutage und deutet die Erscheinung an, daß aus dem ursprünglichen Neumondfest im kleineren Zeitmaß (dem Mond) die großen Feste des Jahres wurden, vor allem die Zwölftenzeit: Weihnachten.

Der immer wiederkehrenden Dreizahl der Gottheiten und Schicksalsmächte stellen sich die drei Reiche als verwandtes Sinnbild zur Seite: Erde, Luft und Wasser, oder Baum, Wind bzw. Feuer und Wasser. Sie entsenden auch stets die drei hilfreichen Tiere in den Märchen: ein auf der Erde sich bewegendes Tier, z. B. einen Hasen oder Wolf oder Bären, einen Vogel und einen Fisch oder Frosch, die als Vertreter der drei das Erdenleben bestimmenden Elemente dem Helden, der ihnen vertraut und verbunden ist, zur Seite stehen. Immer aber wird erkenntlich, daß diese drei zusammengehören als Äußerungen eines göttlichen Willens, einer entscheidenden Schicksalsmacht.

Darum überliefert auch die Edda, daß das erste Menschenpaar Ask und Embla (Esche und Ulme) von der göttlichen Trinität Odin — We — Wili, dem Gott in den drei „aettir", aus dem Baum, dem Sinnbild des göttlichen Willens und Gesetzes, geschaffen und ihnen dabei das odhr ᛟ', das Leben Gottes (der Odem), von dem Odebar, dem Lebensträger (= Schwan oder Storch), dem wintersonnwendlichen Geleiter des Odin = „Od"-„Gottes-" verliehen wurde. — Bei diesem Bild wird uns mit einem Mal auch der ursprünglich tiefere Sinn des Kindermärchens vom Storch, der die Geschwister aus dem Kinderbrunnen oder Teich der Frau Holle holt, verständlich.

Als Verkörperer dieser drei Reiche oder göttlichen Mächte beherrschen das Feuer, das Wasser und der Baum den Mittelpunkt eines jeden Festes.

Da die Feste des Nachts begonnen, wenn nicht überhaupt nur dann gefeiert wurden, steht das Feuer an ihrem Beginn. An Hand des Weihnachtsfestes wollen wir uns mit seinem Sinn näher befassen, hier mag der Hinweis genügen, daß einst wohl bei Beginn der drei Neumondnächte das Herdfeuer gelöscht und mit dem Erscheinen des neuen Mondes wieder entzündet wurde. — Dieser Brauch wurde dann auf die großen Jahreslauffeste, vor allem auf das Anbrennen des Julblocks zu Weihnachten bzw. zum Julfest übertragen. Zu Fasnacht, am Funkensonntag, wie zu Ostern, zur Sommersonnenwende

(= Johannis-) und in der Martinsnacht werden feurige Räder von den Bergen gerollt und brennende Scheiben weithin sprühend „geschlagen" und „getrieben". Und heut noch flammen fast in jedem Dorf an den großen Festen die Höhenfeuer auf — wahrscheinlich die jüngste Form des Feuerbrauchs und doch schon Jahrtausende alt. Lebenfördernd aber ist das Feuer nur in der Hut des Herdes, wächst es darüber wild hinaus, vernichtet es alles, dem es sonst Wärme und Kraft spendete. An den großen Wendefesten und bei der Hochzeit wird das Feuer neu entzündet.

„Ebenso wie das Feuer erfährt auch das Wasser zu bestimmter Zeit eine Erneuerung; daher wird in der Festnacht heilkräftiges, neues Wasser geholt. Das vor Sonnenaufgang, also während der Herrschaft des Mondes geschöpfte Wasser heißt „junges" Wasser = Lebenswasser. Es verleiht Gesundheit, Körperkraft, Schönheit, Kindersegen. Die alte Vorstellung ist die, daß das Wasser aus dem Füllhorn des Mondes stammt, das als ein sich füllendes und sich wieder entleerendes Gefäß gedacht wird." (K. v. Spieß.)

Tatsächlich hat Prof. Hans Hahne durch neue medizinische Untersuchung erwiesen, daß das Quellwasser, das gerade frisch unter dem springenden Eis geschöpft wird, heilsam ist und lange eine besondere Kraft bewahrt. Darum muß man auch das Osterwasser schweigend holen, weil man sonst nicht darauf achten würde, ob man auch das richtige schöpft. Gewisse Zusammenhänge zwischen Wasser und Mond sind jedem Menschen selbstverständlich, der eine längere Zeit an der See gewohnt hat, und so beruht auch der Glaube an die Wundertätigkeit des Wassers auf Erfahrung und Wirklichkeit.

Dem neuen, frischen Wasser entsprechend wissen unsere Sagen und Märchen auch von einem Todeswasser, von einem Trank, der dem unheilvoll werden muß, der die Gesetze nicht ganz weiß und irgendwo die Bindung zerbrach, der reif ist zum Sterben, — wie es ja bei allem Brauchtum das Gegensätzliche gibt, das Wissen um die Polarität aller entscheidenden Dinge, die den Menschen zwingt, in ihr Wesen einzudringen, auf ihre Gesetze

zu horchen. Auch das Eis kann dieser lebenhemmenden Kraft des Wassers entsprechen: der Eisberg, der vor der Befreiung der Jungfrau bezwungen werden muß, und der gläserne Eissarg, der Dornröschen umschließt.



Zu jedem Fest gehört d e r B a u m, auf dessen Verwandtschaft mit dem Rad ich schon hingewiesen habe. Er erfreut uns als Tannenbaum oder Kinjesbaum zu Weihnachten, als Sommerstecken und in vielen anderen Formen zur Fasnacht und zu Ostern, als Maibaum zu Pfingsten und Walpurgis, als Bäumchen auf dem neu errichteten Haus und zur Kirmes. — Immer steht er als Sinnbild des Lebens im Mittelpunkt unserer Feier, ob als Kranz, als Laub-, Ernte- und Flitterkrone auf einer hohen, bestimmt geformten Stange oder als grünender Baum. Er spricht von der Ewigkeit des Lebens, von der Verwurzelung unseres Seins und Werdens im tiefen Grund der Vergangenheit, von der ewigen Wiedererstehung in der Zukunft, in die wir so mächtig hineinragen sollen, wie er mit seinen Ästen unabsehbar weit über die Lande greift, Himmel und Erde verbindend zu e i n e m Bild des Lebens, des Kampfes und der Kraft.

Er ist der Weltenbaum, die Jahres- und Himmelsachse, die sich unsere Ahnen tatsächlich so die Mitte bestimmend dachten, wie die Verbindung von der Erdachse bis zum Polarstern ist: unseren Himmel tragend, ein Maßbaum auch für die Seefahrer, die ihren Weg nach den Sternen suchen. Diese Achse, der Stamm, ist das Entscheidende: die Wurzeln sind meist oben gedacht. Die Krone wendet sich der Erde zu, so wie auch mancherorts die Tannenbäume noch aufgehängt sind und alte Sagen von Gerichtslinden und anderen alten Bäumen erzählen, daß sie — auf Grund eines bestimmten Geschehens, dessen Urteil sie

dadurch sprechen — mit dem Laub in die Erde gesteckt und doch gewachsen seien. Und wenn wir nun wissen, daß der Brunnen, durch den Goldmarie zur Frau Holle gelangt, eigentlich am Fuße der Esche steht und der Nornenbrunnen ist, die Quelle mit dem Unsterblichkeitstrank oder Lebenswasser, mit dem Trunk, der Odin tiefste Weisheit und die Gaben der Runenkunde verlieh, dann wundert es uns nicht mehr, wenn Goldmarie nach ihrem Weg durch den Brunnen Schneeflocken aus Frau Holles Betten auf die Erde hernieder schütteln konnte. Das alte Lied von Fjölswid sagt von der Welteneschе:

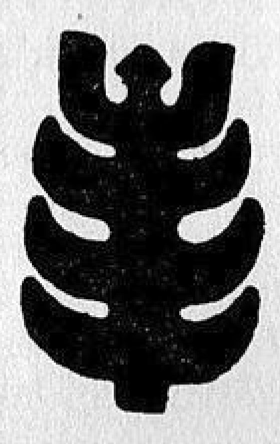
> Wie heißt der Baum, der die Zweige breitet
> über alle Lande?
> Mimameid heißt er, kein Mensch aber weiß,
> aus welcher Wurzel er wächst. . . .
> Seine Früchte soll man zum Feuer bringen
> für wehenkranke Frauen:
> nach außen geht dann, was innen war:
> so wird er der Menschen „Maßbaum".

Mehr noch wird er zu Weihnachten von uns beachtet werden. — Aber als Maßbaum der Menschen, als Sinnbild göttlichen Waltens wie das Rad lebt er in unserem ganzen Volksgut. Auf vielen Felsbildern und schon auf Bernsteinanhängern der jüngeren Steinzeit ist er dargestellt.

Außer diesem weit zurückführenden Sinn des Maßbaumes erhärtet auch die Tatsache das Alter des Brauchtums um den Baum, daß er zu manchen Festen des nachts im Walde geschlagen wird. Er hat zum Teil heute noch, früher überall, eine ganz bestimmte Anzahl von Sprossen. Oft neun oder auch dreißig, und die neunsprossigen Bäume tragen siebenundzwanzig Lichter oder Früchte, jede Sprosse drei, oder neun Äpfel und siebenundzwanzig Nüsse (Clausenbaum) und so fort, ganz entsprechend weisen auch die mit Buchsbaum geschmückten Lichter- oder Apfelpyramiden auf die Zeitrechnung hin.

Auch dieses Sinnbild hat seine Doppelgestalt, wie das alte und neue, das unheilvolle und heilbringende Feuer, wie Todes- und Lebenswasser steht hier der grüne Baum und der grüne Kranz

dem trocknen, alten gegenüber. Der neue muß den alten ablösen, und dieser muß feierlich verbrannt werden, wie wir den Winter als Strohpuppe verbrennen, wenn der Frühling kommt. So geschieht es auch mit der alten Queste zu Questenberg und mit dem alten Erntekranz, wenn der neue eingebracht werden soll. Wir kennen obendrein noch den Schandmai oder Strohwisch für das unbeliebte oder unehrenhaft gewordene Mädchen, eine Art Ächtungsurteil, während der Maibusch dem auserwählten Mädchen ein erfülltes Leben, Glück und Hochzeit verheißt.



Festtrunk, Festmahl und Spiel als alte Bestandteile der Feiergestaltung

Auch der besondere Trunk, der Festtrunk, mit dem den Ahnen „Minne" zugetrunken wird, der die enge Verbundenheit bezeugt zwischen den Lebenden und Toten der Sippe, erinnert an den Baum. Odin erhielt die Runenweisheit durch den Genuß des geheimnisvollen Mets, der alle Runen schon in sich enthält. Der Weisheitstrank stammt vom Baum, „als das himmlische Naß wird er gefaßt, das vom Weltenbaum träuft". (Prof. Schultz.)

Noch heut kennen wir den feierlichen Umtrunk, das Totengedenken beim „Erbbier", „Dodenbeer" oder „Graffbeer" — das allerdings nicht in den Unsinn einer hemmungslosen Trinkerei entarten darf, will es sein Wesen wahren. Maria Reiners schreibt in „Mädel voran", 27/28:

„Daß auch dieser Brauch von dem ehemaligen e i n e n Feste zur Neumondszeit übernommen worden ist in unsere Familienfeiern, zeigt die schwedische Bezeichnung für Totenmahl, näm-

lich „manada motzööl“ = Bier der Monatsversammlung, es entspricht dem altenglischen monets mindes = Monatsminne, Erinnerungsmahl für den Toten nach dreißig Tagen, und dem deutschen „Dreißigmahl“ mit gleicher Bedeutung.“ „Wie beim Totengedenken ist der Trunk auch ein kennzeichnender Zug bei der Hochzeit oder Verlobung. Bei den Siebenbürger Sachsen heißt die Verlobung „Brautvertrinken“, was dem Ausdruck „den Toten vertrinken“ genau entspricht.“

Bei dem festlichen Umtrunk wird das Gelöbnis ausgesprochen – was natürlich nicht ausschließt, daß zu einem anderen Spruch ein weiterer Umtrunk erfolgt. Solche Sprüche hat uns die Edda in großer Zahl überliefert.

Zur Feier eines Festes gehört außerdem immer das Festessen, das Festmahl. „Auch dieses stand ursprünglich in inniger Beziehung zur mythischen Überlieferung und zur Zeitordnung. Zum Festmahl gehören Speise und Trank. In der Zahl der Gerichte, in der Zubereitung der Speisen (neunerlei Kräuter usw.), in der Formung der Gebäcke (sogenannte Gebildbrote), in Herstellung der Getränke hat sich noch mancherlei erhalten“ (K. v. Spieß).

Die Festspeise entspricht den Jahreszeiten, aber sie verrät vor allem auch ein großes Wissen um die Heilkraft der verschiedenen Gewächse. Auch sie hat mehr Sinn als den des Ernährens und Sättigens. Sie soll das Leben des Menschen erneuern. Als heilige Lebensspeise verpflichtet sie Familie und Gemeinde.

Beim Juleber, dem Begleittier Freyrs, wurden die Verträge erneuert. –

Neben dem Festmahl ist das Gericht halten, die Rechtsordnung, ein Teil des großen Festes, wie sich ja heut noch das Narrengericht zu Fasnacht erhalten hat, der Gesindewechsel und die Vertragserneuerung im Herbst, vor allem am Michaels- oder Martinstag, oft verbunden mit Markt und Kirmes. Denn der Markt fand gleichzeitig statt mit den großen Festen der Hundertschaften und Stämme, er gehörte zum Drum und Dran eines großen Things. So schildern es uns die Islandsagas. Und durch ganz Norddeutschland ziehen sich die „Ochsen-

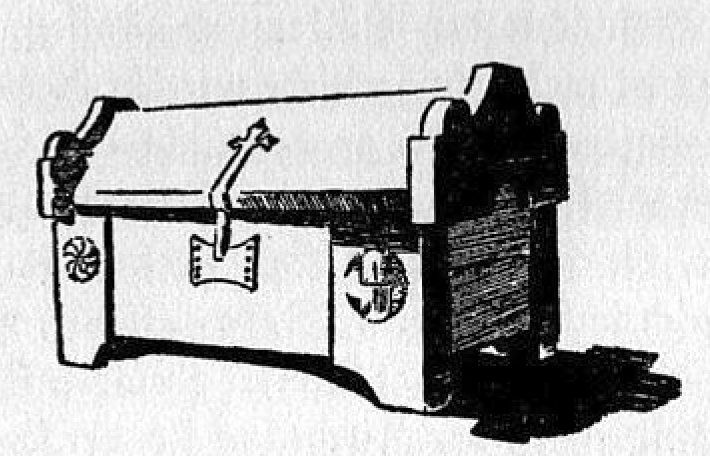
wege" und Helwege — in Ostfriesland „Konrebberswege" genannt (d. h. König Radbods Wege — Radbod wollte sich nicht taufen lassen, um mit seinen Ahnen vereint zu bleiben) — das sind alte, noch heut wichtige, große Straßen, oft von Wällen eingezäunt, an denen wir viele vorgeschichtliche Funde machen. Hier trieben auch nach der Bekehrung, als zunächst alle alten Feste mit ihrem Brauch verboten waren, die Bauern ihr Vieh zu Markt, zur selben Zeit wie einst das Thing lag, und tarnten mit dem Handel eine meist geheim noch damit verbundene Feierbegehung.

Im Kernpunkt der Feier steht seit jeher das Spiel, ursprünglich voll ernsten Sinns, später oft zum bloßen Tanz, zum Kinderspiel, zu Jahrmarktsgaukeleien und ähnlichen Dingen herabgesunken. Aber manche Spiele haben sich — in veränderter Form und manchmal in Beziehung zu kirchlichen Heiligen gebracht — über das Mittelalter hinaus gerettet.

Auf den Felszeichnungen wie auf alten Gefäßen, vor allem aus der Bronzezeit, sind uns Ausschnitte aus der dramatischen Vorführung, die wir mit „Laich" bezeichnen, überliefert. Einst gehörte ein bestimmter Laich zu jedem Fest. Die Laiche sind gespielter Mythos und zeigen beispielsweise auch verwandte Züge mit alten griechischen Festspielen, denen wie den unseren die sinnvolle Verbindung von Sportleistung und Festgestaltung auf Grund der heiligen Überlieferung eigen ist. So haben wir mit ihnen gemeinsam Kampfspiele bei der Verbrennung oder Bestattung eines Helden, vor allem großartige Wagenrennen, die auch später noch dem großen Toten zu Ehren wiederholt wurden, da ja die Verehrung eines bedeutenden Helden oft zu Kult und Mythos wurde — er wurde göttergleich. In Olympia kommt den Wagenrennen zu Ehren des griechischen Helden Pelops, aus denen sich die olympischen Wagenrennen entwickeln sollten, diese Bedeutung zu. Bei uns war es vor allem die Totenfeier Balders, die jährlich erneut zur Sommersonnenwende, wenn das Licht wieder abnahm und die Dunkelheit wieder ihren Sieg ankündigte, am Feuer begangen wurde mit ähnlichem Brauch wie die Bestattung eines

Herzogs. — Ja, gern hat man zugleich am Thingtag und Sonnwendfest die toten Helden verbrannt, gehört doch das Leben des Menschen mit in das große Jahresgeschehen, in seinen Auf- und Untergang und seine Wiedergeburt.
Alles ist hier in einem Gottesdienst vereint, der zugleich Ahnenverbundenheit bedeutet: Sportlicher Kampf und Tanz, die gespielte Handlung und das gesprochene und gesungene Wort, das letzten Endes Spruch des Schicksals, Gesetz, ist wie das Jahresgesetz und jede seiner Forderungen in den verschiedenen Abschnitten. All das ist in Bruchstücken noch im Laich lebendig geblieben.
Otto Schmidt sagt über den Laich in seinem Buch „Der Schiffmann": „Sicherlich sind die Laiche aus dem großen „Unterbewußtsein" einer Rasse, eines Volkes erwachsen; der Sinn dieser Bilder aber war einmal allen klar. Wird dieser nicht mehr verstanden, so ist das Wissen um letzte Gesetze des Lebens, des Blutes geschwunden; das Gesetz des Handelns, die arteigene Weltanschauung ist verloren. Wohin es führt, wohin es immer führte, wenn Bluts- und Rassengesetze vergessen wurden, zeigt die Geschichte der Völker und Rassen. Diese Gesetze gelten ja noch viel mehr für seelische wie für körperliche Dinge. Diese Gesetze unseres Blutes waren nicht bloß bei der Gestaltung der Laiche wirksam, sondern diese Gesetze selbst sind Inhalt einiger Laiche, die Laiche selbst sind „gestaltete Weltanschauung". Der Laich wurde in dem Maße entstellt, völlig umgeändert oder vernichtet, als arische Völker fremdem Geist verfielen. Trotz allen Einsprüchen der Kirche hat sich der Laich lange Zeit erhalten. Wir wissen aus dem Jahre 1012, daß in der Nacht des Weihnachtsfestes, das in dieser Zeit Beginn eines neuen Jahres ist, also an der Zeitenwende, ein Laich mit Chor und Einzelspielern noch gespielt worden ist."
In Prof. Georg Hüsings Buch „Deutsche Laiche und Lieder" finden wir einen Teil der Laiche in mühevoller Arbeit aus ihren Resten in Singtänzen (Reigen), Volks- und Kinderliedern und Kinderspielen wiederhergestellt. Der Laich von der Walburg- und Brunhildsage ist in der „Hinde im Rosenhag", so in unse-

rem Volkslied „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn" erhalten geblieben und gehört in die Zeit um Pfingsten und Sommersonnenwende. Den Laich von der Jungfrau Maleen, den Frühlingslaich, findet ihr in der „Mädelschaft" Nr. 7/8, 1935. Vielleicht kennt ihr noch den vom Schloß in Österreich, in dem Spuren des Nibelungenliedes, zwar durch Spielmannszüge verändert, weiterklingen, oder ihr kennt den ernsten schwedischen Reigen von „Sven im Rosenhof", der seinen Bruder erschlug und die Heimat verlassen muß. Der Laich vom Schiffmann — vom Fährmann Tod, stellt uns schlicht und klar mitten in die Grundforderungen und die Gesetzmäßigkeit unserer Weltanschauung. Erst dem Liebsten gibt der Tod das Mädchen frei, weil er sie zu Mutterschaft und damit zu neuem sinnvollen Dienst am Leben führt. Der Vater darf nicht seinen Hof, sein unantastbares „Odal", für ihr Leben einsetzen und nicht der Bruder sein Schwert, seine Ehre, weil ohne beides das Leben doch nicht als rechtes Leben mehr gilt und sie durch solche Rettungstat Verbrecher würden an der heiligen Ordnung, doppelt dem Tode verfallen.



Die Geschichte der alten Bräuche nach der Zeitenwende

Mit den großen Sinnbildern Feuer, Wasser und Baum, mit Gericht, Laich und Festmahl haben wir die Gestaltung unserer Feste in ihrer tiefsten Bedeutung umschrieben und das allen Gemeinsame herausgeschält.

Jetzt wollen wir noch einen kurzen Überblick über die Geschichte nach der Zeitwende gewinnen, damit das einzelne Fest nachher

um so klarer in seiner Sonderbedeutung sich aus dem Reigen hebt.

Zunächst galt in der großen Umbruchszeit der Missionierung alles Überkommene als Sünde, der man abschwören mußte, und mit der alten Religion wurde auch das mit den Ahnen verbindende Brauchtum der Sippe abgelehnt und bekämpft. Als aber die Kirche mit dieser Ablehnung nicht Fuß fassen konnte, weil das Volk nicht seine ganze alte Sittenauffassung fahren lassen wollte, die jenes Brauchtum hatte entstehen lassen — seine bäuerliche Tätigkeit und Haltung, die immer wieder zu einem ähnlichen Lebensausdruck führte —, als dann trotz schärfster Verbote die Feste doch geheim alten Bräuchen gemäß gefeiert wurden, schlug die Kirche andere Wege ein: Auf den alten, heiligen Stätten baute sie ihre Kirchen, sie ließ sogar einiges bestehen, das den Leuten besonders teuer war, man gab nur der alten Überlieferung eine neue, oft völlig andere, häufig aber auch ähnliche Bedeutung. Aus Göttern und Helden, deren Verehrung im Volk nicht einzuschläfern war, wurden Heilige mit entsprechenden Wesenszügen, die ihr Brauchtum übernahmen. Aus alten Heilsprüchen, die man zunächst als „Zaubersprüche" verachtete (wie z. B. die Merseburger), formte man neue „Segenssprüche", indem man einen Heiligen an ihren Anfang und ein „Amen" an ihren Schluß setzte. Und nannte man zunächst die alten, segnenden, Fruchtbarkeit verheißenden Wasserbräuche, so das Besprengen des letzten Kornfuders, einen mit Dämonen zusammenhängenden „Regenzauber", so wurde doch bald darauf wieder ein priesterliches „Segnen" mit Weihwasser daraus. Freilich wurde dabei manchmal dem Brauch eine andere Bedeutung beigesellt, aber der Bauer fand den ursprünglichen Sinn meist immer wieder aus seinem eigenen bäuerlichen Erleben und kümmerte sich wenig um die neuen Deutungen.

Sehr offen bringt die *Anweisung des Papstes Gregor an den Bischof Augustinus* die bewußte Umgestaltung statt Bekämpfung der alten Sitten zum Ausdruck. Diese Anweisung erließ er um 600 für die Missionierung der Angelsachsen. Er schrieb:

Man müsse nicht die Tempel der „Götzen" zerstören, sondern die „Götzen". Man mache Weihwasser und besprenge damit die Tempel. Man errichte Altäre und lege Reliquien hinein. Wenn die Tempel der Angelsachsen gut gebaut seien, so entziehe man sie dem Dienste der Götzen dadurch, daß man sie zu christlichen Tempeln umweihe, und zwar deshalb, damit dieses heidnische Volk desto williger an die gewohnten Anbetungsstätten komme.
Zweitens, da die Angelsachsen noch gewohnt seien, ihren „Göttern" Stiere zu opfern, so sei es geboten, ihnen diese Feierlichkeit zu belassen; nur muß man ihr einen christlichen Sinn unterlegen. Und so sollen sie am Tage der „Kirchweih" und an den Gedächtnistagen der heiligen Märtyrer, deren Reliquien zur Schau zu stellen sind, aus Baumzweigen Hütten rings um diejenigen Kirchen herrichten, welche aus „Götzentempeln" zu christlichen Tempeln umgeweiht wurden; und so sollen sie diese Feier bei christlichem Mahle begehen, also dem heidnischen „Götzen" keine Tieropfer mehr darbringen (die aber in Wirklichkeit von der Gemeinschaft im gemeinsamen Mahle verzehrt wurden — ein Teil nur wurde dem Gott als Dankopfer verbrannt. Verf.), vielmehr zur Sättigung, Gott zum Lobe, Tiere schlachten und dem Geber aller guten Gaben für die Speise danken. Diesen Menschen müsse man einige äußerliche Freuden lassen, damit sie desto leichter zu den inneren Freuden hingeführt würden. (!) Denn es unterliege keinem Zweifel, daß es unmöglich sei, diesen herben Gemütern alles auf einmal wegzunehmen usw. —
Und so legte man auf das alte Weihnachts- und Julfest den Geburtstag Christi, wie auf die Sommersonnenwende, zumindest kurz danach, den von Johannes dem Täufer, der ja ein halbes Jahr älter sein soll als Christus. Dies sind fast die einzigen Geburtstagsfeiern im kirchlichen Festkalender. Aus den Fasenächten wurde Fastnacht, das dann von Zeit zu Zeit immer wieder verboten wurde, weil man es zu lebensfroh feierte. Aus den Sommerstecken, den Maibuschen mit Brezeln und Äpfeln wurden „Palmen". Und den Sonntag, an dem die Kinder mit

ihnen von Haus zu Haus zogen, hieß nun „Palm"sonntag. Auf das bewegliche Osterfest, das alle alten Frühlingsbräuche behielt, legte man die an sich doch historisch gebundene Auferstehung des Heilands, und da Pfingsten ursprünglich nicht vorgesehen war im Volksbrauch, verband man es mit Oster- und Sonnwendbrauchtum, das man auf „50 Tage" nach Ostern verschob, also auch zum beweglichen Fest machte. Aus dem Walburgbrauch, der mit der Brunhildensage zusammenhängt, wurde das Fest der Äbtissin „Walpurgis", und der Mantelträger Odin bekam Teufelsgestalt. Heut noch feiern Dörfer Kirmes, die gar keine Kirche haben, also auch keine „Kirchweih" begehen können.

An die Herbst-Tagundnachtgleiche, wo sonst das dritte ungebotene Thing, das Michelthing stattfand, band man den Tag des heiligen Michael, aus Wodan wurde der Weihnachtsmann, der heilige Martin, der Pelzmärte, auch Nikolaus, der Schimmelreiter, St. Ruprecht; und der Martinstag und der Nikolaustag pflegten die alten Sitten in neuer Beziehung weiter. Altes germanisches Brauchtum des Totengedenkens wurde um 1006 an „Allerseelen" gebunden und die Feier am Totenhügel auf den Friedhof übernommen. Der Nornengedanke: Frau Holle oder Frau Gode, Frau Harke = Frigga lebte als Luzia, Berta und weibliches Christkind weiter. Ganz ähnlich war es mit den Feiern und Bräuchen des Lebenslaufs, die wir später noch kurz gesondert behandeln wollen.

Es ist bezeichnend, daß besonders strenge Kirchenväter und Bischöfe immer wieder von Zeit zu Zeit die Bräuche mit Verboten belegten und sie schlechtweg heidnisch nannten, wie ja auch noch im Jahre 1935 in Tirol und Italien der Weihnachtsbaum vom Vatikan als heidnisch bezeichnet und verboten wurde, eine überraschende Tatsache, die z. B. ein Pfarrer des Emslandes sofort kopierte, obgleich dieses Verbot im Hinblick auf die entsetzte deutsche Bevölkerung in Tirol gleich wieder aufgehoben werden mußte.

So ging es auch zu allen Zeiten mit anderen gebräuchlichen Sitten von früher. Die Kirche hat durchaus nicht das Brauch-

tum um des Brauchtums willen uneigensüchtig gepflegt, sondern hat es nach Möglichkeit bis aufs letzte bekämpft und nur, wenn es gar nicht anders ging, aus taktischen Gründen für sich — um ihrer selbst willen — verwertet. Ein Beispiel unter vielen anderen liefert da die Reihe von dreißig auf der Synode von Liftinae unter der Herrschaft Karlmanns verbotener „heidnischer und abergläubischer Gebräuche", die man in der vatikanischen Bücherei im Pfälzer Kodex Nr. 577 lesen kann. Greifen wir nur einige Punkte heraus:

Im Punkt 15 wurde das „aus Holz geriebene Feuer, Nodfyr genannt", streng untersagt. Daß die Kirche es aber bewußt nachher aufgenommen hat, wenn sie heute am Ostersonnabend auf den Kirchhöfen das Feuer sogar durch die Geistlichen weihen läßt, bezeugt ein Ausspruch von Stonner aufs neue: „Die nachweislich auf germanischem Boden in die kirchliche Liturgie einbezogene Feuerweihe am Karsamstag war nach altem Brauch ein Wiederempfangen der Sonne, des Lichtes, auch für die Nutzung am heimatlichen Herd."

Auch das Brauchtum am häuslichen Herd und seinem ständig brennenden Licht wurde besonders verdammt. Die Pflege der Quellen, die Vogel- und Pferdezeichen hat man verboten, auch das Heilkräuterbündel, das „Marienbündel", trotz seiner neuen Bezeichnung. Und dennoch lebt die Heilkräuterweihe in der Kirche lustig fort, die Kirche weiht „Palmbuschen und Weihbuschen", und ein katholisches Kirchenblatt stellt ausdrücklich fest, daß „diese altheiligen Lebenszeichen auch in der Kirche ihren Ehrenplatz haben!"

Im Punkt 28 wurde verboten, Bildwerke durch die Felder zu tragen. Heute geschieht dies in allen kirchlichen Prozessionen.

Die „Bilder aus Mehlteig", die Gebildbrote, hat man noch als besonders gefährlich und verabscheuungswürdig hervorgehoben, vor allem auch die Hörnchen, Bilder der Mondsichel. Als aber die Brezeln und all die anderen Kuchenformen dennoch weiter gebacken wurden, wurde ihnen ein kirchlicher Sinn zugesprochen. Und ähnlich ging es mit allen vorchristlichen Bräuchen. Diese

Verbote wurden damals unter dem Vorsitz von Bonifatius erlassen.
Ein milderer Versuch ist es heute, wenn Viktor von Geramb in seinem Werk „Deutsches Brauchtum in Österreich" in „tiefer Besorgnis um die Reinheit und Schönheit" des Sonnenwendfeuers in seinen zehn Richtlinien schreibt:
„Man entzündet das Feuer am Abend des 23. Juni. Dieser Abend ist vom Volke nachweisbar seit mehr als tausend Jahren eingehalten worden. Der astronomische Sommeranfang am 21. Juni hat mit dem alten Volksbrauch nichts zu tun."
Er bedenkt nicht, daß sämtliche „Johannisbräuche" Sonnenwendbräuche sind und daß diese Sommersonnenwende noch im Jahre 831 nach schriftlichem Zeugnis nicht am 23. bzw. 24. Juni, sondern am längsten Tag im Jahr gefeiert wurde. Damals brannte das Kloster Fulda durch „unglücklich" fliegende Sonnenscheiben in eben dieser Nacht ab, wie das Kloster Lorch am 21. März 1090 durch Feuerscheiben vom „Funkenschlag".
Nicht nur die heute noch bei aller Vorsicht und trotz des Schlagwortes von der brauchtumsfeindlichen Haltung der Kirche vorkommenden Eingriffe und Verbote lassen uns mit Recht an der Stetigkeit und Ehrlichkeit dieser Brauchtums- und Volkstumsliebe zweifeln; vor allem zwingen uns auch die vielen Urkunden des letzten Jahrtausends dazu, die von Verboten der Bräuche handeln, und man vermutet mehr den augenblicklichen Wunsch als Vater des Gedankens hinter dem Ausspruch von Bischof Berning in „Katholische Kirche und deutsches Volkstum" (Seite 32): „Ehrwürdig war dieser Kirche außer der Muttersprache auch die Sitte und das Brauchtum. Sie knüpfte vielfach an beste heimische Tradition an und veredelte sie. Ehrwürdig waren der Kirche Legenden und Märchen der Volksphantasie, duldsam war sie selbst den gröberen Äußerungen des Volkshumors gegenüber.
Daraus erhellt, wie sich die Kirche jederzeit als Hüterin und Förderin des deutschen Volkstums erwiesen hat."
Das stimmt auffallend zu dem Wunsch einer Breslauer Konferenz, daß die „tiefgründige Erforschung" der Volkskunde im

allgemeinen Interesse eindringlich empfohlen und „geeigneten Geistlichen anvertraut" wird. (Weiteren Stoff zu diesen Fragen gibt uns vor allem Hans Strobel in seinem Aufsatz „Entkonfessionalisierung des Brauchtums" — „Wille und Macht", Heft 18 —, dessen Angaben auch bei dem vorstehenden Text mitverwandt wurden. Noch eingehender hat er darüber in dem 1938 erschienenen Büchlein „Volksbrauch und Weltanschauung" geschrieben.)

Wir aber wollen unser Volkstum herauslösen aus dem unsteten Wechsel von Verbot und Beachtung durch die Konfessionen und in die Hände des Volkes gelegt wissen als ein überkonfessionelles, aus den Volkstumskräften gewachsenes und immer wieder neu genährtes Gut, das unsere Ehrfurcht verlangt. Ehrfurcht vor seinem Alter, seiner Zeitlosigkeit und Gegenwartsnähe und vor unserer eigenen Stimme, die klar und groß daraus spricht.

Die Bauern vergessen nie, daß die Grundgesetze, nach denen das Leben der Menschen verläuft, immer dieselben sind und bleiben. Sie lassen sich nicht täuschen und blenden durch scheinbare Änderungen; sie wissen, die sind immer nur vorübergehend, es kommt alles mal wieder, denn die Träger von allem sind die Menschen, und die ändern sich niemals.

Hermann Löns



Das Jahr im Brauch

> Uns kann es nicht anders als erfreulich und tröstend sein, die Natur als ein großes, in sich geschlossenes und sich selbst tragendes Ganzes zu sehen, in dessen unendlichen Ring auch unser Dasein mit einer ewigen und wohltätigen Notwendigkeit mit eingefaßt ist, und in dessen unermeßlichem Umlauf unsere kleinen Kreise mitwandeln . . . .
>
> Ernst Moritz Arndt

Wir beginnen unser Brauchtumsjahr mit der großen Wendezeit des Jahres, mit Weihnachten. Hier stehen wir auf der Schwelle zu dem neuen Werden und Geschehen, denn unter der Schneedecke hat bereits der Kampf gegen Eis und Tod begonnen, und das neue Leben kündet sich dem an, der noch zu schauen vermag. Die Sonne hebt sich mit neuer Kraft wieder zu ihrer Jahresbahn und beschreibt Tag für Tag einen größeren Bogen über unserem Horizont, immer mehr Licht und Wärme spendend. Unserem alten Brauch der natürlichen Zeitrechnung entsprechend, beginnt auch das Kirchenjahr nach dem Abschluß durch Totenfeier und Bußtag neu mit der Weihnachtszeit, den Adventstagen, die voller Erwartung hindeuten auf den eigentlichen Neuanfang: Weihnachten, wo das neue Heil, die neue Zeit geboren wird. Denn unsere Neujahrseinteilung ist ja eine rein willkürliche und erst spät erfolgte Festlegung, die nur ungefähr die eigentliche Wendezeit noch berührt. So ist es ganz verständlich, daß das Neujahrsfest an Bedeutung hinter dem Weihnachtsfest zurücksteht, das dieser ganzen zwölf Tage oder besser Nächte umfassenden Festzeit das Gepräge und den zusammenfassenden Sinn gibt.

Hans Hahne sagte einmal: „Die Jahresgeburt und die Heilsgeburt konnten sich im Brauch unlöslich vereinigen, weil das „Kind" der Anfang allen, auch des heiligen Menschen-Geschehens in der Vorzeit wie heute ist."

Weihnachten — die große Feier des Lebens

Die Schwelle der Zeit

Siehe, es leuchtet die Schwelle,
die uns vom Dunkel befreit,
hinten strahlet die helle,
herrliche kommende Zeit.
Die Tore der Zukunft sind offen
dem, der die Zukunft bestand
und in gläubigem Hoffen
heute die Fackel entbrannt.
Stehet über dem Staube!
Ihr seid Gottes Gericht —
hell erglühe der Glaube
an die Schwelle im Licht.

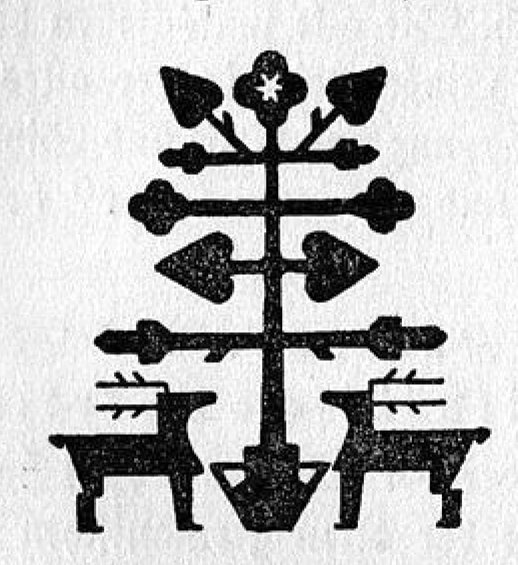
Baldur von Schirach

Sind wir nicht alle über diese Schwelle aus tiefer Geborgenheit ins helle Licht geschritten, in das Bewußtsein von Leben und Kampf, in die entbrannte Zeit? Alles Leben hebt sich aus dem Dunkel ins Licht, um wieder ins Dunkel zu münden. Heilig ist die Nacht, die Leben gebiert, niemals ist sie Ende. Wissen wir doch vom ewigen Ring, der Leben und Tod, Licht und Finsternis zu immer neuer Geburt des Lebens umschließt, so wie aus der tiefsten Nacht des Jahres immer wieder die Sonne neu in den Tag sich hebt — letztes Geheimnis alles Zwiefachen ist das ewige Gesetz der Einheit im laufenden Rad.

So ist unser Leben und Blut wie die leuchtende Flamme

Hüten mußt du sie, soll sie Wärme und Segen spenden; steigt sie unbewacht wild empor, so zerstört sie das Haus, das sie bergend umschloß, und dein Los ist gefällt. So hältst du dein Schicksal selber in Händen, aber über dir waltet das große Gesetz! Dein Schicksalsfaden ist der Docht im Licht, das Garn, das die Nornen spinnen, um damit das Geschehen am sausenden Web-

stuhl der Zeit zu wirken. Du mußt sorgen, daß „dein Garn" erst „abläuft", wenn das Werk vollendet ist, das deine Aufgabe war. —
Sinnbild deines Lebens ist auch der grüne Baum, dessen Wurzeln tief in die Erde greifen, dort, wo am dunklen Brunnen die Schicksalsfrauen die Fäden werfen — und der hoch ins Licht



seine Zweige streckt. An seinem Stamm aber läuft leuchtend und schnell wie die Flamme das Eichkätzchen auf und ab, Sinnbild Lokis, des segen- und verderbentragenden Feuers, das gefesselt werden mußte zum Heile der Götter, — an den riesigen Julblock gefesselt, der zum Julfest neu entzündet wird in der Grube des Herdes und die Zwölftenzeit und das ganze Jahr hindurch glimmt.
Darum ist es sinnfällig, daß Baum, Kerze und Feuer alle miteinander die Sinnbilder unseres größten Jahresfestes, und daß Wintersonnenwende und Weihnachten nur zwei verschiedene Ausdrucksgestalten desselben großen Erlebens sind: einmal die Feier der großen Gemeinschaft, die in Sturm und Frost Glauben und Willen verkündet und die Jahresrichte bedeutet — und dann das Fest der Sippe, Tage der Einkehr in der stillsten und dunkelsten Zeit des Jahres.
Wunderst du dich noch, daß alle unsere deutschen Feste mit loderndem Feuer in dem Dunkel der Nacht begonnen werden? So ist es auch nicht von ungefähr, daß das deutsche Volk trotz aller Bemühungen, das Fest mit dem Christtag zu beginnen,

noch immer die heilige Nacht feiert, — eigentlich eine ganze Reihe von „Weihenächten", von Weihnacht bis zum Dreikönigstag, denn die eigentlichen Weihnachtstage sind mit Neujahr und „Großneujahr", dem Perchten- oder Dreikönigstag zu einer bedeutsamen Einheit verbunden, auch im kirchlichen Festkalender. Dazu gehört dann auch noch die Vorweihnachtszeit mit ihrem Brauch. Sie alle umschließen diese große erlebnis- und bilderreiche Einkehrzeit, in der alles Ursprung und Mitte wiederfindet: Sonne und Erde und Sippe, so auch jeder einzelne Mensch — und „Einwärts" heißt der Winter von altersher.

Der kirchliche Kalender der Weihnachtszeit und die mithräische Überlieferung

Der kirchliche Kalender der Weihnachtszeit hat sich im Laufe der Zeit sehr geschickt der alten germanischen Festfolge angepaßt. „Er ist eine Meisterleistung kulturpolitischer Besonnenheit im Dienste der Bekehrung des Heidentums, dem er sich möglichst anschmiegte und das er dadurch auf seine Seite zog", schreibt Professor Schultz in seinem ausgezeichneten und ausführlichen Artikel in den NS.-Monatsheften Nr. 69/1935. Das ist um so beachtlicher, als die Kirche zunächst gar nicht daran dachte, die Geburt des Heilandes zu feiern, sondern seine Taufe im Jordan, die Johannes vollzog, als seine eigentliche Geburt als Messias, als seine Berufung und Erscheinung hervorhob. Dieses Ereignis wurde schon Ende des 3. Jahrhunderts in Ägypten und Kleinasien festlich begangen, und zwar am 6. Januar. Auch in Rom feierte man die „Geburt" Christi bis zum Jahre 353 am 6. Januar in diesem geistig übertragenen Sinn. Das erklärt sich daraus, daß nach der frühchristlichen und orientalischen Anschauung die Geburt nichts Freudiges, eher etwas Beklagenswertes ist, das den Menschen in den Kampf mit dem „Jammertal", in die Auseinandersetzung zwischen Fleisch und Geist hineinstellt. „Erst der Tod ist das Fest der Bewährung, weshalb auch alle Heiligen mit dem Tage ihres Märtyrertodes im Kalender angesetzt sind" (Schultz).

Im Jahre 354 wurde dann der 25. Dezember zum erstenmal als Tag der leibhaftigen Geburt gefeiert, am selben Tag, an dem man in Rom den Tag des unbesiegten Sol, also der sieghaften Sonne feierte, wie der alte julianische Kalender bezeugt. Brauch und Bedeutung beider Ereignisse müssen schon damals stark ineinander übergegangen sein, denn der heilige Augustinus fühlt sich wenig später zu der Erklärung gezwungen, daß der 25. Dezember nicht wegen der Geburt der Sonne wie bei den Ungläubigen gefeiert würde, sondern wegen der Geburt dessen, der die Sonne erschuf. Damals rangen das Christentum und der Mithraskult noch um die Vorherrschaft bei den römischen Soldaten, die ja z. B. bei der Salburg im Taunus einen Mithrastempel errichteten und für diesen Kult bei den unterworfenen und verbündeten Völkern warben. Dieser Mysterienglaube hat manche verwandte Züge mit dem Christentum und ist bereits lange vorher aus dem Orient nach Rom gelangt. Er hat von den nach Kleinasien gewanderten nordischen Erobervölkern auch einige nordische Überlieferungen bewahrt und mit orientalischen Gedanken verbunden.

Es gab nachweislich um die Jahreswende in der mithräisch-phrygischen Religion eine Festzeit von zwölf Tagen oder Nächten, die auch die den Phrygiern nahestehenden Iranier feierten. So war die Zeitspanne vom 25. Dezember bis zum 6. Januar keine willkürliche. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Mithrasglaube auch von der Geburt des Gotteskindes und der Begrüßung und Gabenverteilung durch die drei Hirten (= drei Könige) handelt; sie werden als Magier bezeichnet, also als Geistliche des Mithras-Kultes.

Sol, dessen Geburt von den mithrasgläubigen Soldaten gefeiert wurde, ist der unbesiegte Gegner des stiertötenden Mithras. Und es wird auch berichtet, daß Mithras mit den Seelen der Glaubenshelden in wildem Zuge in dieser Festzeit über die Erde jage. Die bedeutenden Toten, die man in Gebeten aufrief, entsprechen der vergangenen Zeit, und jede Nacht dieser Zwölftenzeit sollte einen Monat des kommenden Jahres vorbereiten

und über sein Geschehen Aufschluß geben. Die ersten sieben Nächte entsprechen den sieben Sommermonaten und die letzten fünf den Wintermonden. Wir können also deutlich erkennen, daß der Zwölftenbrauch älter ist als die eben beschriebene Festsetzung der Feste: Christgeburts- = Sol-Tag und Dreikönigstag von seiten der Kirche.
Ebenso ist unser germanischer Zwölftenbrauch älteren Ursprungs. Wir feiern ja auffälligerweise einen heiligen Abend und einen Altjahrs- (oder Silvester-) Abend und die Perchtennacht und nennen die ganze Festzeit Weihnachten = „ze wihen nachten". Diese Bezeichnung aber ist vorchristlich und noch unter Karl dem Franken verboten gewesen. Diese Feierzeit haben schon alle indogermanischen Völker mit in ihre späteren Wohngebiete übernommen, so die Inder und Iranier, die Griechen und die alten Römer.

Deutsches Brauchtum der Losnächte

Der Gedanke, daß jede dieser heiligen Nächte Vorbote eines kommenden Monats sei und uns Wissen geben könne vom künftigen Geschick, ist heute noch in unseren Sitten lebendig. Die Zwölftenzeit gehört zu den „Lostagen".
Schon der 30. November, der Andreastag, hat zukunftweisende Bedeutung. Nach Andreas nannte man übrigens auch das Malkreuz (das „andere" Kreuz im Gegensatz zum Balkenkreuz) das „Andreaskreuz" und sagte, an einem solchen Kreuz sei der Heilige hingerichtet worden. Das Malkreuz wurde von den nichtchristlichen Gemeinschaften besonders gewahrt, seit das Balkenkreuz in die kirchliche Symbolik übernommen war, es hieß auch „Burkreuz". An diesem Lostag kann man nun durch schwimmende Lichter in Nußschalen, durch Pantoffelwerfen und ähnliche Bräuche allerhand erfahren. Im Erzgebirge (aber nicht nur dort) stellen sich z. B. die jungen Burschen und Mädel abends um sechs Uhr vor die Tür und essen einen Apfel. Wer dann gleich darauf am Haus vorbeigeht, wird im kommenden Jahr mit einem verwandt.

Man stellt sich am Andreasabend auch mit dem Gesicht nach der Tür und schält einen Apfel so ab, daß die Schale in einem Stück bleibt. Ist der Apfel geschält, wirft man die Schale über den Kopf nach hinten. Aus der Figur, die die Schale dann bildet, kann man den Anfangsbuchstaben vom Namen des Bräutigams oder der Braut ablesen.

Dort im Erzgebirge kommen alle Dorfmädel um diese Zeit zusammen. Um Mitternacht, genau um zwölf Uhr, setzen sie sich in einen Kreis. Dann holt die Gastgeberin aus dem Stall eine Gans und stellt sie mitten hinein, und das Mädel, auf das die Gans zuläuft, wird die nächste Braut sein. Bei unseren Vorfahren galten manche Vögel als besonders wissende Tiere, die die Sprache der Götter verstehen konnten. Zudem ist ja die Gans der Frau Holle-Vogel und als ihr Tier bei den winterlichen Umgängen ein Sinnbild des weißen, die Saat schützenden Schnees.

Es gibt auch Mädchen, die in der Andreasnacht folgendes Sprüchlein sprechen:

> Nes, mes, des,
> Heiliger St. Andres.
> Laß mir diese Nacht erscheinen
> den Herzallerliebsten meinen.
> Ist er weit von hier,
> so kommt er mir im Traume für.
> Ist er aber nicht weit von hier,
> so begegnet er mir am Sonntag vor der Kirchentür.

Darauf gehen die Mädel am Sonntag zur Kirche und meinen, der erste Bursche oder ledige Mann, der ihnen vor der Kirchentür begegnet, werde der Zukünftige sein.

An den vier Adventssonntagen wird mancherorts etwas Körnigrundes oder Quellendes gekocht; Hirse bringt Gold, Linsen bringen Silber, und je mehr man davon verzehrt, um so reicher wird das Jahr! Darum müssen auch alle Vorratsgefäße am Heiligabend gefüllt sein, bis an den Rand, damit sie das ganze Jahr hindurch nicht leer werden.

Und so ist's erst recht in den Zwölften; da kann man den „Jahrgang" erleben, und jeder Traum ist bedeutsam, denn die Zeit

ist voll von Wunder und Geheimnis. Das Wetter zeigt sich an (und so etwas beruht ja meist auf alter Bauernerfahrung), auch kündet sich an, wer sterben wird. Man kann allerlei durch das Astloch in der Bodenkammer wahrnehmen oder nachts, wenn man ohne Umgucken an einen Dreiweg geht.

Mancher Brauch ist auf den Altjahrsabend, auch wohl auf den heiligen Abend verschoben. Solche Kalenderverschiebung geschah ja oftmals, aber das Brauchtum blieb trotz solcher Wechsel lebendig.

Ihr kennt gewiß das Bleigießen; kennt ihr auch den Nachklang des Loswerfens im Pantoffelwerfen?

Man setzt sich, die Beine nach der Tür zu, auf den Fußboden und wirft mit dem rechten Fuß den Pantoffel über den Kopf mit den Worten:

„Schüttel aus, schüttel ei, wu wär iech denn heit ieb'rsch Jahr sei?"

Steht dann der Pantoffel mit der Spitze nach der Stube zu, bleibt man in der Wohnung, steht die Spitze nach der Tür zu, so wird man sicher im kommenden Jahr eine große Änderung erfahren.

Es gibt auch Leute, die um Mitternacht ihrem Vieh von dem Festmahl geben und ihre Hühner aufscheuchen und füttern, damit das ganze Jahr über Gedeihen darauf ruht. Man bindet die Obstbäume mit Stroh, und in einigen Gegenden werden sie genau so „gestiept" wie die Mädchen. –

Mag man diese späten Nachklänge alten Bauernwissens auch manchmal belächeln, es liegt immerhin ein Vorsorgen darin, ein Sinnbild für die Bereitschaft, den harten Winter zu bestehen und das Leben zu hüten.

Von der germanischen Festzeit und der kirchlichen Zeitrechnung

Es heißt, um Weihnachten gehe Wodan mit dem wilden Heer über die Erde und Frau Holle mit dem Zug der ungeborenen und toten Kindlein. Um ihretwillen hat man auf den alten „Kindel"- oder „Fitzel"-Tag geschickt den „Tag der unschul-

digen Kindlein" als Gedächtnistag des Kindermordes durch Herodes angesetzt. So ließ Karl auch schließlich den „Wolfsmonat" genannten Dezember „Heiligmonat" bezeichnen, und 813 setzte die Synode von Mainz an Stelle der Sonnenwende die kirchliche Feier des Christgeburtsfestes für Deutschland ein. Heute noch legen andere christliche Völker auf unsere Weihnachtszeit gar kein Gewicht und heben Neujahr oder den Dreikönigstag viel mehr heraus.

In Norwegen verlegte erst Haakon der Gute (934—960) das Julfest auf den 25. Dezember, vorher wurde dort der Mittwinter am 12. Januar gefeiert, also nach Neujahr, und die Zwölftenzeit dauerte von Neujahr bis zum 12. Januar. Am kürzesten Tage wurde die hohe Julstange vorm Hof aufgerichtet, und dann ging der Julmann von Haus zu Haus und warf den Julklapp in die festlich geschmückte Halle. Den Abschluß der Festzeit bildete ein dreinächtiges Gelage, das nachher in den Gildefeiern weiterlebte und die ganze Sippe zum Gedächtnis der Toten und ihrer Taten und zum Entscheid kommender Dinge zusammenband. Wie bei uns und auch im Mithrasglauben hatte die Zeit vor Mittwinter auch einige Ähnlichkeit mit dem Allerseelenbrauchtum.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Dreizahl der Festnächte der älteste Kern des Festes ist, das ursprünglich beweglich war wie das Osterfest und sich nach dem Mond richtete. So sagt auch heute noch der Volksmund zu Großneujahr, am 6. Dezember drehe sich die Sonne einmal um sich selber, und überträgt damit die tatsächliche, völlige Wendung des Mondes am Ende eines jeden Monats einfach auf die Sonne, weil wahrscheinlich das alte Neumondsfest den Ursprung der Zwölftenfeier ergab. Auch der Mithrasbrauch hatte eine Dreiheit der Feste vereinigt: Geburt des Helden, Neujahr und Anbetung als Kern der Festzeit, wie es bei uns noch heute ist.

Die Bezeichnung „Jul" deutet wie „ze wihen nachten" auf eine Mehrzahl der Festnächte hin. Das Wort ist im Altnordischen, im Schwedischen und Dänischen, im Angelsäch-

sisch-englischen und im Gotischen vorhanden. Es hieß wohl ursprünglich „jehula“ und kommt aus der Wurzel „jek“, das heißt sprechen im Sinne von „besprechen“. Damit hängt auch jekti = Gicht, eine oft besprochene Krankheit zusammen und das erinnert uns an den Ausdruck „sunngiht“ für Sonnenwende. Man dachte sich also die Sonne aus einer Krankheit oder Schwäche neu erstanden. Auch der Begriff „Julrad“ für die sich wendende Sonne ist uns geläufig.

Die Mütternacht und der Perchtenzug

Die Angelsachsen feierten unmittelbar vor dem mehrtägigen Julfest, und zwar an unserem Weihnachtsabend, die Mütternacht, die modraneht, von der Beda berichtet:

„Sie begannen aber das Jahr vom achten Tage vor den Kalenden des Januars, wo wir jetzt den Geburtstag des Herrn feiern, und diese Nacht, jetzt uns heilig, nannten sie damals in heidnischer Bezeichnung modraneht, das ist der Mütter Nacht, wie wir vermuten, der Gebräuche wegen, die sie durchwachend ausüben.“ (De ratione temporum 13.)

Die hier erwähnten Mütter sind wohl die Disen oder Nornen, die Schicksalsfrauen, aus denen die neue Zeit anhebt. Ihre Zahl ist drei, neun oder zwölf. Hierzu kann die vierte oder dreizehnte als gegensätzliche treten. –
Und so lag um diese Zeit im nordischen Brauchtum das Disding mit dem Disablot, dem Opfer an die Disen, das zugleich ein Opfer an die Toten bedeutete, denn so wie Frau Holle auch in anderer Beziehung die Hel darstellte und der Storch der Seelenvogel war, so standen auch die „Mütter“ als Lebensbringerinnen und Schicksalsfrauen mit den Toten in Verbindung, weil ja Leben und Tod im ganzen germanischen Brauch eng zusammengehören.
Wenn die Toten hinter Wodan oder Frau Holle im wilden Heer über die Erde ziehen, dann gehen auch die Mütter um. Im Perchtenlauf zur Rauhnacht und am Epiphaniastag ist ihr Umlauf erhalten. Man bereitet ihnen gastlich den

Tisch, so zu Dreikönig in Deutschland für Frau Holle. In der Schweiz legt man am Neujahrsabend den Hausgeistern Brot und Messer auf den Tisch, wie die Kinder dem Weihnachtsmann Brotkanten für seinen Schimmel vors Fenster packen. Im Norden deckt man am Weihnachtsabend für die Engel oder die Seelen den Tisch, und in Frankreich geschah das entsprechende in der Neujahrsnacht für die Herrinnen oder die „guten Frauen", die „bonnes dames".

Der Bischof Burchard von Worms kannte diese Sitte (um 1000) und wußte, daß es sich um drei Schwestern handelte, also um die drei Nornen.

Im Norden geht der „Jultog" oder „Julefolk" bis zum Dreikönigstag durchs Land, bei uns vor allem aber der Perchtenzug, der wie dort im späteren Brauchtum allerlei merkwürdige Gestalten mitführt: zweibeinige Pferde ohne Kopf oder drei- oder achtbeinige Pferde. (Sleipnir, das Odinsroß, ist auch auf einem Runenstein achtbeinig abgebildet, während eine Schaumünze der Völkerwanderungszeit das dreibeinige Pferd zeigt.) Auch Werwölfe sind im Zug, Menschen, die sich Wolfs- und Bärenfelle übergehängt haben. Der Wolf erinnert uns an den Fenriswolf und den, der im Märchen Rotkäppchen (also das Licht, die Mondsichel) verschlingt. Auch der Bär ist bis zum Fasnachtszug eine bekannte Gestalt, die nichts anderes als das winterliche Dunkel bedeutet, mit dem das Licht jetzt um den sicheren Sieg ringen muß. Und so geht er wohl als Erbsbär mit im Perchtenzug, auch der Storch darf nicht fehlen, Frau Holle's Tier, der „Odebar". Auch in Brandenburg, Pommern und Ostpreußen sind solche Umzüge in der Vorweihnachtszeit bis in die Fasnachszeit hinein (Zempern gehen) noch üblich.

Schon der Name der Perchten,

der „Leuchtenden", „Glänzenden" sagt uns, daß sie eigentlich nicht der Kinderschreck sind, zu dem sie wie die alte „Perchtl" in Kärnten und die „Thomasberta" in Nordbayern gemacht wurden, sondern dieselben Lichtbringer wie die Luzelfrau, die Luzia-Braut, die am 13. Dezember mit einer Lichterkrone auf dem Haar, weißgekleidet, durch das schwedische Haus geht und die Luziabissen: Juleber, Thorsböcke und Hähne aus Kuchenteig an Menschen und Tiere austeilt, dazu duftenden Kaffee, der wohl ein anderes Getränk allmählich verdrängt hat.



D i e P e r c h t e n s i n d d o p p e l g e s t a l t i g wie F r a u H o l l e, die Zeit, die ihr Vorbild ist. In der Rauhnacht stürmen sie zu zwölfen in dunklen Fellen mit häßlichen, dunklen Holzmasken unter dem Gelärm der Kuhglocken, Brummtöpfe und „Teufelsgeigen" auf ihren Schneeschuhen durch Dorf und Feld, vom Fackellicht beschienen und von allerhand vermummten Gestalten, wie sie oben geschildert sind, begleitet. Am folgenden Tag aber schreiten sie feierlich, voran ein Burschenpaar als Mann und Frau mit einem strahlenden Kopfputz (ähnlich den Braut„schäppeln") und der herrlichen, großen Sonnenmaske, als die s c h ö n e n Perchten durch den Ort und über die Flur. Hinter sich führen sie die gefesselten „schiachen" Perchten, die sie besiegten, wie die Sonne jetzt die dunkle Zeit überwand und die ganze Welt zu neuer Blüte führt. Darum werfen sie den Umstehenden auch Fruchtbarkeitsbilder zu, Wickelkindpuppen, und führen einen Bock mit sich im Zug.

So ist's heute in versteckten Winkeln Bayerns und in Tirol noch Brauch. Hier und da sind die Zahlen allerdings verschieden, dann werden aus zwölf „schiachen" und zwölf schönen

Perchten drei schöne und und eine „schiache", so daß wieder der Monat mit seinen drei lichten und der einen dunklen Mondwoche mit dem Zwölf-Monats-Jahr abwechselt.
Beachtlich ist, daß die Perchten nicht etwa von Frauen, sondern von einem Männerbund dargestellt werden, der die Bewirtung einheimst, die in übertragener Bedeutung dem Heer der Toten zugedacht ist. Auch das alte Weib mit dem Huckelkorb ist wie in Thüringen in der süddeutschen Rauhnacht zu Hause, die weibliche – und wohl ältere – Entsprechung des heiligen Christophorus. Denn das Kind in ihrem Korb wird immer schwerer. Es ist die neue Zeit, das junge Jahr, das vom alten heraufgeführt wird, wie die häßlichen Perchten als Sinnbilder der vergangenen Monate noch vor dem strahlenden Paar, das Ausdruck des Neuanfangs allen Lebens ist, Dorf und Flur durchziehen.

Die Vorläufer der heiligen drei Könige in Mythos, Märchen und Sage

Unsere heiligen drei Könige stellen eigentlich nur die „Perchten" in männlicher Gestalt dar und sind daher Träger derselben Bedeutung. Darum geht an einigen Plätzen der Perchtenumzug auch am alten Großneujahrstag, am 6. Januar vor sich. Die drei Könige sind gleichfalls die drei Schmiedebrüder, von denen einer schwarz ist wie der Mohrenkönig und gefesselt in der Mitte geführt wird: Lodur = Loki, das wilde Feuer, das an den Herd gekettet sein muß, soll es nicht zum Verderben des Hauses führen. Und aus dem Mythos von der Entfesselung Lokis wird uns so auf einmal eine ganze Reihe von verwandten Überlieferungen sinnvoll, die mehr oder weniger entstellt das Bild der drei Gottheiten bewahrt haben. Aus Wodan – Wili – We oder Odin, Hoenir und Lodur, die uns als Götterdreiheit in der Edda begegnen und aus den niederdeutschen Schwurgöttern, Wodan, Donar und Saßnot (Ziu) wurde die Heldendreiheit: der einäugige Hagen (der als Freund Hein später Wodans Eigenschaft als Totengott weiterträgt), der einbeinige oder verletzte Gunther (oder Widar mit seinem

lumpenumwundenen Fuß — vielleicht hat daher bei der Verteufelung der alten Götter- und Heldengestalten der Teufel seinen mißgestalteten Fuß bekommen) und der einarmige Walther, der dem einarmigen Tyr oder Ziu entspricht. All diese Körperfehler sind ja nur sinnbildlich und werden uns schon weitgehend bei genauer Betrachtung der den Gottheiten und ihren Jahreszeiten entsprechenden Runen aus diesen verständlich. Ihr Bild ist gleichfalls lebendig in Wieland dem Schmied und seinen Brüdern, auch in Hagen, Gunther und Siegfried.

Aber das Märchen hat diese Erinnerung ebenso stark bewahrt, wenn die drei Gestalten hier allerdings oft zu Narren werden und ihr Schiff zum Narrenschiff, zum Mühlstein im dithmarsischen Lügenmärchen, der den Strom hinaufschwimmen konnte. Die drei Gestalten entsprechen so dem Blinden, der den Hasen, den sie fangen sollten, zuerst sah und dem Stummen, der es dem Lahmen zurief, und dem Lahmen, der ihn beim Kragen faßte. Der Hase aber deutet wohl Ostara-Brunhild an; und so wird das Märchen eigentlich wie das Narrenschiff in die Fasnachtszeit gehören, die auch manche Verwandtschaft mit dem Perchtenumlauf hat. In einer anderen Märchenfassung fangen ein Blinder, ein Lahmer und ein Nackter einen Hasen, den der Blinde sieht, der Lahme greift und der Nackte in die Tasche steckt. Sie führen uns weiter zu den drei oder auch mehr kunstreichen Dienern, die ihrem Herrn oder ihrer Herrin allerlei Aufgaben bestehen helfen. Wir denken an das Märchen: „Drei kommen durch die ganze Welt", das bei Grimm als: „Sechse kommen durch die ganze Welt" mit verdoppelter Zahl überliefert ist. Sie sitzen in einem Schiff, das gleich gut zu Wasser, zu Land und in der Luft fährt, sind also Herren über die drei Reiche und bilden zusammen wieder die große Einheit, die wir im Rad versinnbildlicht sehen.

Die Beziehungen zwischen der Drei- und der Zwölfzahl sind schon oft aufgezeigt, so wird es ohne weiteres verständlich sein, daß auch die friesische Sage von den zwölf Asegen (Richtern) hierher gehört, die Grimm unter die „Deutschen Sagen" aufgenommen hat. Sie fahren im steuerlosen Schiff aus und suchen

neues Land. Auf hoher See kommt dann ein seltsamer Dreizehnter hinzu, der die Führung übernimmt und sie richtig ans Land bringt. W. Schultz berichtet auch von dem Neujahrsbrauch, daß die zwölf Monate im Schiff oder in der Postkutsche angefahren kommen und ihre Gaben überreichen.

Wir sehen hier also, wie schon der Brauch des Umzugs in der Zwölftenzeit, der Jultog und Perchtenlauf die ganze Zeit umfaßt und sowohl in der Weihnacht wie zu Neujahr und Großneujahr das Brauchtum bereichert.

Von der Wandlung in der Natur, vom wilden Jäger, von der Frau Holle und der Sonnenwendschleife

Der eigentliche Beginn der großen Feierzeit aber liegt in der Sonnwendnacht, in der die Feuer ganze Dorfgemeinschaften und heute unsere Gruppen und Gefolgschaften vereinen. Wir wollen hier den Bericht des Griechen Prokop festhalten, der im Jahre 550 n. Chr. schrieb:

„Die Nordländer senden in ihrer langen Winternacht am 35. Tage derselben Boten auf die Gipfel ihrer höchsten Berge, um die wiederkehrende Sonne zu erspähen, und wenn sie dieselbe erblicken, so verkündet man laut, daß nach fünf Tagen das neue Licht in die Täler dringen werde. Dann erhebt sich ein unermeßlicher Jubel, und man feiert ein großes Fest, das Fest der frohen Botschaft."

In den Bäumen beginnen in den Mittwinternächten kaum merkbar die Lebenssäfte wieder zu kreisen, und viele kleine Lebewesen des Waldes, Tiere und Spaltpilze, feiern ihr Hochzeitsfest. Der neue Frühling hebt genau mit der Sonnenwendnacht an, ganz wie von der Sommersonnenwende an kein Saft mehr in die Blattadern steigt und so der Herbst beginnt.

Es gab eine Zeit, da hatten die Menschen einen klaren Blick für die große Wandlung in der Natur. Da wußten sie, mit welchen Tagen die göttliche Kraftprobe der Winterstürme, die Zeit des wilden Jägers einsetzt, der mit dem Heer der Gewesenen über die dunkle Welt dahinstürmt, während „Frau Holle", die Hüterin des kommenden Lebens, von Haus zu

Haus geht und prüft, ob die Frauen und Mädchen fleißig gesponnen haben. Sie ist die Verkörperung der Zeit und vereinigt Licht und Finsternis in sich, wie jede dieser Eigenschaften auch ihr Bild findet in der Goldmarie und der Pechmarie. Ihre goldene Spindel, die einmal voll und rund strahlt, dann immer schmäler wird, bis sie sich wieder rundet, ist der Mond am Himmel — der Zeitmesser. Auch das Sternbild des Orion, das um diese Zeit an unserem Himmel steht, heißt seit altersher im Norden die Kunkel oder Frikkespindel. Frau Holle ist Frikka selbst, die das Leben Schirmende und Bergende, die jetzt unter der Erde das neue Blühen vorbereitet, in ihrem unter dem Schnee noch verborgenen Frühlingsreich, im „Hollerland", in das Goldmarie hinabstieg, als sie die Spindel suchte. Als das Mädchen nach seinem Weg durch den Brunnen bei Frau Holle die Betten schüttelte, da schneite es auf der Erde, aber drunten stand schon alles in wunderbarem Grünen und Blühen. Da reiften die Äpfel und gedieh das Brot. — Dort unten wacht Frau Holle nicht nur über das Blühen der Bäume und Pflanzen, sondern auch über die toten Kindlein und die Lichtlein der Kommenden.

Darum sind unsere Lichter am Weihnachtsbaum nicht nur zahlenmäßig nach den Mondtagen bestimmt (wie wir es ganz deutlich an den Weihnachtspyramiden sehen), sondern brennen auch für die Vergangenen und Zukünftigen. Der Baum ist Sinnbild des ganzen Lebens, des Gestern, Heute und Morgen.

Über dieses Morgen wacht Frau Holle. Sie ist das weibliche Gegenstück zum Weihnachtsmann, der ja auch noch „Knecht Ruprecht" gerufen wird, und das heißt eigentlich Hruodpercht, der Ruhmstrahlende, wie Odin in der Edda einmal genannt wird — das bedeutet auch „Rauher Percht". So fassen wir schon im Namen seine Zusammengehörigkeit mit Frau Holle, denn die heißt ja auch die Percht, die strahlende Berchta und ist zugleich die Verborgene, die Verhohlene, Frau Harke oder auch Frau Gode (Frau Wode). Verborgen aber ist sie wintertags im dunklen Brunnen oder im Turm wie die Jungfrau Maleen oder wie Allerleirauh in dem

Pelzkleid und manche Märchenprinzessin in der Rinde eines hohlen Baumes, bis sie befreit und zur Hochzeit geführt wird. So ist Frau Holle, ist das Leben unter der schneebedeckten Erde versteckt, bis sie strahlend und schön wieder hervorsteigt und alles Lebendige sich mit ihr erneuert.

Der Tag des Ruprecht, des Nikolaus oder Weihnachtsmannes ist der 6. Dezember; der der Frau Holle aber der Dreikönigstag, denn sie geht ja als Christkind oder Percht in seinem Gefolge. Eine alte Handschrift erzählt von ihr als der Königin des Himmels, die das Volk Frau Holda nennt und der es in der Christnacht den Tisch deckt, damit sie ihm helfe.

Wenn so alles dem Leben Freundliche an diesem Fest der Neugeburt des Lebens zusammenwirkt, muß da nicht die Mutter mit dem Kind im Mittelpunkt der Feier stehen als bedeutsamstes Sinnbild? *Alle alten Weihnachtslieder singen und sagen von der Heiligkeit des Lebens, von Mutter und Kind, von Licht und Baum und Frucht und sind Zeugnis dafür, daß für den germanischen Menschen der Muttergedanke und die Lebens- und Jahreswende zusammengehören.*

Der Weihnachtsmonat hat sogar bis vor kurzem noch der „Kindelmond“ geheißen, weil in dieser Zeit Frau Holle durchs Land geht, die im Frühjahr die Kinder bringen wird und der das „Kindeln“ gilt, das Wacholderrutenschlagen. Es heißt, daß sie die Kleinen aus dem geheimnisvollen Lebenswasser holt, das man sich in den verschiedenen Dörfern in einem stillen Teich oder einem tiefen Brunnen denkt. Der Storch hilft ihr dabei, weil er eben der Frühlingsvogel ist, der zu der Zeit zurückkehrt, in der früher die meisten Kinder das Licht der Welt erblickten, als man noch mit der Natur zusammen zur Sommersonnenwende Hochzeit hielt.

Der Storch wird oftmals mit einer Schlange im Schnabel abgebildet, mit der *Odalsrune*, der *Schleife*, die Leben, Bodenverbundenheit und Ewigkeit der Sippe bedeutet und die zur Weihnachtszeit neben dem *Jahresspalter*, dem Thors-

hammer, im Bauernkalender steht. Diese Schleife ist auch das Bild des kleinsten Bogens, den die Sonne jetzt am kürzesten Tag beschreibt, des Urbogens, aus dem das Licht sich neu und immer stärker mit sieghafter Gewißheit wieder erhebt. Da aber um diese dunkle und gefahrvolle Frostzeit auch die harte Seite des Lebens, der Kampf, die Kraftprobe, mitspricht und Untergang und Neugeburt eng zusammenhängen, weist die Schlange zugleich auf den Lindwurm und die Midgardschlange hin, auf den feindlichen Nidhögger, der an der Wurzel der Welteneſche nagt, während der Bote des Gottes, Odins Adler, oben auf der Spitze sitzt und Ausschau hält. Noch heute trägt die Spitze des Weihnachtsbaumes oft den Gottesboten, den Weihnachtsengel, mit ausgebreiteten Flügeln.

Darum müßte eigentlich unser Tannenbaum wieder in einem Radkreuz stehen, um dessen Ring die Midgardschlange sich windet als Mahnung an unsere Feinde und daran, daß das Leben uns die Aufgabe des Kämpfens stellt. Der Baum darf uns nicht nur eine andere Art der Festbeleuchtung sein, sondern ist uns Gleichnis, und alles, was er trägt, Äpfel, Nüsse, Sterne, Mühle, Roß und Hirsch hat seinen Sinn, den wir wieder verstehen wollen. Denn das alles ist uralt — oft älter als der Baum selbst — und doch immer noch für uns gültig, wie das innere Gesetz des Lebensablaufes über alle Zeiten hinweg für uns dasselbe geblieben ist.



Das Kind als Mittelpunkt dieser großen Lebensfeier bei den Indogermanen

Darum wollen wir, ehe wir den Baum und seine Geschichte betrachten, auf das schauen, was die Krippe unter ihm birgt, auf das Kind als Mittelpunkt dieser großen Lebensfeier. Wie die Tannenbaumkerzen über der Christuskrippe heut strahlen, so brennen auch in der deutschen Sage an der Wiege Nornagest's, des großen Helden, die Kerzen, die seine Lebensdauer bestimmen.

Die Sage erzählt Wunderbares von der Wiege des Helden. Sie ist aus dem Holz eines Baumes gezimmert, der vorher dürr und trostlos stand und dann im Winter Blüten trieb. Von solchen seltsamen Bäumen weiß unsere Überlieferung oft zu berichten.

Denken wir z. B. an die allerdings neuere Fassung des Märchens vom Machangelboom, wo der Baum als Sinnbild neuen Lebens aus dem Grabe aufwächst, ebenso an das Märchen von Aschenputtel, das eigentlich Eschenkittel heißen müßte (nach Prof. Schultz), weil der gabenspendende Baum letzten Endes eine Esche ist. — Ähnlich kündet noch „der singende Knochen" — wie die beiden genannten Bäume ein weiterlebendes und weiterwirkendes Stück aus dem Leibe des Toten — von des Toten Geschick und stellt Schuld und Unschuld heraus, wie auch der blühende Zweig Tannhäusers diesen entsühnt.

Wunderbar ist auch das Kind, das in dieser Wiege liegt, speerberühmt von Anfang an, gleich in der Rüstung geboren und unverletzlich: Helgi wie Nornagest. Von H e l g i heißt es in der Edda: „Im Harnisch steht er / der heut geborene, der Königserbe / nun kam der Tag!"

„In alter Zeit war's, als Aare kreischten,
heilige Wasser vom Himmelsberg rannen,
da hatte Helgi, den hochgemuten
Borghild geboren, in Bralunds Reich.

Nacht war's im Hofe, Nornen kamen
und schufen dem Kinde des Königs sein Schicksal:

> Die Fülle des Ruhms dem Fürsten verliehen sie,
> den herrlichsten Namen im Heldenkreise.
>
> Sie schlangen gewaltig das Schicksalsgewebe,
> während der Sturm die Burgen in Bralund stürzte,
> sie entwirrten flink die Fäden aus Gold,
> und knüpften sie mitten im Mondsaale fest.
>
> Sie bargen die Enden im Osten und Westen,
> das Land des Königs lag in der Mitte.
> Neris Tochter schwang gen Norden die Schlinge,
> dieser einen verhieß sie ewige Dauer. — — —"

Auch an Helgis Wiege leuchteten Kerzen, als die Nornen ihre Sprüche sagten. Ganz ähnlich lag Nornagest — das ist: der, bei dem die Nornen zu Gast waren — unter zwei brennenden Kerzen in seiner Wiege, als die Nornen auf ihrem Julwege zu ihm traten (damals dachte man sich den Gang der Nornen zur Julzeit so, wie heut noch der Perchtenumzug durchs Dorf geht). Lauter gute Wünsche brachten sie dem Kind, nur eine Gekränkte sprach wie die dreizehnte weise Frau im Dornröschen-Märchen einen bösen Spruch, daß das Kind nicht länger leben sollte, als bis die Kerze zu seinen Häupten abgebrannt sei. Aber eine andere Norne nahm das Licht, blies es aus und gab es der Mutter, daß sie es hüte. Nornagest wurde so 300 Jahre alt („drei Menschenleben, den drei Wochen entsprechend", sagt Schultz). Dann ließ er selber seine Kerze ausbrennen.

Die Geschichte von dem „wunderbar gezeugten, ernährten, begabten und erwachsenen Kinde" als Sinnbild des neuen Lichtes, des neuen Zeitbeginns, lebt in der Überlieferung fast aller indogermanischen Völker. Es ist wehrhaft und stark, ein Sohn der Erde, aus dem heiligen Wald entwachsen oder gehört wie Helgi zum Stammesheiligtum des Fesselhaines. Auch die neun oder später fälschlich auf sieben umbenannten Mütter, Nornen oder Helferinnen sind dabei, so im Märchen von Sir Gowther. Aber auch der iranische Manoscipra hat als neunter Sohn neun Mütter. Sein Name Manoscipra weist sogar noch auf den Zusammenhang mit Mannus, dem Stammvater der Ger-

manen hin. In Griechenland entfällt ein Teil dieses Mythos auf Zeus. Im Indischen finden wir dies Kind unter vielerlei Namen wieder, vor allem im Kriegsgott K u m a r a, der wie Helgi und Hlöd im Harnisch geboren wird und gleich schwerttüchtig ist. H l ö d ist der Held aus der Hunnenschlacht, von dem es heißt:

„Hlöd war erwachsen im Hunnenlande mit Schild und Schwert und schimmernder Brünne, mit ringgeschmücktem Helme und harter Klinge, mit wohlgezähmtem Hengste im heiligen Walde."

Wolfgang Schultz nimmt an, daß diesem Lied ältere langobardisch-vandalische Verhältnisse zugrunde liegen.

Wenn wir so bis nach Indien hinein verwandte Züge aus dem indogermanischen Urmythos finden, wundert uns dann noch die Übereinstimmung der drei weisen Gestalten, die an die Wiege des nächtlich Neugeborenen treten und ihm Gaben bringen und die Beschreibung des Lichtes, das die Wiege umstrahlt, sowohl bei Nornagest und Helgi in der nordischen Überlieferung wie auch in der christlichen Weihnachtsgeschichte?

Die Verbindung germanischer Gedanken mit der christlichen Überlieferung in den Gestalten des Weihnachtsmannes und des Christkindes

So konnten die alten indogermanischen und germanischen Bräuche und Gedanken leicht mit der christlichen Überlieferung verbunden werden und in anderer Gewandung bunt und vielgestaltig durch die Jahrhunderte weiterleben.

Wenn wir uns heute einmal die verschiedenen den Kindern so geheimnisvollen Gestalten betrachten, die in der Vorweihnachtszeit von Haus zu Haus gehen und die Gaben bringen, so entdecken wir dahinter den Allvater Wodan und Frikka = Frau Holle oder Frau Harke, deren Bild mit dem des von den Nornen besuchten Kindes im „Christkind" zu einer neuen Einheit verschmolzen ist. Beide gelten wiederum als Mächte der Zeit und der das Leben bestimmenden Weltordnung. Leider bedeuten

sie den Erwachsenen nicht viel mehr als eine schöne Erinnerung an die Kinderzeit, da man noch an Märchen glaubte und diese Gestalten für wirklich hielt — denn sie sind vermenschlicht worden und ihres sinnbildhaften Charakters beraubt. Und während das Sinnbild dem reifenden Menschen von Jahr zu Jahr ein tieferes Erlebnis durch neue Erkenntnis erschließt, verblassen die an Menschengestalten gebundenen Urbilder, je mehr der junge Mensch in die Wirklichkeit hineinwächst, weil sie weniger Sinnbild geblieben sind als die Märchen.

Aber sehen wir uns diese Gestalten einmal an: Da kämpfen vor allem der W e i h n a c h t s m a n n und das C h r i s t - k i n d den Kampf um die größere Bedeutung. Der erste herrscht im protestantischen Norden Deutschlands vor, das zweite im Süden. Sehr oft kommen sie aber zusammen zu den Kindern: der Weihnachtsmann als Knecht Ruprecht oder Bischof Nikolaus im Gefolge oder als Vorbote des Christkindes, auch als Pelzmärte (Pelzmartin: Franken) und Pelznickel (Pelz-Nikolaus: Hunsrück); in Niederschlesien ist er der Jussuf (Josef) und in Siebenbürgen der „Christmann" und der „Christengel". Manchmal nennt man ihn auch nur schlicht den Weihnachtsschenker (Stettin).

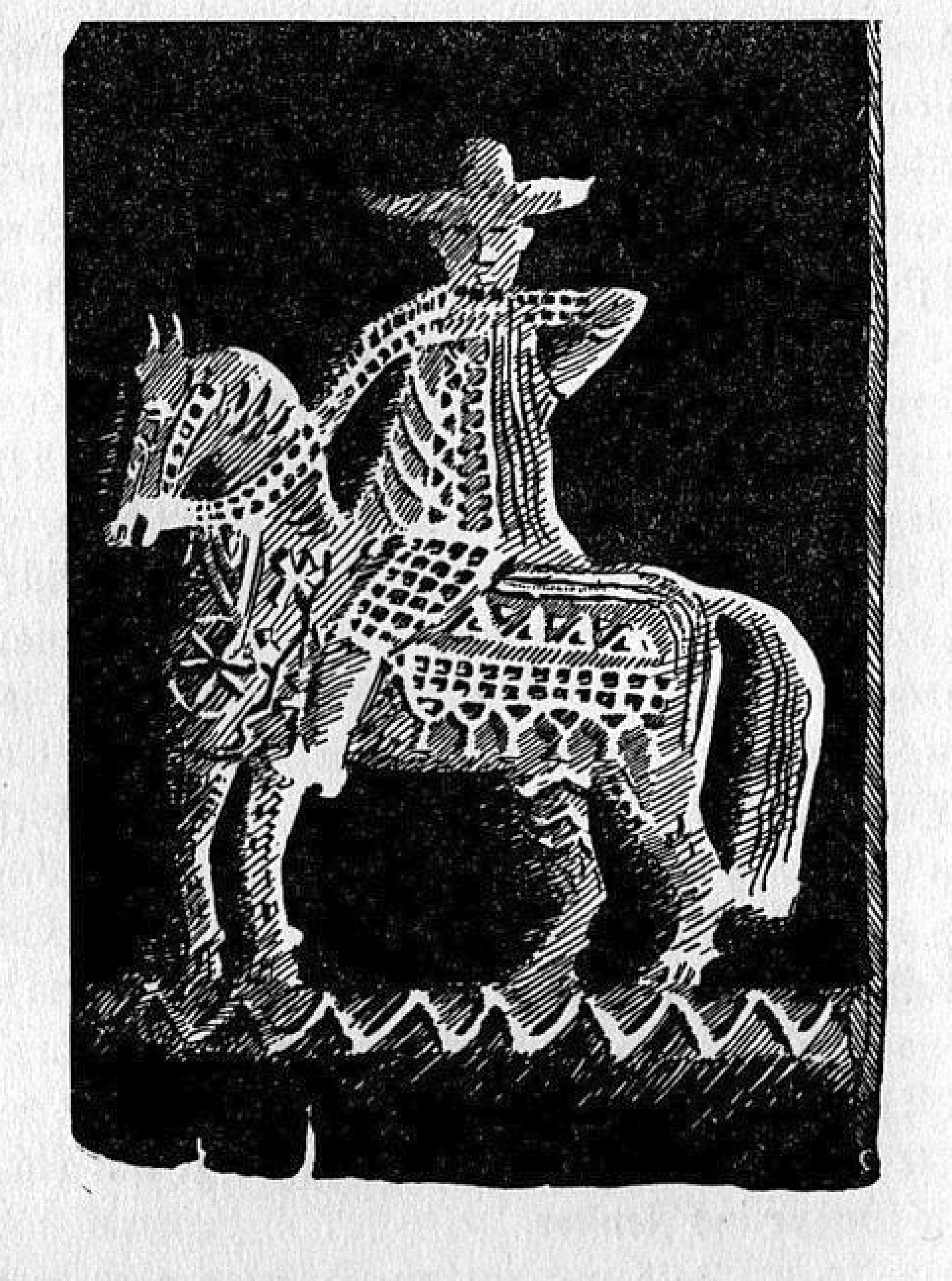
Die Umbenennung Wodans zum heiligen Bischof Nikolaus, zum „Sünnerklas" oder „Sunneklas" ist erst ziemlich spät vor sich gegangen, denn der Bischof Nikolaus von Myra war den Germanen einst gar kein Freund. Er trat im Jahre 325 auf dem Konzil zu Nicaea als schärfster Gegner der Arianer auf, zu denen damals nahezu alle zum Christentum bekehrten Germanen zählten. Erst zur Hohenstaufenzeit kam seine Verehrung, die bisher vorwiegend im Orient bedeutsam war, auch in Deutschland auf. Dann wurde er, mit den Zügen des alten Weltenvaters ausgeschmückt, recht bald und vor allem in Niederdeutschland zu einem beliebten Heiligen. So hat sich z. B. in Bremen das ganze Brauchtum des Martinstages auf den „Sinnerklaus" verschoben. —

Schon die Himmelsmutter Frau Hulda oder Frikka dachte man sich von leuchtender Schönheit, mit einem weißen sternenge-

schmückten Gewand, in der Hand eine Spindel oder ein Spinnrad (wie die heilige Katrein ihr Marterrad trägt). Sie machte sich zur Julzeit auf den Weg zu den Menschen, um nach ihrem Wohl und Wehe zu sehen. An ihrer Stelle geht heut das Christkind im weißen Sternenkleid als ein weibliches Wesen von Haus zu Haus, gütig und mild. In den nordischen Ländern wurde aus der Bercht, der Strahlenden (= Frau Holle), die Lichtbringerin Luzia und auch in den Alpen spielt die „Luzelfrau" zur Weihnachtszeit eine Rolle.

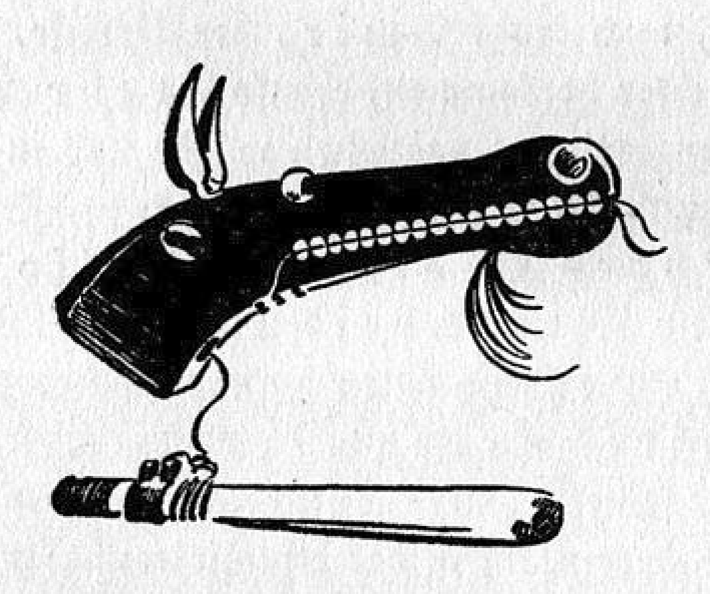
Vor allem aber lebt Frikka = Frau Holle als Christkind und als Begleiterin (auch Frau Gode = Frau Wode benannt) des Weihnachtsmannes in der Weihnachtsnacht weiter, so kommt z. B. in Ostfranken und in der Lausitz ein weibliches Christkind in die Häuser. Frikka steckt aber ebenso hinter der Gestalt der heiligen Barbara, die den Kölner Kindern noch vor dem Nikolaustag die ersten Gaben in die Schuhe legt. In Südbaden zum Beispiel heißt das Christkind entsprechend dem Namen „Weihnachtsschenker" auch ganz einfach das Weihnachtskind und in Thüringen und Sachsen das „Bornkind". Das weißgekleidete Bornkindl stellt man im Erzgebirge mit Lichtern besteckt als Puppe ins Fenster.

Im Bayrischen Wald und in den Sudeten aber kommt das „goldene Rössel" geritten oder auch der „goldene Wagen" dahergefahren – und so erzählt das Volkslied „Es reit ein Herr zum Schlößli" von diesem seltsamen Reiter, der wiederum niemand anders ist als der Schimmelreiter: Wodan. Ja, in Pommern spricht man geradezu von Wode, in Mecklenburg vom wilden „Waul" und läßt den „Wittschimmel" gabentragend durch das Dorf reiten. Und in Thüringen reden die Kinder in einem Atemzug den Gabenbringer als „Herrn Wude Nikolaus" an! Auch in Ostpreußen geht der Schimmel in den Zwölften, vor allem aber am Vorweihnachtstage um. Der erste Gespannknecht des Gutes ist Schimmelreiter. Allerdings besteht sein Roß nur aus einem leinenüberzogenen Holzgestell mit einem geschnitzten und bemalten Schimmelkopf, das er sich über den Leib stülpt. Zügel und Peitsche hält er in der Hand, und so



läuft er von Haus zu Haus, gefolgt vom ähnlich gestalteten Ziegenbock (in Pommern „Schnabbock") und vom kräftig um sich beißenden Storch. Alle drei sind weiß gekleidet und heben sich gut vom dunklen Erbsenbär ab, den der bärtige Bärenführer am Zügel hält. Ganz zum Schluß troddelt „das alte Weib" oder der „Paarkemann" hinter der Gruppe her. Und die Alte trägt Puppen in der Wiege und der Paarkemann schleppt auf seinem Rücken einen ausgestopften Mann mit, dessen Stiefel in die Höhe schnellen, sobald sich der Paarkemann bückt. Sie sammeln lärmend Äpfel, Pfefferkuchen und Geld ein und bringen nachher ihre Gestelle bei einer besonders angesehenen Frau unter, die immer beim Herausnehmen und Einpacken des Schimmels einen geheimnisvollen „Schimmelsegen" spricht, dessen Wortlaut bis heute noch kein Fremder erfuhr.

Vielfach hat man den Schimmelreiter oder den Ruprecht und Frau Holle aber auch zu gefahrbringenden, wilden und bösen Gestalten gewandelt, wie ja immer im Laufe der Zeit diese alten Begriffe entweder als „gut" bearbeitet und leicht verändert aufgenommen, oder als düsteres heidnisches Überbleibsel aufs schärfste bekämpft und zum Aberglauben gestempelt wurden. So ist's auch mit dem Schimmelreiter, dem wilden Jäger gegangen, der im Winter mit dem Heer der Toten über die Wälder braust, wenn der Sturm die Bäume peitscht, und mit Frau Holle's Totengefolge. Sie wurden zu Doppelgestalten böser und guter Art, die sich den verschiedenen Menschen verschieden gesinnt erzeigen; daher steckt auch der Weihnachtsmann im Volksmund manche Kinder in den Sack und ist hier und da ein Kinderschreck geworden, der mehr Furcht als Freude erregt.



Geburt, Leben und Tod dieses Kindes sind Sinnbild unseres und des himmlischen Schicksals

Nach diesem Blick auf das, was aus den alten sinnbildlichen Gestalten wurde, wollen wir uns noch eingehender mit der nordischen Überlieferung von dem wundersamen, zum Helden geborenen Kind befassen.

Ähnlich wie im Helgilied heißt es auch in der Wöluspa:

„Einer erstand / in Urtagen
ein allgewaltiger / im Asenstamm,
des Speers Gebieter / nährten neun
Riesentöchter / am Rande der Erde.

Gjalp gebar ihn / Greip gebar ihn,
Eistla gebar ihn / und Eyrgjafa,
Ulsrun gebar ihn / und Angnyja,
Imd und Atla / und Jarnsaxa.

Einer erstand / höher als alle;
es nährte ihn / der Erde Kraft.
Den hehrsten Herrscher / hießen sie ihn,
durch Sippe verwandt / sämtlichem Volk."

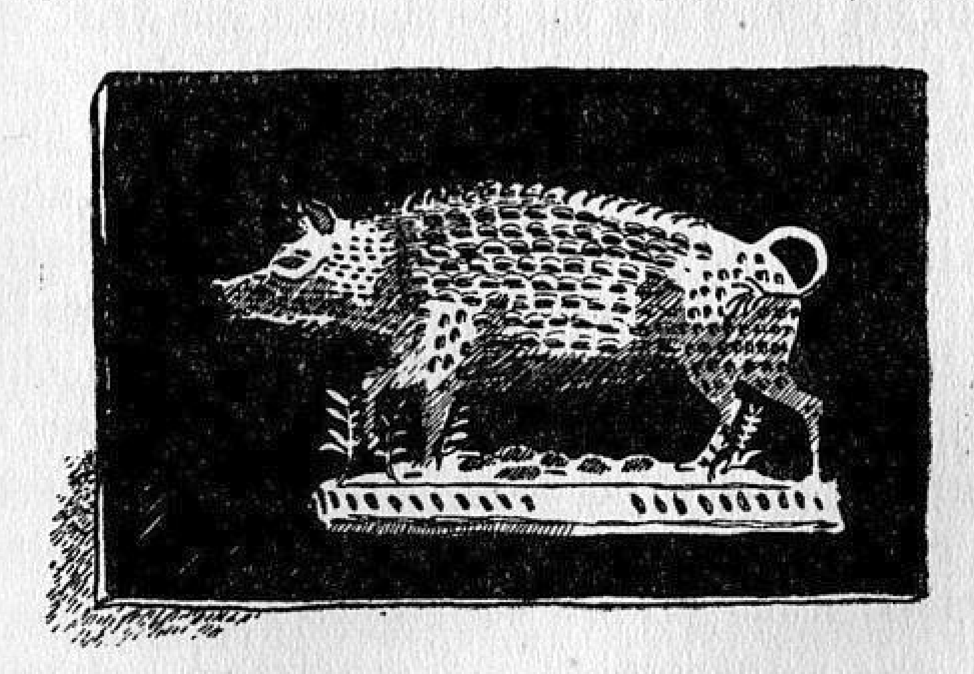
Der Heimdallspruch weist uns auf Heimdalls Geburt und führt uns zu dem Wächter der Götter. Hier könnte aber auch Mannus gemeint sein, des erdgeborenen Tuisto Sohn, der Vater aller Menschengeschlechter, oder Rig, der Stammvater der drei Stände, auch wohl Ymir, der Urriese, von dem alle Riesengeschlechter herkommen, ebenso Freyr (Froh), der als Ing Stammgott der Ingävonen wurde und in seinen Zügen auch Balder und Helgi sehr verwandt ist.

Letzten Endes ist dies Kind also der Neubeginn der Menschheit und der Welt, welchen Namen es auch tragen mag. Es ist das Bild unseres Lebens.

Und nicht nur seine Geburt im Zeichen der Nornen und Lichter lebt groß und bedeutsam in der Überlieferung: auch sein Leben und Tod. Denn Geburt und Tod werden doch immer wieder zusammengesehen als eine sinnvolle höhere Einheit. Helgi ist „der Heilige", der Unverletzliche, dem keine Waffe schaden kann, außer der einen geheimnisvollen, durch die ihm der Schicksalsspruch den Tod bestimmte und die Dag gegen ihn schleudert, wie Hödur seinen Bruder Balder durch den Mistelzweig tötet, aber auch wie Hagen den sonst unverletzlichen Siegfried an seiner einzig verwundbaren Stelle trifft. Derselbe uralte Mythengedanke bindet diese drei lichten göttlichen Heldengestalten zu einem Zusammenhang. Der Schuß auf Balder geschah im Fesselhain, wie die Edda berichtet, und auch Tacitus

schreibt mehr oder weniger mißverstehend von den großen blutigen Festen im Fesselhain der Semnonen. Es mag sich da um eine als Feier regelmäßig wiederholte Darstellung von Helgis Tod handeln, denn Helgi, der unverletzliche „Heilige" ist semnonisch-schwäbischen Ursprungs und erst später nach Norden gewandert. Wolfgang Schultz nimmt an, daß die Nacht seiner Geburt der Abend des Heiligen ist, eben „der heilige Abend". Denn auch Helgis Geburt bedeutet den Anbruch einer neuen Zeit, und an seiner Wiege standen die Nornen, die nur zur Julzeit ihren Umgang halten. Prof. Schultz bringt damit auch die Tatsache in Verbindung, daß Kaiser Karl den vorher Wolfsmonat genannten Dezember in „Heiligmonat" umbenannte, und daß in Deutschland erst die Synode von Mainz um 813 die kirchliche Feier des Christgeburtsfestes am Tage Helgis einsetzte.

Im Norden stand der Ing und Balder entsprechende Gott Freyr im Mittelpunkt der Julbräuche wie Helgi im semnonischen Gebiet. Ihm zu Ehren schlachtete man zum Julfest einen Eber, wie ja heut noch bei uns das Schlachtfest Weihnachten sozusagen einleitet und einfach dazu gehört. Ehe das Tier ge-



schlachtet und gemeinsam verzehrt wurde, legte man auf seine Borsten Gelübde ab, die man einlösen oder mit dem Tode bezahlen mußte. Die Hauer des Ebers erinnern an die Sichel des Mondes und sind von größerer Bedeutung, als man zunächst

vermutet. Die Edda berichtet, daß auch die Helden Walhalls einen Eber verzehren, der aber am nächsten Tag wieder heil ersteht und von neuem gejagt wird. Der Trunk des zubereiteten Eberblutes wurde durch den Mettrunk abgelöst, aber der feierliche Umtrunk gehört zu jedem rechten Julmahl und auch in die deutsche Feier. Er galt dem Gedenken der Götter, Helden und Ahnen, die man sich unsichtbar anwesend dachte bei diesem festlichen Mahl und mit denen man sich durch den „Minne"trunk verbunden fühlte. Denn dieses Wendefest war ja eine Totenfeier und zugleich neue Lebensverheißung. So wie der Mond vergeht und wieder aufleuchtet, so lebt auch alles Leben neu auf und das des Menschen in seiner Sippe. Es ist also gleichsam unverletzlich.

So ist der Eber Walhalls nur der in ein Tierbild gefaßte Gedanke der Unverletzlichkeit, der auch in der Gestalt Helgis lebendig wird. Eine Stelle im Helgilied heißt nämlich:

„So ragte Helgi aus der Helden Schar wie der edle Stamm der Esche im Dorne, wie der mächtige Hirsch im Morgentau über alles Wild das Geweih erhebt."

Die Hauer des Ebers und das Hirschgeweih sind beide Sinnbilder des Mondes und der Lebensordnung, die dieser offenbart. Ebenso ist die Esche, die von Asgard her ihre Zweige über die Menschenwelt breitet, „ein himmlisches Lichtgebilde". Und die Verwandtschaft der Überlieferungen, daß der Eber stirbt und sich wieder erneuert und der Baum in den verschiedenen Märchen dem Leib des Toten entwächst und in dessen Geist, also als der Tote selbst, in das Geschehen eingreift, kann uns nicht mehr überraschen. Der winterlich kahle Baum ist doch selbst ein Toter, in dem das Leben verborgen ist, das nach der Wende wieder hervordrängt und Blüten und Früchte trägt.

Ursprung und Geschichte des Weihnachtsbaumes

Von hier aus wollen wir das Geheimnis des Weihnachtsbaumes und seine Geschichte ergründen.

Ihr wißt sicher, daß der Tannenbaum in seiner jetzigen Gestalt erst seit wenigen Jahrhunderten Volkssitte ist, aber schon im „Kinjesbaum" und der Weihnachtspyramide, in der Eberesche, in den Barbarazweigen und Mistelbüschen und in blühenden Zweigen von Dornsträuchern seine Vorläufer gehabt hat. Oft wurde er als „gottloses Kinderspiel" verboten — noch nach Luthers Zeit — und doch hat man ihn nie ganz ausrotten können, weil sich bei uns der Baum als Sinnbild des Lebens durch anderes niemals endgültig ablösen lassen wird, da jede Generation aus eigener Erfahrung zu diesem naturgegebenen Bild uralter Weisheit wieder hinfinden wird.

So ist denn auch im Runenkalender von 1152 der Weihnachtstag durch zwei kreuzweis gelegte Bäume bezeichnet. Und Wolfram von Eschenbach schreibt um 1200, daß Parzival bei Gamuret auf dem Laub von Ölbäumen Kerzen brennen sah. Welchen Baum man nun als Sinnbild nimmt, das wechselt je nach der Landschaft, aber die wunderbaren Eigenschaften des Baumes, von dem man überall im indogermanischen Raum erzählt, bleiben immer die gleichen. So gilt in Indien der Feigenbaum als feuriger Weltenbaum, und man sagt auch hier, daß er im Himmel wurzelt und wipfelabwärts in die Welt hinabreicht. Um die nordische Welteneschefliegen Wodans Raben. Solche Bilder halten uns auch die uralten Felszeichnungen fest. Und unsere germanischen Ahnen schmückten ihre Häuser zur Mittwinterzeit mit Eiben- und Stechpalmenzweigen oder der seltsamen Mistel, dem immergrünen und im Winter blühenden und fruchttragenden Lebenszweig. Bis heute noch wird die Mistel in England an der Zimmerdecke als Auferstehungssinnbild und als Liebe- und Ehefördererin aufgehängt. Daß sie aber auch ein Schmarotzer ist, der den Bäumen den Lebenssaft aussaugt, gab wohl den Anlaß zu der Sage von dem Mistelpfeil, der Baldur,

dem Lichtgott spätgermanischer Zeit, den Tod bringen sollte und ihn in das dunkle Reich der Hel zwang, aus dem er später zu neuem Wirken wieder auferstand. Unsere Ahnen stellten den Verwandten und Freunden am Julabend auch eine mit Gaben und Lichtern ausgerüstete Tanne vor die Haustür, und später grub noch jeder Bauer einen Baum vor dem Hoftor ein zum Schutz gegen die stürmischen Nächte der Rauhnacht (Miethke), wie es in Kärnten noch Sitte ist, den Baum auf den Düngerhaufen zu setzen. Ebenso wissen wir, daß im Heiligtum von Alt-Upsala (Schweden) eine immergrüne Eibe stand.

Der Baum ist auch der Seelenbaum (wie in den schon vorher erwähnten Märchen) und kündet den Lebenden von den Toten, deren Führer Wodan ist, der „Gevatter Tod", von dem ein schlesischer Spruch sagt:

„Mai gfattr Tuut hood'n brääta hutt;
a hood a sun viel äste (richtig: gäste) wie
der Baam hood Äste."

Soviel Äste der Baum hat, soviel Tote folgen Wodan in dessen Jagdzug. Die Edda weiß von dem wunderbaren Baum oder dem Hain Glasir zu berichten. „Glasir steht mit güldnem Laube vor Sigtyrs (Odins) Sälen. Das ist bei Göttern und Menschen das schönste Gehölz." Nach diesem Baum heißt das Gefilde Glasiswellir, das Gudmundr beherrschte, der wie Heimdall Wächter zur Jenseitsbrücke war. Es ging der Glaube von diesem Land, dort sei der Odainsakr — der Acker des Ungestorbenen, und wer ihn betreten würde, sei gefeit gegen Krankheit und Tod. Wahrscheinlich ist der Baum Odains Grab als Zeichen seines Fortlebens entwachsen. Er heißt Glasir, der gläserne, durchsichtige, und wie rotes Gold leuchtet seine Farbe. Glasir heißt aber auch Bernstein. Ein Bernsteinbaum ist hier also gemeint. Und der erinnert uns wieder an den silbernen, goldenen und gläsernen Wald im Märchen von den zertanzten Schuhen und im nordischen Märchen von Kari Holzrock und anderen. An Stelle des glitzernden Glases kann ja auch Metall treten, und Metallbäume findet man mehrfach. Am Throne des byzantinischen Kaisers soll alten Berichten gemäß ein eher-

ner Baum mit vergoldeten Zweigen und singenden Vögeln gestanden haben. Im Wiener Volkskundemuseum sieht man einen versilberten Alpacakirschbaum mit neun Zweigen, von denen jeder ursprünglich drei Lichter hielt, der Wipfel aber trägt eine silberne Schale, die vielleicht für den Rauschtrank bestimmt ist, der die Weisheit der Runen enthält und doch vom Weltenbaum tropft und den ich schon im Zusammenhang mit den Runen erwähnte. Ein solcher trunkspendender Baum ist auch der Baum Laerad aus dem Grimnirlied der Edda, von dessen Met alle Einherier trunken werden. Letzten Endes ist mit diesen vielen Bildern nur der Lebensbaum Ygdrasil gemeint, der wohl aus dem Leib des Ymir-Mannus erwuchs, wie im Iran der Baum, dem die Menschen entstammen, aus dem toten Gajomart, dem ersten Menschen, dem Urriesen (nach Schultz).

Mensch und Lebensbaum stehen also im innigsten Zusammenhang – in Ursprung und Tod.

Noch mehr erinnert eine altenglische Sitte an Glasiswellir: Der Zweig des blühenden Dornstrauchs nämlich, den man Karl I. von England an jedem Weihnachtsfest in feierlichem Zuge überbrachte, war von dem den ganzen Winter über blühenden Strauch von Glastonbury gebrochen, das nach William von Malmesbury „Ynesuuitrin" hieß: Bernsteininsel. Hier wollte man im Jahre 1189 auch das Grab König Arthurs gefunden haben, und zwar unter dem sonderbaren Strauch, der demnach, wie Glasir Odains Grab, dem des Königs entsprießt. Strauch und Baum entsprechen also dem Lichterbaum, denn Blüte und Flamme sind wesensgleiche Sinnbilder, die Flamme gilt als die Blüte des Holzes.

Blühende Bäume sind auch in unserer deutschen Weihnachtsüberlieferung nicht selten, ganz abgesehen von den Bächtelbuschen, den Barbarazweigen, die heut noch am 4. Dezember geschnitten werden und dann zu Weihnachten aufblühen. (Barbara ist die Barbet-Worbet, sie ist die Percht = Frau Holle, eine der drei Mütter, Märgen oder Nornen.) Von diesem win-

terlichen Blütenzweigbrechen erzählen auch unsere Märchen. Wenn es sich nicht um einen Zweig handelt, dann um Früchte, die sonst um diese Zeit nicht zu finden sind, so die Erdbeeren, die das fleißige Mädchen unter dem Schnee findet und der Stiefmutter bringt, nachdem sie den drei Männlein im Walde allerlei Dienste geleistet hat. In der isländischen Fassung wird das Mädchen von der Mutter um Feuer in den verschneiten Wald geschickt, und auch hier treten drei helfende Gestalten, drei Schicksalsfrauen, zu ihm und geben ihm das Gewünschte.

So heißt es denn auch heut noch, man müßte den Bächtelbuschen bei der weisen Frau, bei der Frau Holle oder beim Christkind holen. Junges Leben soll er ins Haus bringen, und darum dient er denn auch zum Kindeln, Stiepen oder Fitzeln, zum Schlagen mit der Lebensrute, die sich ja auch entstellt in der Rute des Weihnachtsmannes erhalten hat.

Dazu muß noch gesagt werden, daß das Fitzeln durchaus gut gemeint ist und auch so aufgefaßt wird, denn die Kinder singen dabei:

„Fitzl, Fitzl, Krone,
Ihr werd mich wohl belohne ...“

Sie erwarten also eine Belohnung, einen Dank dafür und es fällt ihnen durchaus nicht ein – wie hier und da gesagt wird –, sich etwa an den Erwachsenen für den Kindermord des Herodes zu rächen, dessen Gedenken in diese Zeit des Frau-Holle-Umgangs auf den „Tag der unschuldigen Kindlein“ gelegt ist (H. Strobel, „Germanisches Erbe“). Es heißt, die Hollerfrau hüte die Kinderseelen und komme selber, wenn der Zweig oder der Baum im Haus Blüten (oder Lichter) trägt, denn das bedeutet: Das Kind liegt in der Wiege, das junge Leben ist aufgebrochen.

Das also hat es mit den Bächtelbuschen auf sich. Man stellte aber auch ganze Bäume ins Zimmer, z. B. in Nördlingen einen Kirschbaum. In Südtirol düngte man ihn am ersten Adventsdonnerstag mit Kalk, damit er Weihnachten blühte. Anfang des 15. Jahrhunderts berichtet man aus Bamberg, Würz-

burg und Nürnberg von Bäumen, die in der Christnacht geblüht und noch vor dem Hahnenkrähen Frucht getragen haben. Es heißt auch, daß es Äpfel gewesen seien, so groß wie Nüsse. Die Äpfel und Nüsse aber hängen heut noch zumindest als Silberkugeln an unserem Tannenbaum. Sie haben beide einen süßen Kern und sind Bilder von Frucht und Leben, und wir erinnern uns daran, daß die Äpfel der Iduna den Göttern ewige Jugend gaben und daß sie selbst einmal, in eine Nuß verwandelt, vom Adler geraubt wurde.

Um 1500 schreibt uns Sebastian Brant von der elsässischen Sitte, ein „gryent riß in syn Huß zu stecken", im Jahre 1611 brannten bei der Sylvesterfeier der schlesischen Herzogin Dorothea Sybilla von Brieg viele hundert Lichter auf Tannen, und von 1700 an häufen sich die Berichte vom Tannenbaum. Allmählich hörte die Kirche auf, ihn noch zu verbieten. Es gibt auch Darstellungen, so aus Baden, daß der Baum von der Decke herunterhing wie der Weltenbaum, der die Wurzeln nach oben richtete und seine Zweige abwärtsstreckte, die Welt überschattend.

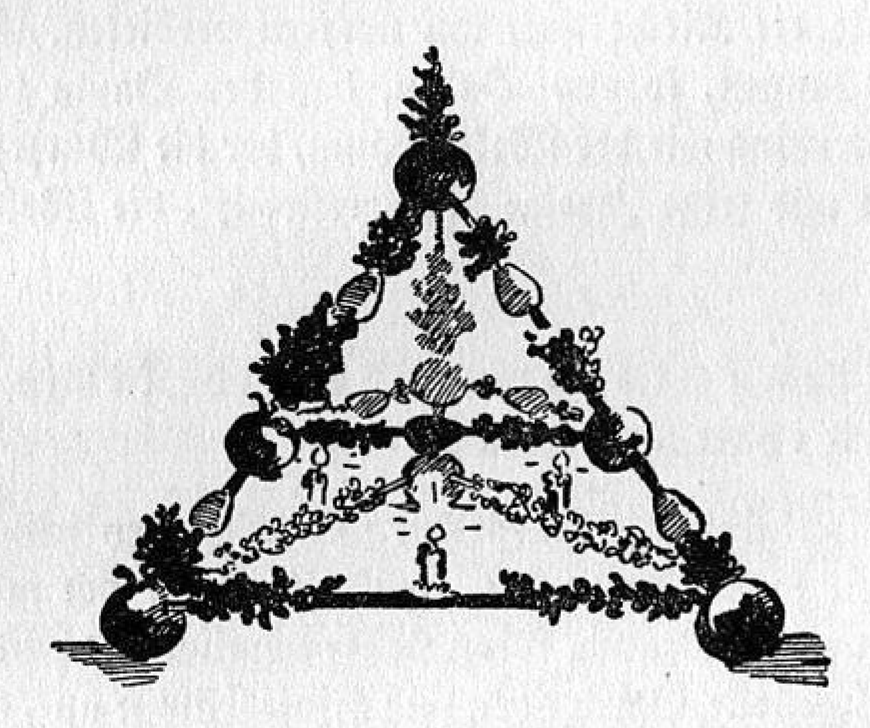
Von Weihnachtspyramide und Kinjesbaum und ihren Sinnbildern

Weil man nun aber das Aufstellen und Schlagen von Weihnachtsbäumen so häufig verbot, schuf das Volk sich mancherorts einen anderen Brauch. Man stellte nämlich mit Flitter behangene Holzgestelle, Pyramiden und Kinjesbäume auf, die uns noch ganz Besonderes sagen. Vielleicht sind euch die „Tunscheren" bekannt, die vor allem dem Ortsvorstand überreicht werden. Vier grüne Bogen sind auf ein Brett geheftet, dazu werden Äpfel und Lichte gesteckt, und unter die Bogen wird eine Gabe gelegt. Oder ihr kennt die „Paradiesgärten", aus Äpfeln, Lichtern, Stöcken und Grün kunstvoll errichtet, oder „Schmuckäpfel" und ähnliche Weihnachtsgaben. Die tanzende Weihnachtspyramide, deren Flügelrad sich wie das Sonnenjahr, wie das Jul durch die Wärme-

strahlung der Kerzen dreht, trägt so viel Lichter, wie die Monde und Mondwochen Nächte zählen, und sagt uns, daß der heilige Baum eigentlich drei Äste besitzt und jeder davon neun Zweige, so wie die drei Mondwochen neun Nächte haben und wie ein altes Volksrätsel Ast- und Zweigzahlen des Baumes bestimmt; ihr Aufbau jedoch hat genau drei mal neun Sprossen.

So ist unser Weihnachtsbaum auch ein Zahlenbaum und dürfte eigentlich nur 27 Lichter bekommen oder, wie es im Erzgebirge auch Sitte ist, nur 13: Zwölf, das sind die Monate des Jahres, ein abgeschlossener Ring, und dann das Dreizehnte, die Zwölftenzeit, der eine Monat, aus dem der neue Jahresring wieder wächst.

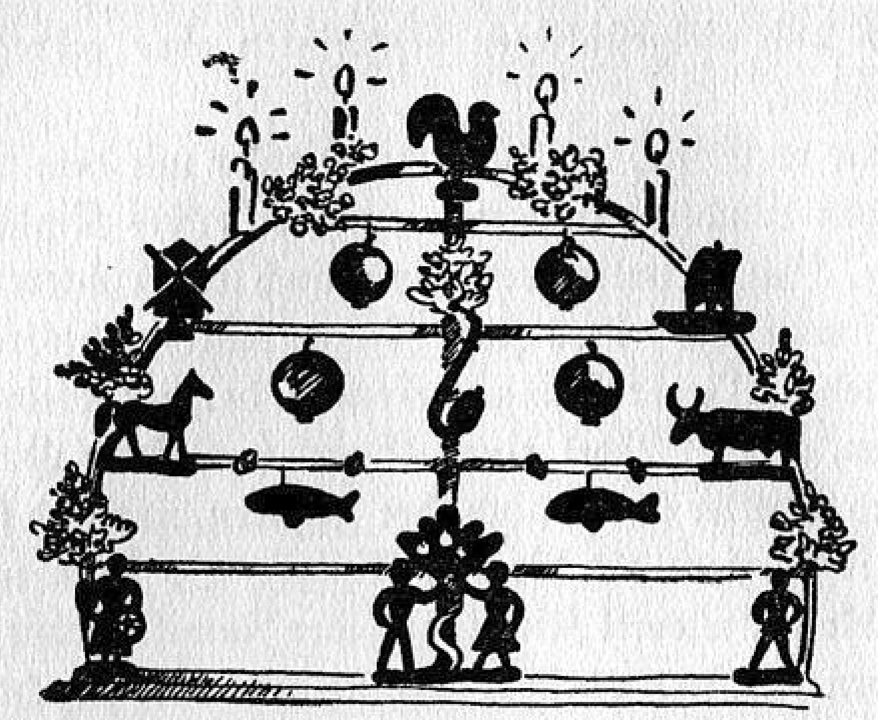
Die Pyramide oder der „Laufleuchter" hat eine starke Mittelachse, die auf einem Lauflager ruht und die ver-



schiedenen scheibenförmigen Stockwerke mit ihren Figuren hält, dazu trägt sie die Kerzen, die das große Flügelrad an der Achsenspitze und so den ganzen „Drehturm" antreiben.

Im Erzgebirge findet ihr außerdem noch die „Spinne" oder „Bergspinne", einen Hängeleuchter mit geschnitzter oder gedrechselter, bunt bemalter Mittelachse, die meistens in mehreren Stockwerken angeordnete Strahlenkränze von Armen aussendet — wie die Fichte und Tanne ihre Äste strecken. Die Leuchterarme tragen wiederum Kerzen und werden mit bunten

Holzketten und vielgestaltigen geschnitzten oder gedrehten Behängen geziert.
Früher war es Sitte, daß der Erzgebirgler mit dem Schnitzen eines solchen Leuchters begann, wenn sein erstes Kindlein kommen sollte. Ganz ähnlich verknüpft auch der Lichterengel und der Bergmann mit seinen zwei Kerzen Weihnachtsfreude und Familienleben. Jeder Junge bekommt bei der Geburt einen Bergmann, jedes Mädel einen Engel (= Frau Holle), und Vater und Mutter haben auch ihre Figuren, nur sind sie größer und reicher verziert als die der Kinder. So kann man ganz deutlich ablesen, wieviel Kinder zu jeder Familie gehören, wenn man an den Fenstern vorübergeht, in denen die Leuchter in der Vorweihnachtszeit stehen. Bleibt bei manchen Eheleuten der Kindersegen aus, so sagt man ihnen wohl, daß sie sich bald einmal einen Engel oder einen Bergmann schnitzen lassen sollen. Gerade die erzgebirgische Weihnacht mit ihrem besonderen Zauber kündet uns von der Lebensverbundenheit unseres Brauchtums. Dem Bergmann ist Gott und der Heiland der Bergfürst, dem die Lieder zujubeln: „Laß reiche Gänge brechen, bewahr der Gänge Lauf . . ." und „Der Bergfürst ist erschienen . . .".
Nun will ich euch noch vom friesischen „Kinjesbaum" erzählen, der nicht etwa ein Notbehelf der baumlosen Hallig ist, sondern ein uraltes Sinnbild des Jahrgeschehens. Der Baum besteht aus Latten, Immergrün, Backpflaumen, Kerzen und „Kinjespoppen". Über den Stamm, von der Achse des Weltenbaumes gehen nach links und rechts parallel zueinander die Zweige, und über das Ganze wölbt sich ein grüner Bogen: der Urbogen der Wintersonnenwende. Am Fuße des Baumes aber finden wir ein Menschenpaar, und um den Stamm schlingt sich die Schlange, das Sinnbild der Wintersonnenwendzeit auf alten Bauernkalendern, die uns auch im Mythos als die Midgardschlange begegnet, die Enderin der Welt, und ihre Entsprechung in einem winterlichen Sternbild hat. Fünfgezackt ist unser Baum, wie die Hand Tyrs in den alten Kalendern. Auch drei rote Äpfel sind am Nikolaustag und am 27. Dezember,



zur Rauhnacht, im alten Bauernkalender verzeichnet wie am Jahresbaum.

Der ganze Kinjesbaum ist Kalender, Abbild des Jahres. Stehen doch die zwei Menschen an seinem Fuß unter zwei schwimmenden Fischen, Sinnbildern des Tierkreises, also unter dem Wasser des Urbogens als das Leben, das aus den Wassern wiedergeboren wird, als Anfang wie die ersten Menschen unter dem Baum des Paradieses oder die zwei Menschen der Edda unter der Welteneschen. Man hat diese „Poppe" zwar „Adam und Eva" benannt, für die man diese Zeit ja auch im Kalender ansetzte, aber eher kann es sein, daß sie den Sommer darstellt, der, wie der Volksmund sagt, im Winter im Berge unter den Wassern bei der Mutter Erde verborgen ist. Rechts unten aber steht ein einzelner Mann, der Wassermann, das Zeichen des Februars, darüber die Kuh, ein Bild für das Sternbild des Stieres, das im Lenz allen winterlichen Sterngruppen ihren Untergang anzeigt. Das Schiff darüber ist der Schiffskarren der Faschingszeit, die folgenden zwei Kerzen aber sind Sinnbilder für die Monate April und Mai. Auf der Höhe des Baumes thront der Hahn wie der goldene Hahn Widofnir auf dem Gipfel der Weltenesche. Wir kennen ihn ja als Kornhahn und Lebensgleichnis bei allen Frühlingsumzügen und Sommerfeiern. Es heißt, wer den Kornhahn fängt, der braucht nichts mehr zu tun, dem fruchtet das Korn

von selbst. Das aber geschieht im Jahresring zur Mittsommerzeit, dann setzt das Korn Frucht an.

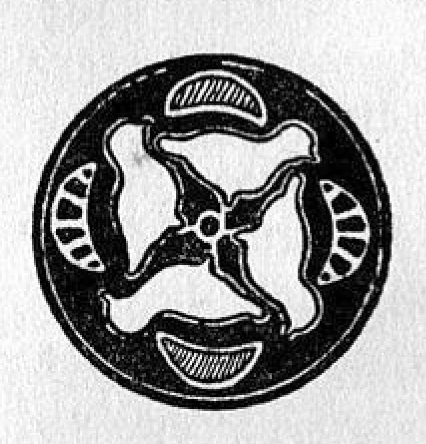
Der Juli und August sind wieder durch zwei Kerzen angezeigt, für die Tagundnachtgleiche der Herbstzeit aber gibt es wieder ein neues Bild: die Mühle. Sie zeigt nicht nur an, daß nun das Korn zur Mühle gefahren werden kann, sondern sie ist auch im Bauernkalender letzten Endes das Zeichen für das Malkreuz, das aus dem Jahresrad entstand und in dieser Form die vier Wendepunkte unserer Erdzone bezeichnet. Hier deutet das Malkreuz wie im Bauernkalender die Tagundnachtgleiche an. Als Bild des Oktobers aber entdecken wir das Roß des wilden Reiters, der um die Zeit der Herbststürme seinen Ritt wieder beginnt. (Bestärkt werden wir in dieser Annahme durch den niedersächsischen Brauch, zur Kirmes einen Pferdeschädel zu begraben.) Als letztes Zeichen im Ring aber sehen wir unten am Ende des Baumes links von dem Menschenpaar eine Frau, die Frau Holle. Und wie das Pferd des wilden Jägers zum Sinnbild des heiligen Martin wurde, gilt sie heut mancherorts als die heilige Katharina, und eine alte Bauernregel sagt: „St. Märten und St. Kathrein lassen den Winter herein." Frau Holle rüstet zur Umfahrt. Weihnachtszeit ist's, und das Jahr ist beendet.

An manchen Bäumen hängt statt des Pferdes ein Hund, der Wolf Odins, der Totenwolf oder das Hündchen, von dem die friesische Baldersage erzählt. Statt des Jahresrades als Darstellung des ganzen Kalenders, das oft in der Mitte des Baumes hängt, zeigte man später die Uhr, das Abbild der Zeit. Die Tabakspfeife aber ist an diesem Baum nichts anderes als eine später veränderte Form für das Horn des Julbocks und die Eiberune, die im Runenfutbark an der Stelle der Sommersonnenwende steht. Äpfel, Backpflaumen und Buchsbaum bilden den übrigen Schmuck.

Heut ist dieses „Weihnachtsgestell" fast überall dem grünen Tannenbaum gewichen, aber seine Gestalt gibt Aufschluß über den Sinn manchen Weihnachtsgebäcks und manchen Brauches

und sagt auch, daß eigentlich alles am Weihnachtsbaum seinen sinnvollen Platz hat.

Wenn ihr irgendwo im Deutschen Reich Hasen, Vögel und Fische am Weihnachtsbaum hängen habt, so denkt einmal an die Tiere aus den drei Reichen in unseren Märchen, die dem Prinzen oder Bauernjungen zu Hilfe kommen. Denkt an das Märchen vom „Meerhäschen", wo der Rabe, der Fisch und der Fuchs den Jüngling verstecken, oder an die Märchen, in denen der Held die drei Sprachen der Tiere lernt. Diese Tiere stellen nichts anderes dar als das Luftreich, das Erdreich und das Wasserreich, die dem Menschen wichtig sind, weil er ohne sie nicht leben könnte. Der Hirsch am Baum erinnert uns an den Hirsch, der an der Welteneschе nagt und wird in Lied und Märchen zur Hinde mit dem Krönlein; sie ist nun die verwunschene und gejagte Prinzessin. Das Hufeisen





aber bedeutet nichts anderes als den Urbogen und ist natürlich die Roßtrappe vom Odinspferd. Dann gibt es noch eine Unmenge Gebäck, das euch allen nicht mehr unerklärlich sein kann: den Schwan als Jahresbegleiter, die Brezel als Odalsrune, das Rad, Wagen und Schlitten und auch den Reiter, der die Sonne aus der Jahresschlinge, von der Sonnenschlange (der Schleife, dem kleinsten Sonnenumlauf) befreit. Außerdem finden wir die Wiege und das Wickelkind und die drei heiligen Madln, die Schicksalsfrauen, von denen das Lied singt:

„Rite, rite Roß! Zu Basel liegt ein Schloß,
zu Rom, da liegt ein Glockenhaus,
da gucken drei schöne Jungfern heraus,
die eine spinnt Side (= Häcksel),
die andre spinnt Kride (= Zank),

die dritte schließt den Himmel auf,
läßt ein bißchen Sonn' heraus.
Anne Marieke bleibt drinnen."

Auch der Pfälzer Kinderreim, der zu Weihnachten gesagt wird, handelt von ihnen. In ihm wurden zwar aus den Nornen = Nonnen, wie im Lied von den zwei Königskindern Nunen, er hat aber noch die Mär von der Geburt des wunderbaren Kindes bewahrt:

„Sun kom eriwa.
Scheet bleif dadiwa.
Dadiwa es e godeshaus,
do kint de leewe sun eraus.
Do seze drei nune
de aan wegelt weid,
de aan schbint seid
de ana hor e kindche greecht,
wee sol es heiße?
Hebsche, hebsche, geische."

(Wrede, Rheinische Volkskunst)

Daß uns Frau Harke, die Erd- und Himmelsmutter, mit dem Spinnrad begegnet, wundert uns nicht. Und in dem Reiter erkennen wir sogleich den Schimmelreiter Wodan, nach dem auch ein badisches Gebäck „Wowölfle" heißt, Wodanswolf. Da ist auch das Herz unter dem Festgebäck, der „Sitz des Blutes". Aus dem Herzen des getöteten Schwarzen, so aus des Drachen Fafnirs Herz, quillt der Trunk, der die Gabe verleiht, alle Sprachen zu verstehen (vergl. Runentrank), so wie Siegfried die Vogelstimmen versteht: die Stimmen der Schicksalsfrauen, denn manchmal erscheinen sie in Vogelgestalt, als Schwäne oder Enten zum Beispiel. Der Julbock aber erinnert an Thors Böcke, die auf der Fahrt nach Utgard bis auf die Knochen verzehrt werden und am Tag darauf neu wieder erstehen. Sie sind ebenso Sinnbilder für das Vergehen und Wiedererstehen des Mondes wie die Hauer des Ebers.

So gibt es für alle Bilder mehrere Beispiele aus Märchen, Liedern und dem Mythos, die uns über ihren Sinn Aufschluß geben. Sie sind alle gestaltgewordene Freude des Menschen am Leben in der Natur und Zeugnisse eines tiefen Wissens um die letzten Dinge des Lebens.

Vom Festgericht, Wasserbrauch und Feuer in der Weihnachtszeit

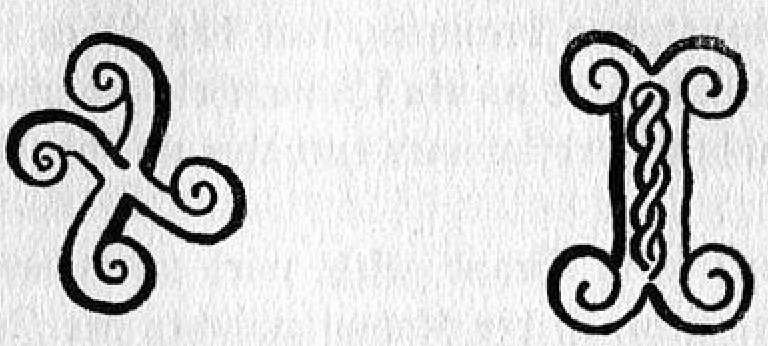
Auch unsere Weihnachtsgerichte haben ihren Sinn, ist doch das Julmahl mit dem Gedächtnistrank ein entscheidender Bestandteil der Festbegehung. In Skandinavien hielten die Gilden, die ja vielfach die alte Geschlechterüberlieferung gewahrt haben, am Weihnachtsabend ein großes Trinkgelage. Wir wissen auch, daß die Wikinger von ihren großen Fahrten zu Weihnacht heimkehrten, um sich mit ihren Sippen durch den Minnetrunk wieder zu verbinden und auch mit den Ahnen und Göttern das Band neu zu festigen. In mancherlei Form hat sich dieser feierliche Trunk in unserem Brauchtum erhalten. So löffelt die erzgebirgische Familie zum Abschluß des heiligen Abendessens aus einer Schüssel in Milch geweichte Semmeln, und der Hausvater trinkt allein den Rest der Milch aus, während seine Frau und Kinder ihm andächtig zusehen. Vorher haben alle das „Neunerlei"-Gericht verzehrt: aus grünen Klößen mit Sauerkraut, Gänseklein und Bratwurst, Hirse und Meerrettich und allerhand Zutaten und Gewürzen von besonderer Bedeutung zubereitet, auch Sellerie gibt es dazu; man singt davon im Lied:

„Der Sauerkraut- und Weihrauchduft
durchzieht es ganze Haus,
dos is de rachte Weihnachtsluft
ben Heilig-Ohmd-Schmaus.
Fei Marzipa gibts bei uns net
un anneres Geback,
Der Kung un Stolln sei aa net fett
un machen kaane Flack.
Dos „Neunerla" hot su geschmeckt,
ka Rast in Schüsseln stieht.
Ehr nu der Tisch wird ogedeckt
sing mer e Weihnachtslied."

Vielleicht ist der in manchen Gegenden übliche, aus vielerlei Speise hergerichtete Heringssalat auch nur eine verjüngte Form des Neunerleiessens.

Anderswo ist es üblich, an den Hauptfesttagen Tiere aus

den drei Reichen auf den Tisch zu bringen: am Heiligabend den Karpfen, am ersten Feiertag die Gans und am folgenden Tag Schweinekopf oder ein anderes Stück Schweinebraten und dann Wurst. Selbst zum Kaffee gibt es außer dem Stollen und Hollenzopf oder anderen schönen Dingen ein entsprechendes Tier aus Teig, das in soviel Teile geteilt wird, wie



Hausgenossen da sind: da ißt man einen Fischkuchen mit recht viel Honig so gebacken, daß er ganz in Fett schwimmt, einen Hahn, Schwan oder eine Ente, und auch den gebackenen Juleber.

Der Wasserbrauch darf natürlich zu Weihnachten auch nicht fehlen. Es gibt noch Dörfer bei uns, in denen in der Weihnachtsnacht oder Neujahrsnacht Wasser geschöpft wird. Auch sagt man, daß bis zur Wiedergeburt am Julfest die Sonne im „Wassergrab" ruht, das zugleich das Mutterwasser ist, aus dem die Zeit neu ersteht. Darum bläst man im Norden das Julhorn über dem Brunnen, damit das Eis aufbricht und das Leben frei gibt, wie Schneewittchens Sarg zerspringt und der Glasberg bezwungen wird. In Südbaden lassen die Hirten ihre Schellen tönen und um Mitternacht wird auf den Friedhöfen Musik gemacht. Dazu brennen auch Lichter auf den Gräbern.

Das Feuer überstrahlt dieses Fest so wie kein anderes. Denn es ist ja der Sonne Gesicht, wie die Edda sagt, das sich den Menschen nun wieder mit neuem Glanz zuwendet und das die alten Sonnenmasken der schönen Perchten in Berchtesgaden (= Perchtas Garten) ganz greifbar zeigen. Seit den Vorweihnachtstagen erleuchtet das Feuer vom Adventskranz und dem Luziakranz als Kerze, als flackerndes Sonnenwendfeuer und Flammenrad, beim Fackelschwingen von

den Kirchtürmen von Waldeck, vom „Laufleuchter", von der „Tunschere" und dem Tannenbaum und schließlich als Julklotz diese bedeutsame Zeit. Daß auch der Holzblock und der Lebensdocht zusammenhängen, kann uns nicht verborgen bleiben, denn der Julblock glimmt die ganze Festzeit über, er entzündet das „ewige Licht" des heiligen Herdes. Und so wie für Nornagest und Helgi Lebenskerzen brannten, war das Leben des griechischen Helden Maleagros an ein Baumscheit gebunden, das die Schicksalsfrau den Herdflammen entnahm und der Mutter anbefahl.

Wenn der Julklotz in Brand gesetzt wird und warmer Rauch das Haus durchzieht, ist der Kampf zwischen den Zeiten abgeschlossen. Noch die Asche bringt Glück, darum gilt uns ja der Schornsteinfeger als Glücksbringer und geht in Pommern und in der Kurmark die „Aschenmoder" oder „Neujahrsmoder" um. Und sicher hast du es schon mal erlebt, daß dir ein Aschenkreuz (ein Malkreuz) ins Gesicht geschrieben wurde, wenn du am lodernden Holzstoß standest, und daß du das auch noch dankbar hinnehmen mußtest wie einen guten Wunsch.

Anregungen für die Ausgestaltung der Vorweihnachtszeit in der Gruppe und daheim

Nachdem wir nun die ganze Weihnachtszeit mit ihrem vielgestaltigen Brauchtum, seinem Sinn und seiner Geschichte kennen, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: was können wir davon in unsere Zeit, in unsere eigene Feier tragen? Und was verbleibt der Gruppengemeinschaft, wenn wir der Familie nichts vorwegnemen wollen, die doch die eigentliche Trägerin dieses Festes ist? Denn der Wunsch, der Familie wieder soviel wie möglich vom bindenden Gehalt des Festes zu geben, damit die Feiern im Hause wieder mehr Inhalt gewinnen, als es heut oft noch der Fall ist, dieser Wunsch steht doch am Ausgangspunkt unserer Arbeit als eine Forderung und ein Ziel. Und nichts verabscheut der dem Festerlebnis noch wirklich aufge-

schlossene Mensch so wie die Vorwegnahme des Lichterbaumes in so und soviel Vereinsweihnachtsfeiern und Schaufenstern und die Reklameweihnachtsmänner der Warenhäuser, die dem Kind bereits wochenlang vor dem Feste alle Erwartung und die schöne Festlegung der Ereignisse auf ganz bestimmte, heißersehnte Tage rauben.

Andererseits ist es notwendig, daß wir unserer Gefolgschaft in unserem Heim ein richtiges Weihnachtserlebnis erschließen, damit eine jede von uns später ihrer eigenen Familie ein von tiefster, sinnvoller Schönheit durchstrahltes Weihnachtsbrauchtum bescheren kann.

Es ist schwer für ein einzelnes Mädel, neue Gedanken in das Fest daheim zu tragen, allein kann es sich dabei kaum durchsetzen. Und gerade da können wir mit unserer Arbeit beginnen. Legt in die Vorweihnachtszeit, wenn unsere Heime wie alle Häuser mit den brennenden Adventskerzen geschmückt sind und strahlende Lichter in roten Äpfeln und allerhand anderen, oft selbstgearbeiteten Leuchtern den Raum erhellen, einen offenen Singabend, zu dem ihr Eltern und Geschwister einladet. Der Raum wird überall verschieden aussehen: Im Erzgebirge wird jeder seinen Leuchterengel oder seinen Bergmann mitbringen, und die Spindel wird sich über uns drehen. Anderswo werden die vielen Dinge, die wir für das Fest arbeiteten, den Raum verschönen: farbige Ketten aus Nüssen und



Papier, silberne Lilien, letzte Bilder der Werderune und ganz verschiedenes Festgebäck, Sonnenräder, die wir selbst aus Teigstreifen legten, Tiere und andere Zeichen.

Ihr spielt das schöne, von einem ostpreußischen BDM.-Mädel

geschriebene Spiel von Goldmarie und Pechmarie, das uns mit seiner klaren Sprache mitten in das Geschehen der Wendezeit hineinstellt, alle Kraft und Schönheit der Sinnbilder wahrend. Mit einem Spruch wie dem von der Schwelle im Licht habt ihr den Auftakt gegeben. Und dann klingt eure Flötenmusik auf, und ihr singt unsere schönen Weihnachtsweisen, das alte Lied vom Dannenboom, wie die neuen Stern- und Mutterlieder und die Weisen vom Feuer, bis auch die Eltern und Geschwister an unseren Liedern Freude gefunden haben. Ihr könnt aber auch ein M ä r c h e n dazu lesen, so das vom Rotkäppchen, das aus dem düsteren Wolfsschlund erlöst wurde und all die vielen anderen, die hier im Zusammenhang Erwähnung fanden und die ihr um die Vorweihnachtszeit euren kleineren Geschwistern erzählen solltet. Vielleicht könnt ihr auch das S p i e l von „Spindel, Schiffchen und Nadel", eigentlich ein Nornenspiel (von Prof. Wolfgang Schultz), spielen und tanzen. Oder ihr singt und sprecht die „Mütterkantate" von Hans Baumann. So könnt ihr leicht über euren eigenen Kreis hinaus eine neu erlebte Weihnachtsfeier ermöglichen.

A b e r e i n A b e n d m u ß d i e e n g e G e m e i n s c h a f t u n s e r e r M ä d e l a l l e i n z u s a m m e n s e h e n. Der Raum ist festlich geschmückt. Für jede steht ein Licht bereit, das sie am brennenden Kranz der Luzia entzündet, denn diese Gestalt wollen wir ruhig in unseren Vorweihnachtsheimabend übernehmen. In ihr lebt der schöne Gedanke weiter, daß die Frau in ihrer heiligsten Aufgabe Licht- und Lebensträgerin ist. Deshalb kam es einst der isländischen Frau zu, die Lichter in der Halle und das Julfeuer auf dem Berg zu entzünden und im Herd wieder neu das Feuer zu schüren, wenn die Männer den großen eichenen Julblock hereingetragen hatten.

Die Luzia teilt auch das Gebäck aus, nach Möglichkeit jedem das seine. Und wenn unsere Lieder und unsere Musik verklungen sind, lesen wir einige der schönen Weihnachtsgeschichten, die wir bei unseren Dichtern finden, und zwar nicht nur die bekannten. Wir hören durch Löns vom Winterwald und der winterlichen Heide, Frau Holle- und Wohljägermärchen von Blunck,

lesen von bäuerlicher Weihnacht in den Wäldern des Nordens in Gulbranssons „Und ewig singen die Wälder" oder lassen „Frau Perchtas Auszug" von F. A. Schmid-Noor an uns vorüberziehen und hören vom isländischen Julfest, wie Lydia Kath es uns berichtet, von Gudrun Osoifrstochter und anderen Frauen. Die Jungen werden lieber Wikingersagen und andere männliche Dinge hören, werden sich erzählen lassen vom Drachenkampf und auch von Weihnachten im Weltkrieg, vom Geschick unseres Volkes überhaupt, von dem ewigen Kampf zwischen Finsternis und Licht, zwischen Midgard und Utgart. Diese Sagen, Märchen und Geschichten müssen überall lebendig werden, wo an Weihnachtsgeschenken und Weihnachtsschmuck gearbeitet wird. Damit allein können wir schon Inhalt und Nachdenken in diese Zeit tragen.

Dann wird der Stollen feierlich hereingebracht und zerteilt. Aber auf einmal kommt unter viel Lärm ein Riesenpaket durch die Tür gepurzelt: der Julklapp. Jeder erhält sein Teil in Spruch und Gabe. Vielleicht tritt dann der Weihnachtsmann auch leibhaftig auf — vor allem bei den Jungmädeln — und verlangt sein Sprüchlein, ehe er in seinen großen Sack langt. An unserer Wand hängt ein selbstgemachter bunter Festkalender, der uns ganz deutlich anzeigt, bis wann unser Sonnenrad für den Tannenbaum und jede andere Überraschung fertig sein muß.

Die Sonnenwendfeier gehört dann nur unserem Standort. Stumm ziehen wir mit Fackeln hinaus und stoßen sie nach dem Eingangswort tief in den Holzstoß, daß unser Feuer bald den Sternen entgegenleuchtet. Wir denken des vergangenen Jahres und werten unser Werk. Den Kranz für die Toten und Gefallenen werfen wir mitten in die Glut. Dann schallt unser Gelöbnis in die frostklare Nacht hinaus. Allein

oder zu zweit und dritt bekräftigen wir unsere Losung mit einem Sprung durchs Feuer. Nach frohem, sieggewissem Ausklang geht es im Schweigemarsch wieder heim.

Wintersonnenwende bleibt die Feier der größeren Gemeinschaft, der Tag des politischen Gedankens, an dem uns Naturgeschehen und Volksschicksal in einem großen Sinnbild Zukunftsglauben geben: den Glauben an den neuen Frühling und neuen Aufstieg unseres Volkes und die Pflicht des Kampfes für die Gemeinschaft. (Weihnachten hingegen ist uns das Fest der Einkehr und der stillen Besinnung.) Weiß und kalt ist die Nacht, und der Sturm peitscht die Flammen unseres Stoßes, daß sie jäh aufzischen und krachend niederprasseln. Kurz und hart sind unsere Worte, entschlossen und wissend, spüren wir doch die Kräfte, die uns entgegenstehen. Dies Fest ist ein frohes und trotziges, es trägt einen ewigen Siegglauben an die Stärke des Lebens und die Freundschaft des Allumhegenden; er will keinen Tod, der nicht den Boden bereitet für neue Zukunft.

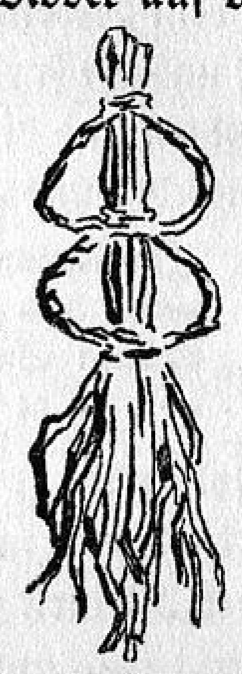
Der heilige Abend als Feier des Hauses

Der heilige Abend umschließt die ganze Hausgemeinschaft. Und bei kaum einem anderen Fest leben noch soviel jeder Familie eigene Bräuche weiter. Alle wollen wir wahren, soweit sie uns etwas zu sagen haben. In einem richtigen deutschen Hause wird selbst das Vieh im Stall bedacht.

Bei der Vorbereitung wollen wir uns eines wieder zu eigen machen, das aus allen alten Geschichten und Sagen zu uns spricht: Wir wollen die Schönheit des Festes weniger durch glitzernden Flitterkram bereiten als durch einige wenige schöne und wertvolle Gegenstände, die mit in das Festbrauchtum eingefügt und nicht zu oft von ihrem Aufbewahrungsplatz in die Mitte des Raumes gestellt werden sollen: durch einen besonderen Tannenbaumfuß, durch einen einzigartigen, gediegenen Leuchter, auch durch ein Bild oder einen Wandbehang, der allein für diese Festzeit bestimmt ist. Das tun wir, damit uns nicht ein Gefühl der Vernachlässigung überkommt, wenn wir

lesen, wie unsere Vorfahren das Fest richteten, wie schon vor tausend und mehr Jahren wundervolle Webereien mit sinnbildlichen Darstellungen in der Halle aufgehängt und die Fußböden mit glänzendem Stroh überschüttet wurden, wie es heut noch im Erzgebirge und anderswo auf dem Lande zu Weihnachten und zur Hochzeit geschieht. Wir wissen auch, daß man kleine, schön gearbeitete, aus Stroh geflochtene Widder auf die Fest-





tafel stellte (in Schweden ist das heute noch üblich). Wir können es leicht mit den Tonhähnchen und anderen Besonderheiten, die es gerade zur Weihnacht in unserem Volksbrauch noch gibt, verwirklichen.

Wieviel Lichter am Baum brennen sollen und wie sein Schmuck aussehen muß, das ist schon eingehend beschrieben. Der Hausherr selbst zündet die Lichter an, die für die Toten und die für die Kommenden, eine ganz bestimmte Zahl. Durch die dunklen Zimmer gehen wir in den kerzenüberstrahlten Raum und singen unsere Lieder. Der Hausvater sagt dann die Weihnachtsbotschaft vom jungen Leben, vom Kind, das das neue Heil und die neue Zeit bringt, ob er es nun mit den Worten der Bibel, der Edda oder seinen eigenen tut.

Anschließend an die Bescherung vereint uns die festliche Tafel zum Weihnachtsmahl aus der Neunerleispeise oder dem Karpfen, wie es eben bei uns nun heimische Sitte ist. Es kommt nur darauf an, daß das Essen ein besonderes ist, zu diesem Fest gehörig. W. Schultz schlägt vor, daß der Hausvater einen Apfel

des Baumes in soviel Teile schneidet, als Tischgenossen da sind — anderswo mag das mit dem Stollen geschehen, der im Erzgebirge um Punkt zwölf Uhr grüngeschmückt ins Zimmer getragen wird.

Dem gemeinsamen Mahl folgt der Umtrunk. Wieder sagt der Hausherr den Spruch oder nennt den Namen oder den Gedanken, dem der einzelne Trunk gilt. Er erinnert uns dankbar an Gott und die für die Heimat gefallenen Helden, an die toten Verwandten und die lebenden, die fern sind, und erschließt uns den Sinn, der uns aus ihrem Leben und Wirken anspricht:

„Im Boden wurzelt der Baum des Volkes,
wächst hoch zum Himmel aus der Heimat Kräften,
Seinen Samen weht der Wind in die Welt,
ewig grünt der uralte Stamm." Schultz

In der folgenden Zwölftenzeit entzünden wir den Baum jeden Abend von neuem, bis er am Dreikönigstag unter dem Jubel der Kleinen geplündert und hinausgetragen wird.

Vielleicht haben unsere Mädel auch den Wunsch, einmal in den dunkelnden Winterwald zu wandern. Schön ist es, wenn dann eine Gruppe vorgeht und die Nachkommenden plötzlich mitten im Wald eine lichterglänzende Tanne finden und ein Weihnachtslied hören — oder wenn wir auf Schneeschuhen durch die Bergstille fahren.

Altjahrsabend, Neujahr und Großneujahr führen schon hinüber in das Vorfrühlingsbrauchtum der Fasnacht

So geht die Zeit bis zum Altjahrsabend mit allerlei Besuchen und mit stillen, lichterhellen Abenden hin.

Wohl kein Fest ist so leer geworden wie der Abend vor Neujahr. Kaum einer ist daheim, und viel Fröhlichkeit schießt sinnlos übers Ziel. Vielleicht kommt das daher, daß man diese Nacht neben dem heiligen Abend nicht sonderlich beachtet hat, wenn sich auch mancher Brauch erhielt, vor allem im Dorf.

Freude gehört unbedingt zu diesem Abend, da ein neues Jahr anhebt, von dem wir Glück und Segen erhoffen, vor allem, wo wir in der Gewißheit leben, daß sich draußen schon alles gewandelt und zum besten gekehrt hat. Dieser Abend zählt auch unter die Losnächte und soll mit manchem scherzhaften Befragen ausgefüllt sein, ob wir nun fest drauf bauen oder es nur sinnbildlich nehmen, wie es ja eigentlich gedacht ist. Daß allerlei Scherz und Mummenschanz immer schon die Neujahrsfeier begleitete, beweist uns das strenge Verbot des Konzils von Tours im Jahre 566, auf diese Art das neue Jahr zu begrüßen. Auch alle Stadtchroniken sind voll von ähnlichen Erlassen, die immer wiederholt werden mußten, weil der Erfolg ausblieb. Und weil diese Nacht wirklich selten mehr in der Familie gefeiert wird, können wir ohne Gewissensbisse unsere Gefolgschaft ins Landheim oder in eine Jugendherberge mitnehmen, um im Dorf und dann draußen in der Stille das Fest zu begehen.

Das ist jetzt ein Leben im Dorf!

In Niederdeutschland ziehen die Kinder mit dem Rummelpott von Haus zu Haus und sammeln „Förtchen" (Apfelpfannkuchen) ein.

„Fruken, mak de Dör op un lat den Rummelpott in.
Un wenn dat Schipp na Holland kommt,
Dann gifft dat moje Wind.
Schipper, du schast striken,
Bootsmann, du schast wiken.
Halloh, halloh, halloh,
Wi fahrt na Holland to."

„Rummel, rummel, rutschen
Giff mi ne lüttche Futtchen (Förtchen = Kuchen),
Snied se en beten groot,
So hett dat gor keen Not,
Sünd se en beten kleen,
So giff mi twee för een."

In schönen alten Waffeleisen werden Neujahrskuchen mit Sechssternen und Lebensbäumen gebacken wie in der Nordmark und im Fläming. Anderorts gibt es Brezeln, Äpfel und Nüsse in den Sack zum Lohn für das Neujahransingen. In Ostpreußen singt man dazu ein ähnliches Lied wie im Elsaß:

„Wir treten herein ohn allen Spott,
einen schönen guten Abend, den geb euch Gott.
Wir wünschen dem Herrn einen goldnen Tisch,
an allen vier Ecken gebratne Fisch.
Wir wünschen der Frau eine goldne Kron
und übers Jahr einen jungen Sohn.
Wir wünschen dem Junker einen weißen Schimmel,
damit er kann reiten in den Himmel.
Wir wünschen dem Fräulein einen schönen Mann,
daß sie bald Hochzeit feiern kann."



Und weiter:

Wi winsche de Keeksche e hältere Schleef,
up datt se kann rehre de Knoakes to Fleesch.
Wi winsche de Annke e Bessem inne Hand,
mit dem se kann feje dat ganze Land.
Wi winsche dem Spekter (=Inspektor) twee hohe Steebel,
up dat he kann schechte äwer Doal un Hewel.
Wi winsche de Mamsellke e grote Komerschletel,
up datt se uns nich ward to bedeene verjäte.
Mamsellke, schniede se nich to knaff,
se schniede sek de Fingere aff!

Wenn die Sänger dann zu essen bekommen haben, erschallt ein Schlußlied:

„Ek stoah up eenem Lilljeblatt,
de Feetkes ware mi immer natt.
De Teller häft e jildne Rand,
de Herrschaft häft e milde Hand."

Manche singen auch: „Ek stoh up eenem Lingeblatt" oder „Lindeblatt" oder „Gilgeblatt".

In früheren Zeiten trugen die Jungen bei diesem Brummtopflied eine Tanne mit sich herum und wurden daher „Dannekinder" genannt. Dabei sangen sie oft auch ein anderes Lied:

„Wir kommen hereingetreten, Loop anne Linge, (Laub an der
mit Singen und mit Beten, Loop anne Linge, Linde)
de Strußklangs klinge,
de Föschkes springe,
de Dannekinder singe.“

Der gleiche Vers wurde auch zu Fasnacht gesungen. Ähnliche Bräuche gibt es auch zu den Hochzeiten, beispielsweise im Schwarzwald. Mit dem Baum zusammen wird eben überhaupt das Erwachen des Lebens angesungen. —

Wir hören es draußen überall poltern und sehen, wie die Dorfjugend alle Geräte, die nicht an Ort und Stelle und nicht niet- und nagelfest sind, auf dem Dach oder wer weiß wo sonst versteckt. Da kommt schon jemand zu uns hereingelaufen und wirft uns einen Neujahrsbrief herein, der lustige Anspielungen oder sonst einen nicht ganz sinnlosen Scherz enthält — und weg ist er wieder, er hat sich in der Nähe versteckt und will nun gesucht werden.

Ähnlich wird auch der „Wäphaut“ ins Haus gebracht, der „Neckhut“, ein Kunstwerk aus zwei grünen geschmückten Bogen über einer Holzplatte, auf die Äpfel und Gebäck gelegt sind und die so ins Nachbarhaus gebracht werden muß, daß der Bringer nicht ertappt wird, obgleich er beim Niederlegen laut „Wäp, wäp“ rufen muß. In Südoldenburg bewahrt man meist einen dicken Weidenstock schon ein Jahr lang dafür auf. Zu Neujahr wird er dann aufgefasert. Die dünnen Weiden werden auseinandergebogen, so daß vier Bogen vom dicken Mittelstock ausgehen. Man schmückt diese Tunschere mit Buntpapier und Süßigkeiten; oft wird auch ein Geschenk eingeflochten. Jeder müht sich, daß er beim Wäp-Rufen nicht gefangen und ins Haus geladen wird, damit der Beschenkte sich bis Dreikönig ordentlich abmühen muß, um den Geber zu erraten und den „Wäphaut“ zurückzutragen. Das gibt dann um so mehr Spaß.

Wenn wir im Heim sind, wagen wir uns dort an allerlei lustigen Orakelbrauch. Wir können aber auch ernsthafter die zwölf Monate auftreten und ihre Gaben bringen lassen.

In den Häusern duftet es nach Punsch und Kuchen, da brennt

der Lichterbaum, und Lieder klingen überall. So hat auch das alte Rom das vergangene Jahr mit allerlei närrischem Auf-den-Kopf-stellen gefeiert, da war der Herr einmal Knecht, der Sklave einmal Gebieter. –

Gegen Mitternacht aber werden wir ernst. Wir mögen ein Jahr der Arbeit und des Kampfes doch nicht nur mit Lärm und Trunk vorübergehen lassen, wir lesen, spielen ein Jahresendspiel, wir singen und ziehen um 11 Uhr marschbereit ab.

Vielleicht wird draußen auf dem Berg wieder unser Feuer lodern. Unsere Führerin spricht noch einmal über das, was uns das alte Jahr brachte, zeigt uns unseren Weg für das neue; sie gibt uns einen Spruch, und wir geloben Bereitschaft. Kampfesfreude klingt aus unserem Lied und der Stolz, eine politische Jugend zu sein.

Auf jeden Fall aber wollen wir um Mitternacht draußen sein, wollen still unsere Gedanken sammeln können und nur die Glocken von ferne läuten hören.

Am andern Morgen wird unser Reichsjugendführer sprechen, der ganze Untergau und Bann wird zusammenkommen. Wir werden Dichtungen hören, die unseren Weg künden und unseren Willen in Worte fassen. Unser Neujahrswerk wird beginnen mit dem Entschluß:

Wenn alle untreu werden,
so bleiben wir doch treu.

*

Das Ende der Zwölften sieht auch unsern Adventskranz und den Tannenbaum zum letzten Mal. Und wo kein Perchtenzug, kein Dreikönigslauf oder Sternsingen mehr Sitte ist, bildet die Plünderung des Weihnachtsbaumes den Abschluß unserer größten Festzeit, denn ein künstlich wieder aufgezogenes Perchten- oder Frau Holle-Brauchtum würde uns unehrlich und wie zeitfremde Romantik erscheinen. Dort aber, wo sich wenigstens die Kinder den Umgang am 6. Januar erhalten haben, leitet schon die Freude dieser Vermummung hinüber in die lustige, bunte Fasnacht.

Fasnacht und Mummenschanz

Das ist eine herrliche Sache! Da können wir einmal zeigen, daß wir zu leben verstehen, daß gerade der, der die härtesten Forderungen an sich stellt, auch das unbändigste Lachen und den größten Humor haben muß. Und zugleich merken wir, daß mit einem fröhlichen Scherz oder einem lustigen Bild manches gesagt werden kann, was man bei ernsten Gesprächen besser vermeidet, weil sonst der liebe Nächste ergrimmt erst recht seine Fehler behauptet. Aber ich sehe schon eure vielen bedenklichen Mienen: „Das ist doch nicht HJ.-mäßig, diese bürgerlichen „Maskenbälle", diese Gesellschaftsangelegenheit, bei der selbst der Biederste einmal über die Stränge schlagen darf. Und überhaupt ist Fasnacht doch gar kein allgemein deutsches Brauchtumsfest, sondern nur in katholischen Gegenden beheimatet und lange nicht so alt wie Weihnachten, Sonnenwende, Ostern und Erntefeier."

Und doch ist es unser Fest und darf niemals verloren gehen. Und es ist auch alten germanischen Ursprungs. Laßt euch davon erzählen:

Die Fasnacht ist ein hochzeitliches Vorfrühlingsfest

„Fasnacht" hat an sich garnichts mit „fasten" zu tun, sondern mit „fasen" und „faseln", mit leben und schwärmen und wachsen. Der Odenwälder sagt, es „faselt", wenn er an die Wachstumzeit von Feld und Garten denkt. Und ein „Faselschwein" ist kein Mastschwein, sondern ein Zuchttier und der Faselhengst ein Beschäler. So steckt hinter dem Wort der Begriff der Fruchtbarkeit und des Züchtens. In der Bauernfasnacht ist durch die feste Zucht, durch alte Regeln, die aller Fröhlichkeit Form und Schranken geben, und durch die fast überall mit der Fasnacht verbundene Musterung der

Burschen dieser Gedanke erhalten geblieben. Und der Karneval ist nicht das schmerzliche „Fleisch fahr' wohl" — „Carne vale" —, sondern wahrscheinlich der Umzug des Schiffskarrens, des „Carrus navalis", wenn auch der Ausdruck „Karneval" sich vor allem von den romanischen Ländern und den Großstädten aus durchgesetzt hat.

Das ganze Fest ist eine frohe, farben- und gestaltungsreiche Antwort auf die lebhafte Entwicklung der Natur, die jetzt die große Abrechnung mit dem Winter und allem Alten und Morschen beginnt. Und wenn das Tier um diese Zeit Pelz und Gehörn wechselt, wenn die Pflanzen jung und neu aus dem Boden brechen, dann kann auch wohl der Mensch einmal „aus der Haut fahren". Der Richtebrauch der Jahreswende hat an diesem Fest seinen Platz wie das Lebenwecken des Perchtenlaufs in Dorf und Flur. Und wie der ganze Vorfrühling steht das Fest unter dem Willen zu Werbung und Hochzeitsfreude. Ein Lebens- und Werbefest war die Begehung des Vorfrühlings, die älteste Fasnacht schon zu Tacitus' Zeiten. Denn der schreibt, daß ein Teil der damals noch zwischen Oder und Elbe seßhaften Sueben eine Göttin verehrte, die Tacitus mit der Isis vergleicht, und die einen Nachen als ihr Zeichen führt. Ähnlich wurde noch um 1133 am Niederrhein unter Anteilnahme des ganzen Volkes die Göttin Nehalennia (deren Tempel noch um 700 n. Chr. auf der Insel Walcheren an der Schelde stand) auf einen Schiffssteven gestützt, Früchte im Schoß, hinausgefahren. Wir müssen dabei an die der Frau Holle verwandte „Nerthus" (Njörd) denken, die im Frühling auf blumengeschmücktem Wagen durchs Land zog und die Fluren mit Fruchtbarkeit segnete. Nach der Umfahrt, die an einem See endete, wurde dort der heilige Wagen mit allem Zubehör einer Waschung unterzogen. Tacitus spricht von sieben an der Ostsee wohnenden Völkerschaften, denen dieses Brauchtum gemeinsam gewesen sei.

Was an diesen so ähnlichen Bräuchen auf fremder Herkunft beruht und was uralte germanische Überlieferung ist, können wir heute noch nicht klar feststellen. Vor allem im Rheingebiet

ist eine keltische oder römische Beeinflussung nicht ganz ausgeschlossen, die ja auch auf den großen Handelswegen bis an die Bernsteinküste der Ostsee dringen konnte. Wahrscheinlich ist eine ursprünglich segnende Frühlingsausfahrt zu Schiff und zu Wagen später in einzelnen Gegenden durch die römischen Soldaten mit Kulten aus dem ganzen römischen Weltreich verknüpft worden. – Aber doch mutet uns dieser Schiffsumzug im Wesentlichen germanisch an. Denn wer erinnert sich nicht dabei an den goldenen Sonnenwagen von Trundholm und ähnliche Funde, vor allem an die schwedischen Felszeichnungen, die auch ein auf Räder gestelltes Schiff zeigen? War doch das Leben unserer Vorfahren ganz eng mit ihren Schiffen verbunden, so daß sie sich selbst in Schiffen begraben oder nach ihrem Tode darin brennend aufs Meer fahren ließen.

Auf solchem Schiff kam der „Lenzbringer" gefahren. Und dieses „glückhafte Schiff" ziert nicht nur die ältesten Neujahrsglückwünsche, sondern wurde auch von den Webern selbst in wasserarmen Gegenden zu Fasnacht durch den Ort gezogen. Bis heute hat sich dies „Narrenschiff" gehalten, das im Märchen sogar zum schwimmenden Mühlstein wurde, wie ich es in Zusammenhang mit den drei Königen schon erwähnte. Die Fahrt oder Flucht übers Wasser spielt in vielen Märchen eine wichtige Rolle. Und so kommen wir wohl an den Kern der Sache: Es muß sich um eine Brautfahrt zu Schiff handeln, denn auch die „Bercht" oder die Tochter im Märchen, die vor dem eigenen Vater flieht, wie die Walküre vor Odin, flieht über die See, und schließlich endet diese Fahrt mit einer Hochzeit. Die Berchtenbräuche gehören also mit zum Schiffsumzug, und auch die „heilige Ursula" (auf deutsch die Bärin) ist eigentlich diese Tochter aus dem Märchen, die auf der Flucht die Bärengestalt annimmt und sich unter dem Fell verbirgt, wie Allerleirauh, die ja wiederum niemand anders ist als die Perchta, die Verborgene, die Verhohlene: Frau Holle.

So wundert es uns nicht, daß der Bär (der eigentlich eine Bärin sein sollte), in so vielen Fasnachtsumzügen auftaucht, so

in Halberstadt am Harz, im Schwarzwald und noch anderswo, und daß es bis ins Mittelalter hinein am Niederrhein eine Gesellschaft „Schiff der heiligen Ursula" gab. In den Niederlanden übertrug sich später der heidnische Nehalenniabrauch auf die heilige Gertraud, die ebenfalls in einem Schiffswagen umfuhr.

Aber nicht nur das Mädchen braucht auf Brautfahrt zu gehen, auch der Held kann zu Schiff ausfahren. In diesem Zusammenhang könnte man eine Erklärung dafür finden, daß Tacitus die schwäbische Göttin mit der Isis vergleicht. Fuhr nicht auch Siegfried im Nibelungenlied zum Isenland? (Island konnte damit nicht gemeint sein, denn das ist als „Island" ausdrücklich erwähnt.) So mag es sich um eine „Ise" gehandelt haben.

Kurzum: all das sagt uns, daß die Fasenacht in einem großen Teil ihres Brauchtums eigentlich ein Fest der Einholung der Braut ist, ein hochzeitliches Fest.

Man wirft ja auch Schüsseln (Äschel) vor den Türen zu Scherben. Noch heute sagt man im Vogelsberg „Äsche dippe" dazu. Und wie am Poltermorgen müssen diese Scherben dann am „Äschermittwoch" — der seinen Namen also nicht vom Äschenkreuz hat — zusammengefegt werden.

Das S c h w ä r z e n gehört überhaupt ursprünglich nicht zum Bußbrauch, sondern mitten in die Fasnachtslust hinein. Fast überall heißt ein Tag richtig der „rußige", „pfraumige" oder „bromige" Freitag bzw. Donnerstag in der Woche vor Fasnachtssonntag. Mancherorts gibts dafür bestimmte „Schwärzer", die, wie z. B. in Spergau, die Mädchen aus einem Pantoffel oder Äschensack mit Ruß bemalen müssen.

Das Lebenaufwecken durch Rutenschlag, Schellengetön und Wasserbrauch

Zum Hochzeitsbrauch gehört auch das Wecken mit leichten Rutenschlägen, die angeblich die Äsche abstäuben sollen, aber ohne diesen Nebensinn ja auch bei den anderen Frühlingsfeiern zu Ostern und Mariä Lichtmeß vorkommen.

Dieser Rutenschlag ist fast überall noch lebendig, selbst dort,

wo kein Mummenschanz mehr stattfindet. Auf die Heftigkeit des Schlages kommt es dabei — wie auf Grund der Übertreibung des Brauchs hier und da vielleicht angenommen wird — gar nicht an, lediglich auf die Berührung mit der Lebensrute, auf eine Erweckung und Übertragung des Lebens durch das Leben selbst: durch den eigentlich frischen, grünenden Zweig, der allerdings mancherlei verschiedene Gestalt angenommen hat. Er ist immergrün oder ein frischer Hasel- oder Birkenzweig. Oft hängt noch das erste Frühlingsgrün daran; er ist weiterhin mit Buntpapier, Rosinen und Zuckerwerk geschmückt. Oder die Lebensrute ist der schellentönende Bänderstab des in den Lebensfarben leuchtenden grünroten Harlekin. Sie ist der Tannenbaum in der Hand des Sommers oder der mit Brezeln, Eiern und Äpfeln geschmückte Sommerstecken der Kinder und auch die leierige Pritsche in der Hand des Pierrots.

Und nun kommen wir an all die Abarten, die nicht nur durch den Schlag, sondern auch durch ihr Getön und G e l ä r m Lebenswecker sein sollen: vor allem die knallende, lange, oft schön verzierte Peitsche, die Karbatsche, die z. B. vom Überlinger Hansele mit großer Kunst geschwungen wird, oder die dicke Geißel in Werdenfels und die „Farrnschwänze" und „Saublodere" der Elzacher Schuddige: die mit einer Schweinsblase versehenen Peitschen, die laut schallend auf den Boden geschlagen werden. Im Salzburgischen gehen die Burschen in lockerer Reihe über die Felder und schlagen ihre Peitschen im Sechsachteltakt, damit, soweit der Peitschenschlag knallt, die Flur „aper" werde, schneefrei und fruchtbar. Dies „Aperschnalzen" dauert von Großneujahr bis Fasnachts-Dienstag.

Ähnliche Wirkung verspricht man sich von dem „Kornaufwecken" oder „Lenzaufwecken" in Tirol, das zu Fasnacht durch schellenbehangene junge Burschen ausgeübt wird, die unter Kuhglocken-Gelärm, Johlen und Pistolenschießen durch Dorf und Feld rennen, daß es überall widerhallt, und ihr Reisigfeuer abbrennen. In diesem „Kornaufwecken" ist der Sinn aller Lärmbräuche zu Fasnacht, der Knarren, Teufelsgeigen und Rummelpötte, der Schellen und Schneckenhäuschen, Trom-

meln und Pritschen erfaßt. Auch in Norddeutschland geht man lärmend über die Felder und bittet um gutes Wachstum, so beim Zempern in der Kurmark.

Die Lebensrute hat manchmal eine etwas plumpe Form angenommen, z. B. in den Wilden-Mann-Keulen und in den Holzhämmern Oberbayerns und auch Westfalens, mit denen an die Tore und auch auf die Mädchen geklopft wird. Diese Hammer sind dem Bauernfreund Thor eigen und gehören zum alten Hochzeitsbrauch im Sinne des Lebenweckens. Die westfälischen Jungens tragen außerdem einen Hahn im Korbe, wenn sie auf den Heischegang gehen und an die Tore pochen, und singen dazu:

Havele, Havele, Hahne
Fasenacht geht ane,
droben in dem Hinkelhaus
hängt ein Korb mit Eiern raus;
droben in der Firste
hängen die Bratwürste,
gebt uns die langen,
laßt die kurzen hangen!
Ra, ra, rum
der Winter muß herum.
Was wollt ihr uns denn geben?
Ein glückselig Leben,
Glück schlag ins Haus
komm nimmer raus.

Wollen sich die Mädchen und Frauen von den sie mit den Reisern verfolgenden Burschen erlösen, so müssen sie ihnen eine Dankgabe geben, im Gebiet um Stendal herum z. B. einen bändergeschmückten Buchsbaumstrauß, Eier, Wurst und Schnaps. Anderswo Fasnachtsgebäck, z. B. Heiße Wecken = „Heetweggs" in Oldenburg. Dieser Name aber birgt noch eine andere Bedeutung, wie uns ein Gedicht aus dem Jahr 1671 verrät:

„Wenn nun dieses ist verbracht, denn so streicht in eurem Namen
eben mit derselben Gert alle Nymphen, alle Damen,
derer Kundschaft es gestattet, streicht so lang es euch beliebt,
bis ein Jed' euch heiße Weggen, das ist warme Küsse gibt."

Eine Ehre bedeutet der Schlag zum „Laufnarren" in Stockach, und vielleicht hat der Ritterschlag oder Gesellenschlag und eben-

so der Backenstreich bei der Firmung oder bei der Grenzbegehung denselben Sinn wie der zu Fasnacht mit der Lebensrute.
Auch der segnende Wasserbrauch darf zu Fasnacht nicht fehlen. Er wird natürlich zumeist übermütig ausgeübt: Vorm ersten Tanz waschen die Burschen den Mädeln die Füße oder sie besprengen sie. Beim Männertanz springen sie in den Brunnen und sprühen von dort aus das Wasser bis zu den Umstehenden, wie beim Münchner Metzgersprung. Es kam auch vor, daß man sich gegenseitig fing, um sich dann in den Bach oder den Dorfteich zu tauchen. Und im Schwäbischen mußten die Burschen noch in diesem nassen Aufzug ihrem Mädel einen Kuß geben. Das Besprengen ist dabei der ursprünglichste und auch zäheste Brauch — wenn aus den Wassertropfen heut auch zumeist Confetti und ähnliche Harmlosigkeiten wurden.

Vom Flachsbrauch und der doppelten Gestalt: der Zeit

Neben der Fruchtbarkeit des Korns bedachte der Bauer früher den Leinsamen, den Flachs am nächsten, dessen Sorge Frau Holle oblag. Darum gehören Fasnacht, vor allem auch Maria Lichtmeß und Flachs zusammen. Dann stehen wieder die Spinnräder still. Das Ende der Spinnstubenzeit ist gekommen, da stürmen die Burschen die Stuben. Und den faulen Mädchen, die nicht allen Flachs versponnen haben, reißen sie ihn vom Rocken herunter und werfen ihn auf den Mist, „wo der Hahn ihn weiter spinnt", damit es nächstes Jahr eine gute Ernte gibt. Dann wird die Maibraut für alle Sommerfeste gewählt. Die Mädel schenken den Burschen Strümpfe und bunte Bänder und die Burschen ihren Mädeln einen Strauß Rosmarien.
Bis heute ist in Niederdeutschland der Rosmarien noch die Hochzeitsblume, aus der Hochzeitskränze gewunden werden. Und der Harlekin kommt ja auch als Herold für den Prinzen Karneval, den Frühlingsbringer, wie der Hochzeitsbitter vor der Hochzeit. Im 15. Jahrhundert trug der Frühlingsbringer

nicht nur die Hahnenfeder an der Narrenkappe (die noch in irgendeiner Form alle Karnevalskappen ziert), sondern auch „einen Kranz mit Lein umwunden". In Ostpreußen sagt man, so hoch die Mädel beim Tanz durch den Bügel springen, so hoch wird der Flachs stehen. Die Schöne aber, die am höchsten springt, wird die nächste Braut sein, und die dabei hinfällt, bekommt gewiß keinen Mann. Es war auch Sitte, daß eine Frau zu Fasnacht über die tanzenden Paare Flachssamen ausstreute.

Auch die Storchmaske und das Wickelkind sind Gestalten, die neben der Fasnacht ebenso beim Hochzeitsfest auftauchen. Sie gehen in allen Umzügen mit, Sinnbilder des Frühlings und des neuen Lebens, das kommen wird. Der S t o r ch kann aber genau so gut als Gans oder Ente in Erscheinung treten, und das alte Volksspiel von der Gans ist ein richtiges Fasnachtsspiel. Das gestaltgewordene Märchen von der „goldenen Gans" oder „Schwan, kleb an" ist der lustige Fasnachtszug, der selbst die traurige Prinzessin zum Lachen bringen muß. Er läßt sich von uns auch hinter der Leinwand als Schattenspiel oder mitten im Saal als Mummenschanz herrlich aufführen.

Das Spiel von der Gans ist aber wieder genau so gut ein Hochzeitsspiel. Dahinter verbirgt sich wiederum Frau Holle, die Percht, von deren Haus das Märchen erzählt, daß es auf Enten- oder Hühnerfüßen steht. Das gejagte Mädchen des Märchens bedient sich auch manchmal dieser Gestalten, um nicht gefangen zu werden. All das hat einen zusammenhängenden Sinn und ist nur scheinbar willkürlich. Denn die hilfreichen Mächte im Märchen sind immer Sinnbilder für die Kräfte im Leben, für Wasser, Luft und Erde. In Niederdeutschland lief bisher zu Fasnacht die „Stoppegoos" um, ein Mädel, dessen Arme angebunden waren und das dann so mit Kissen ausgepolstert wurde, daß es wirklich täuschende Ähnlichkeit mit einer Gans bekam. Im Spreewald gibt man ihm die Gestalt einer Henne.

Das Haus der Frau Holle hat es noch lange im Mittelalter als Puppenspiel gegeben: ein Haus, in dem auf einer langen

Stange, nach allen Seiten hin drehbar, zwei Gestalten, eigentlich eine Doppelgestalt, Rücken an Rücken wohnten: die Schöne und die Häßliche, die Alte und die Junge, der wahre und der falsche König — all diese Bilder sind ja immer wieder die Percht, die Frau Holle, und ihr eigentlicher Sinn: die Zeit! Die Kirche machte daraus die doppelseitige „Frau Welt".

Sucht ihr aber nach der Ursache, warum so viele Masken lange Nasen und große Füße haben, so denkt einmal an das Märchen von den drei Spinnerinnen (den Nornen), denen die Füße vom vielen Spinnradtreten so groß geworden sind. Auch Frau Holle ist ja eine Spinnerin und spinnt den Schicksals-, den Lebensfaden.

Wenn aber Frau Holle die Zeit ist und diese Doppelgestalt Alt-Jung in ein und demselben Häuschen, dann gehört auch die Altweibermühle in unsere Fasnachtsfeier hinein, am besten in die Altweiberfasnacht, die ja noch heute unter strengem Ausschluß aller Männer am „fetten Donnerstag" gefeiert wird (Eifel).

Bei dem fränkischen Frühlingstanz von der Altweibermühle tanzen die Mädchen, als alte Frauen verkleidet, mit langsamen, schleppenden Schritten in eine aus Brettern und Wagenrädern mitten im Saal errichtete Mühle, die sich dreht und alle jung und schön wieder heraus läßt, nachdem sie drinnen ihre Vermummung abgeworfen haben.

Der Gegensatz alt und jung, morsch und neu wird in allerlei Bildern dargestellt. So führt man auch das alte Jahr als weinende Strohpuppe auf dem Rade im letzten Schnee vor das Dorf; es wird von einem Mädel im Immergrünkranz entführt. An der Weser wird eine Strohpuppe aus dem Ort gebracht und im Teich ertränkt, dafür aber ein Mädchen mit goldener Krone zurückgeholt. In Nordbayern wird im Umzuge eine Doppelgestalt (Strohpuppe) geführt, der man ein weinendes Gesicht auf den Rücken band, dann wird sie befreit, springt herum (sie dreht sich wie Jungfrau Maleen) und sitzt dann plötzlich jung, schön, grünbekränzt im Rad und wird feierlich eingeholt.

So ist der Kern der Fasnacht ein hochzeitlich frohes Sinnbild der Wendezeit. Hinter den vielen Gestaltungen des Sinnbilds, hinter den schreckhaft dunklen und haarigen Masken, wie hinter den lachend schönen ist immer noch das Wissen darum sichtbar, daß diese Äußerungen zu einer Einheit gehören, die als Sonnenrad oder in Frau Holles Mondeigenschaft mit dunkler und heller Seite ihr bedeutendstes Bild erhielt.

Wodan als „Wilder Mann" und Erbsbär

Dieses Wissen um die Zusammengehörigkeit des wilddüsteren und des sommerlichgrünen Bildes ist auch in der Gestalt des wilden Mannes erhalten, der nach Jagd, Gefangennahme und Tötung — die nach dem Zeugnis alter Bilder das bedeutsamste Fasnachtsspiel ausmachten — auch noch als Sommergeist wiederersteht, mit frischem Tannengrün geschmückt. Dieser „Wilde Mann", der schon bei Sebastian Brant und Sebastian Franck, beim Nürnberger Schembartlaufen erwähnt wird, ist eins der beliebtesten Bilder für den Winter. Recht oft führte er auch tatsächlich das wilde Heer an; das verrät uns, daß hinter dieser — natürlich im Mittelalter „barbarisch" wild geschilderten und furchtbar gewordenen Gestalt — der Winter- und Totengott Odin-Wodan verborgen ist, von dem man aber auch weiß, daß er selbst den Lebenstrank und die Gabe der Wiedererstehung besitzt. Er wurde möglichst als ungezügelter Naturbursche dargestellt: mit langem Haar und Bart, fellbehängt oder in einem Hobelspangewand. (Wie ja auch das Gewand, das Frau Holle oder das Mädchen im Märchen verbirgt, hölzern wie pelzen sein kann.)

Beim Allgäuer „Wildmännlestanz" im Erntemond sind die „wilden Holzleut" ganz in Tannenbart und Baumflechten, anderswo auch zu Fasnacht in Werg oder Stroh vermummt.

Wir erkennen jetzt auch die Übereinstimmung dieser Gestalt mit dem Erbsbär (in Erbsstroh gehüllt) und den Strohkegeln im Bruchsaler Sommertagszug. Dieselbe Gestalt tritt aber

auch als der letzte Schneemann auf, der kräftig beworfen wird, wie der Villinger „Wuescht", der sein altes Narrohäs recht dick auspolstern und sich mit einem Brett auf dem Rücken und Reisigbesen bewaffnen muß, weil die Kinder ihn kräftig mit Schneeballen und anderen Dingen bewerfen, ihn auch zu fangen und zu schlagen versuchen, bis er seinen Besen hebt; dann ist alles still, und nun füttert er seine Verfolger mit Obst und Gebäck. Das Bewerfen, das dem Besprengen entspricht, ist mancherorts auch allgemein und geht mit Erbsen vor sich oder mit Körnern, wie auf dem Lande noch hier und da die Braut mit Erbsen beworfen wird, daß sie fruchtbar sei, und das griechische Brautpaar einst mit Nüssen. In Ansbach jagte man so den berüchtigsten Langschläfer am Fasnachtsdienstag als „Strohsack" durch den Ort. Auch in den vielen bestimmt farbigen oder ganz bunten Flickengewändern, im schwäbischen „Fleckleshäs" oder „Plätzlehäs" wie im Werdenfelser Flecklagwand und selbst im „Fleckelmannskittel" an der Elbe, in der gefransten Vermummung der Spergauer Schwärzer und im gestreiften Trikotgewand der höfischen Zeit sind Reste des Bärenfelles, der Wilden-Mannskleidung zu erkennen.

Der wilde Mann oder der Strohkegel muß sich mit dem Tannenkegel, Läufer oder Harlekin — mit dem Frühlingsbringer



oder Sommer also — und mit der ganzen Jugend abringen. Dabei wird er gejagt, gescholten und geschlagen. Schließlich wird er zum Tode verurteilt und durch Waffen, Brand oder Ertränken, durch Erhängen und Zerreißen umgebracht. Aber noch seine Asche und seine Gewandfetzen sind von geheimer guter Wirkung, wie ja auch der Winter letzten Endes ein unerläßlicher Förderer des Lebens bleibt.

Vom Recht der Heischegänger

So beginnt oder endet auch das Spiel seiner Verfolgung meist mit einem Heischegang, der für das nachfolgende gemeinsame Mahl Wurst und Eier, Krapfen und Pfannkuchen, deren Fettreste an den Pflug geschmiert werden, Brezeln und Äpfel und ähnliche überall verschieden benannte und eigentlich doch sinngleiche Dinge einsammelt — und das mit dem selbstverständlichsten Recht. Denn dies ist das erste große Gemeinschaftsfest, zu dem jeder beisteuern muß, und das Erlangte wird in strenger Gemeinschaftlichkeit nach der Zubereitung durch das jüngst verheiratete Dorfmädel verzehrt oder an die Armen verteilt. Wer darum nicht freiwillig gibt, muß damit rechnen, daß ihm die Eier aus dem Stall und die Würste von der rauchschwarzen Decke geholt und schön an der runenförmigen Gaffelzange aufgehängt werden. Die Heischegänger haben das Recht, sich das Mahl zusammenzurauben, wie den Perchten das Totenopfer zusteht. Das sagt uns ein Bericht aus dem Jahre 1570: „Ich hab neben andern gehört von Joh. Dennerer, Pfarrherr zu Mansfeld, seines Alters über achzig Jar, das zu Eisleben und im gantzen Land zu Mansfeld das wütende Heere fürüber gezogen sey alle Jar auff den Fasnacht Donnerstag, und die Leut sind zugelauffen und haben darauff gewartet, nit anders, als solt ein großer mechtiger Kayser oder König fürüber ziehen."

Dieser Heischegang hat sich in Norddeutschland selbst dort gehalten, wo kein sonderlicher Mummenschanz mehr getrieben wird, meist aber läuft der Erbsbär doch noch mit im Zug.

Alter und Bedeutung von Tiermasken und Teufelslarven

Manches ist im Volksbrauch einseitig herausgestellt und verzerrt worden. So gehört zu den köstlich urwüchsigen, mit rotem Fleckenanzug und einer riesigen Teufelsmaske geschmückten Elzacher „Schuddigen" eigentlich auch noch eine schöne Gestalt als Ergänzung, so wie der lächelnde Narr in Villingen sein Gegenstück im häßlichen alten Narren, im sauertöpfischen „Surhebel", hat, die schöne Villingerin mit ihrem höfischen Lächeln im zahnlosen „Morbili", wenn auch die weiblichen Gestalten erst spätere Beifügungen des Zuges sind. Der „Schuddig" ist nicht ursprünglich der Teufel, sondern die dunkle Zeit, er ist Loki, der eigentlich von dem lichten Bruder begleitet sein muß. Und es ist bezeichnend, daß seine beliebteste und eine der ältesten Masken das „Bäregfriß" heißt. Heute mag man wohl an Dämonenzauber denken, wenn man nur diese furchterregenden Masken auf den Straßen sieht, wie sie mit ihren an Stöcken gebundenen Schweinsblasen laut schallend das Pflaster und womöglich auch deinen Rücken klopfen.

Sehr alt sind auch Affenmasken — ist der Affe doch ein ebenso haariges Tier wie der Bär. Weniger dämonisiert ist die Hirschmaske, der „Sonnenhirsch", ein Bursche mit einer Astkrone, der die Frühlingsbraut begrüßen muß. Solche Hirschmasken gehörten zum Nürnberger Schembartlauf und sind heute noch in Werdenfels heimisch. Schon im 4. und 6. Jahrhundert schreibt man von Hirsch- und Fellverkleidungen und später noch oft, meist voller Entsetzen: „Denn welcher Vernünftige sollte es glauben, daß Menschen, die bei Besinnung sind, sich, indem sie Hirsch spielen, in das Wesen von Tieren umwandeln wollen?" (aus dem 6. bis 7. Jahrhundert). Für das Sinnhafte dieser ältesten Tiermaske hatte der Schreiber anscheinend gar kein Verständnis mehr.

Ebenso gab es schon früh Pferdemasken, an die heut noch das Rottweiler „Bennerößle" oder „Brieler Rößle" mit seinen stolpernden Sprüngen und der „Schimmelreiter" er-



Elzacher Schuddig
(Holzschnitt von E. Krumm-Elzach)

innern. An Vogelmasken gab es vor allem Störche, auch in Nürnberg sind sie erwähnt (1520 und 1534). In Spergau bei Merseburg laufen zu Lichtmeß die „Sänger" heute noch in Vogelmasken herum und verkünden das neue Jahresleben. Der Meersburger „Schnabelgyri" hat einen Vogelkopf und einen Storchschnabel und der Triberger „Federehansel" einen Raubvogelschnabel.

Der vor allem im Fränkischen so viel erwähnte Schembart oder Schönbart ist eigentlich ein Waldgeist, das „Holzmännle". Noch eine andere Erscheinung wollen wir hier festhalten, die ohne jede dämonische Verzerrung die Fasnacht der Schiffer zu Rathen an der Elbe belebt: der „Brezelmann", der nicht mit Tuchläppchen, Stroh oder Fell, sondern über und über mit Brezeln (Odilsrunen) benäht ist.

Später hat sich eine große Vorliebe herausgebildet, statt der Tiermasken möglichst teuflische Karikaturen eines lieben Nächsten, oft historischer Dorfgestalten: Holzsammlerinnen, Butterfrauen usw. zu tragen. So finden wir zum Beispiel in Elzach neben den ganz alten freundlichen weißen „Mondmasken" und den Bären- und Affenlarven ganz verschiedene Arten, die zwischen Mensch und Tier spielen, langnasige und breitgesichtige, solche, bei denen man fast nur Zähne sieht, auch dicklippige und alle möglichen anderen. Ja, man kann bei genauerem Blick sogar das Herstellungsjahr der Masken daran erkennen, daß den einzelnen Schnitzer in jedem Jahr ein anderer Zug eines menschlichen Gesichts mehr beschäftigt hat, den er dann bei aller Verschiedenheit doch all seinen Larven mitgibt. Wir begegnen einer großen Fülle von Masken, denn jeder echte „Hansele" oder „Schuddig" oder wie der Narr sonst heißen mag, hat den Wunsch, möglichst viel Masken — oft altererbte — zu besitzen oder selber zu schnitzen, damit er sich umso unkenntlicher machen kann.

Diese schönen Holzlarven gibt es vor allem im Schwäbisch-alemannischen und Bayrischen, in Tirol und in der Schweiz. Selbst dort, wo sie schön und höfisch lächeln, tragen die Narren doch noch lange Fuchsschwänze oder Hahnenfedern am Kopf,

letzte Reste der Tierverkleidung. Die Pappmasken und auch die Trickfiguren, Riesen und Zwerge, sind allesamt jüngeren Ursprungs und weniger fasnachtseigen; sie sind gewitzte Erfindungen des großstädtischen Karnevals.

Vom Winteraustreiben, Rügespiel und Tanz

Wie den Masken erging's auch dem Spiel. Aus dem alten mythologischen (zeitlosen) Jahreszeitenspiel, das noch im Kampf von Winter und Frühling und in der Verfolgung des wilden Mannes nachklingt, wurde viel mehr zeitgebundene Kritik. Zwar gehört das Gericht durch die Narren, die Freiheit der Kritik, seit jeher zu diesem Fest.

Wie an jeder Wende wird über alles Überholte und Alte Gericht gehalten. Zu Fasnacht ist es natürlich ein Narrengericht, das aber an Weisheit durchaus nicht arm ist. Die überstarke Betonung des Narren oder Jeck ist zwar eine Errungenschaft aus der Hofnarrenzeit, wir haben aber doch Anhaltspunkte, daß die Narrentracht einmal durchaus nicht närrisch, sondern eine allgemein ehrbare Tracht war. Heute ist nur an Stelle des alten goldenen Humors vielfach der mehr geistreiche Witz getreten, wie überhaupt manches – vor allem in den Fasnachtsfeiern der großen Städte wie München, Köln und Mainz – starke höfische und zum Teil auch französische und italienische Beeinflussung aufzeigt. Echt haben wir den Narren aber zum Beispiel in Villingen und den anderen Fasnachtsstädten in Baden, Württemberg und Bayern in der Narrozunft, die das ganze Fest gestaltet und sich aus den angesehensten Leuten im Ort zusammensetzt. Sie haben den Auftrag, das ganze Jahr hindurch auf die Schandtaten ihrer lieben Nächsten zu achten und sie dann wohlverborgen hinter der Maske als Moritat auszuschellen oder gar auf dem Wagen im Festzug darzustellen. Das nennt man „strählen". Man macht das Krumme wieder gerade, so wie man den Flachs auskämmt, damit alles wohlgesäubert ins Frühjahr hineingeht.

Diese Rügespiele wandten oft die Zünfte gegen die Patrizier an. Aber allmählich wurde durch den stärkeren Einfluß des Feudalherrentums und des Geldes diese Meinungsfreiheit so abgebogen, daß der, der eigentlich am meisten durchzuhecheln gehabt hätte, der Bauer, auf Grund der Verstädterung der am häufigsten Verspottete und Verulkte wurde, wie es uns die Hans Sachs-Spiele deutlich zeigen. Da wandte sich die ganze Stadt gegen das verarmte und — wie man meinte — „kulturlose, tumbe" Bäuerlein.

Damals wurden die Spiele meist von den Wagen heruntergespielt, wie heute noch die Villinger Moritaten. In Nürnberg war der Spielwagen eine Hölle, die schließlich in einem Feuerwerk unterging. Ähnlich war es bei den Lübecker Zirkelbrüdern.

Dem Jahreslauf näher stehen all die Hahnenwettkämpfe und Spiele, die zu Fasnacht üblich sind. So das Topfschlagen der Mädel, das mit verbundenen Augen und einem Dreschflegel vor sich gehen muß. Dieser Dreschflegel befreit den Hahn, „das Sinnbild stolzer Zeugungskraft" (Hahne) aus der Finsternis unter der Bütte oder dem Topf, und das Mädchen, das dabei am geschicktesten ist, wird „Hahnenbraut". Auf ein anderes Jahresspiel bringt uns das Lied vom Kuckuck und dem Jäger (Winter), der ihn erschoß, um ihn nach einem Jahr doch wieder lebendig zu sehen.

An der Ruhr bevorzugt man das „Gänsereiten". Bei diesem Wettritt geht es darum, wer im vollen Galopp der unter einem Bogen kopfunter hängenden geschlachteten Gans den Kopf abschlägt und Gänsekönig wird. Nachher wählt sich der Sieger eine Königin und einen Hofstaat.

In einigen masurischen Dörfern aber lebt noch ein anderer, recht alter Brauch: von einem Pferd gezogen dreht sich ein schräg an einen dicken Baumstamm geschlagenes Rad, auf dem zwei Männer sitzen, die sich geschickt und kräftig festhalten müssen, damit sie nicht „unter die Räder kommen". Im Gebirge ist das Schubkarrenrennen üblich und das

Jackelschutzen, das Prellen von Menschen oder Strohpuppen.

Ein richtiges Ulkspiel gibt das Schießen mit der Mondkanone im Oberbayrischen, die früher schon als Böseweiberkanone zum Nürnberger Schembartlaufen gehörte. Schnitzelbänke, Büttenreden, wie die alten Fasnachtspredigten, das Narrenbuchverlesen und das Stärkemessen am Inn — das die Burschen, mit großen Ruten bewaffnet, mit der Winterhexe ausfechten müssen — sind wie Rügegerichte und Moritatenwagen Nachklänge einer alten Volksgerichtsbarkeit, die zu Fasnacht unbedingt zu ihrem Recht kommt. In ernsterer Form ist der Richtbrauch beim Fasnachtsfeuer, beim Radtreiben und Scheibenschlagen erhalten, von dem wir an anderer Stelle hören wollen. Die Narrenzunft, die Trägerin des Volksgerichts, umfaßt heute noch selbst in den Städten die angesehensten Leute, und es bedeutet eine Ehre, ihr anzugehören. Nur daß sich in den großen Städten eine Unmenge von verschiedenen Zünften und „Garden" gebildet haben, vor allem im letzten Jahrhundert, die nicht immer auf alte Überlieferung und feste Zucht zurückblicken.

Aber bestimmte Formen sind bis heute gewahrt. Aufgenommen wird man meistens nur auf Grund einer besonderen Leistung: In Mainz und Köln muß man sich als Büttenredner in Zeitglossen aus dem Stegreif bewährt haben, also im Witz. In den Dörfern aber wird die Jungmannschaft nach Alter und Kraft gemustert. So durfte bis zum Weltkrieg keiner ins Narrengewand, der noch nicht zur Heeresmusterung gewesen und dort angenommen war. So war es in Elzach, so bei der Haslacher Ranzengarde, wie bei der Mainzer gleichen Namens, die gewogen, untersucht und fertig ausstaffiert wird, wobei auch der Festkönig der Burschen gewählt wird.

Bedeutsam ist der Schlag zum Laufnarren in Stockach, der vielleicht älter ist als das Narrengericht selbst. Das öffentliche Gericht auf dem Markt ist heute leider etwas zirkusmäßig

geworden. Unangreifbar und getreu der Wahrheit wird das Urteil gefällt, manchmal trägt das Gericht dazu feierliche Femekleidung.

Zum Spiel der Fasnacht gehören auch all die verschiedenen Tänze vom Rüpeltanz bis zum alten Schwertertanz, der in Überlingen, im Böhmerwald und in der Schweiz in Resten heut noch erhalten ist, aber auch in den ganzen Norden gehört. Daraus entstanden die Zunfttänze, ausgesprochene Männertänze zuerst, von den Messerschmieden und auch den Webern, Metzgern und anderen Zünften ausgeübt. Allmählich aber wurden sie aufgelockert und entarteten oft zu recht übermütigen Verhöhnungen einzelner Zünfte, der Rüpeltanz überwog.

Auch in den verschiedenen Narrensprüngen, im Begehen eines Kreises oder des Feldes sind noch Spuren alter kultischer Tänze erkennbar.

Stadt und Land in ihrer Einwirkung auf Fasnachtsbrauch, Beginn und Dauer

Schon hier zeigt sich die verschiedene Entwicklung der Fasnachtsbräuche in der Stadt und auf dem Lande. Das Land hat immer noch die Erinnerung an ernsthafte Hintergründe, an den Zusammenhang mit Feld und Natur bewahrt und ist selbst in Ruhe und Tanz treuherzig und verantwortungsvoll geblieben, während die große Stadt mehr dem höfischen Glanz, den Gewitztheiten und dem Prunk des romanischen Karnevals zuneigte und meist nur noch Ausgelassenheit, nicht aber die strenge Zucht kennt, die dem Land heute noch selbstverständlich ist.

Diese Trennung in „Herrenfastnacht" und „Bauernfasnet" ging schon im frühen Mittelalter entsprechend der sozialen Entfremdung vor sich. Die Herrenfastnacht wurde vor allem am Sonntag Quinquagesima, und die „alte" Fasnacht der Bauern an Invocavit, am „Funkensonntag", gefeiert. Am

häufigsten aber begann die Fasnacht am Lichtmeßtag, wie Sebastian Frank 1534 berichtet:
„Nach Lichtmeß kumpt die Faßnacht, der römischen Christen Bachanalia. An diesem Fest pflegt man vil kurtzweil, spektakel, spil zu halten, mit stechen, turnieren, tanzen, rockenfahrt, faßnachtsspil. Da verkleiden sich die Leut, laufen wie narren und unsinnige in der statt .... Etliche gehen auf hohen stelzen mit flügeln und langen schnäbeln, seind storken, etlich bären, etlich wild holzleut, teufel, etlich seind affen, etlich in narrenkleidern verbutzt."
Das Ende der Fasnacht war durch die Wiederaufnahme der Pflugarbeit ziemlich eindeutig gegeben, der Anfang aber blieb lange Zeit auf diese verschiedenen Tage verstreut: auch auf Großneujahr, wo heute noch der richtige süddeutsche Narr sein Flecklehäs oder Narrogwand mustert und alles herrichtet, vorwiegend am 2. Feber, zu Mariä Lichtmeß, wo die Spinnräder in die Ecke gestellt wurden und die Feldarbeit wieder begann. Früher dauerte die Feierei weitaus länger als heute, noch mitten in die Fastenzeit hinein. Und Grimmelshausen berichtet sogar, daß das „bis Faßnacht währende Fressen und Saufen bei uns Teutschen um Martini einfällt", wie es heut noch in Köln der Fall ist. Er rechnet also die Vorweihnachts- und Weihnachtszeit, die ganze Ruhezeit für den Bauern mit hinzu.
Gibt uns die Beschreibung Franks von der städtischen Fasnacht noch in den Gestalten des Zuges ein der bäuerlichen Fasnacht ziemlich ähnliches Bild, das heute in den Städten kaum mehr anzutreffen ist, so liegt der Grund der Entfremdung wohl in den mehr und mehr den Bauern verspottenden städtischen Spielen. Dort konnte der Bauer seine Narrenfreiheit und Kritik nicht mehr recht ausüben, so zog er sich auf sein eigenes Bereich zurück.
Die älteste städtische Fasnacht war hauptsächlich eine F e i e r d e r P a t r i z i e r u n d d e r Z ü n f t e. Die Ratsherren veranstalteten große Gastgelage und gingen beispielsweise als Vogler gekleidet, auch die von den Laien vielverspotteten Mönche und Beginen feierten ihren „Fastelovend" eine Woche

vor den anderen und legten dazu Kutten und Schleier ab. Auch die Ärmsten der Stadt verkleideten sich, zumindest in Strohmänner. Der höchste Trubel war am Rosenmontag und Dienstag. So ist es uns vielfach aus Köln erzählt. In Frankfurt am Main trugen um 1467 Patrizier einen strohbedeckten Mann auf einer lebkuchenbehangenen Bahre herum; sie waren dazu weiß gekleidet, hielten Fackeln und riefen: „nobis clares!" Dann zogen sie in das Weißfrauenkloster und tanzten mit den dort untergebrachten Patriziertöchtern.

Der Nürnberger Schembartlauf ist zunächst von der Metzgerzunft durchgeführt worden, wohl um dem Turnier der Patriziersöhne etwas Eigenes an die Seite zu stellen. Die Lehrlinge tanzten ihre bestimmten Tänze, man veranstaltete auch Scherzturniere und vor allem den großen Umzug mit dem anschließenden Spiel. Um 1457 kauften dann die Patrizier den Metzgern ihr Privileg ab. Von den Höfen aus kam später mancher das Altertum nachahmende Zug in das städtische Fasnachtstreiben, ein richtiges Zurschaustellen verniedlichter Götter, das bis heute geblieben ist. Vor allem wirkte Italiens prunkvolles Beispiel bestechend.

Von Verboten und Hinweisen auf das Alter der Bräuche

Die Verschwendung und Ausgelassenheit ging überhaupt in den Städten manchmal sehr weit, selbst bei der Geistlichkeit, und zog natürlich manches Verbot nach sich. Allerdings ist der Kirche das lustige Treiben immer unliebsam gewesen. Allein die Stadt Köln besitzt sechzig Urkunden über Fasnachtsverbote, die weit zurückgehen.

Schon aus der karolingischen Zeit wird berichtet, daß der Papst sich sehr über das heidnische Unwesen der Fasnachtsfeiern bei den Franken und Alemannen entsetzt habe. Eine Bußordnung aus dem 8. Jahrhundert untersagte die Verkleidung „in majas et orcum" – in Maifrauen und wilde Männer. Tertullian, der heilige Cyprian und der heilige Clemens von Alexandrien,

der heilige Johann Chrysostomus und manche päpstlichen Erlasse, so der von Innocenz III., bezeugen das Bemühen der Kirche, die Fasnachtsfeier zu unterdrücken und durch anderes zu ersetzen.

Sehr streng ging auch die protestantische Kirche dagegen vor, so wurden 1564 in Stralsund alle die, die „vastelavend gegangen" waren, kurzerhand in den Bann getan.

Einer allein wagte sich um 1500 als junger Gelehrter für die Fasnacht einzusetzen: Dr. Dietrich Gresemund aus Speyer veröffentlichte ein Zwiegespräch, in dem er die deutsche Fasnachtsfröhlichkeit der römischen Karnevalsraserei gegenüber verteidigt. Und als in der Inflationszeit einmal alle Fasnachtsfeiern verboten waren, haben die Elzacher Schuddige gegen eine große Zahl Polizisten eine regelrechte Revolution gemacht, bei der es beinahe eine Schießerei gegeben hätte.

Die Fasnacht war eben nicht auszurotten. Das wird uns vielleicht verständlich, wenn wir bedenken, daß in vielen arischen Ländern Fasnachtsbräuche nachweisbar sind: so das Winterverbrennen in Indien, Altgriechenland und Rom. Das ist ein deutlicher Hinweis auf das Alter dieser Bräuche und ihre Herkunft aus unserem heimischen Raum. Nur dort bedeutet der Kampf zwischen Winter und Sommer eine so überaus wichtige Zeitwende, weil kaum sonst der Winter so bitter kalt und lähmend ist, daß alles mittollen muß und sich dem bunten Wirbel, aus dem heraus das neue Leben geboren wird, nicht entziehen mag, wenn draußen die Natur in den Frühjahrsstürmen und im letzten Frost zum Endkampf drängt.

Auf das Alter des Festes läßt auch noch der Baum schließen, der hier ebensowenig fehlt wie zu Pfingsten und Weihnachten. Von den verschieden geschmückten Stecken habe ich schon erzählt. Aber auch Tannenbäume pflanzte man vor die Häuser und sang dazu: „Ich bring zum Fastelabend einen grünen Busch. Habt ihr nicht Eier, so gebt mir Wurst" (1525). So ist es heute noch in Franken und in Mecklenburg üblich.

Der Baum wird in Franken auch in die Stube gebracht und umtanzt, nachdem Winter und Sommer sich erst mit großen Holzschwertern bekämpft haben. Sie singen dann:

> Der Winter ist fein, der Sommer ist fein.
> Drum lasset uns beid' in die Stube hinein.
> Dort unter dem Tisch, da krabbelt a Maus,
> Magd, kehr du fei nächstens dei Stu'm sauber aus" usw.

In Südbaden und im Hegau stehen überall ganz hohe geschälte Tannenstämme bändergeschmückt in den Orten, oben zeigt der Wipfel noch grüne Zweige. Wenn die Stockacher „Zimmerleute" (die natürlich keine richtigen sind) ihren Narrenbaum – den Stammbaum aller Narren – setzen wollen, so ziehen ihn die Kinder auf zweirädigen Karren durch die Stadt. Voran geht der Narrenbüttel, die Musikkapelle und das ganze Narrengericht. Nachdem allerlei Unfug auf dem Wege geschehen ist und der vom „Wischenheber" gesteuerte Wipfel des 20 Meter langen Baumes manche Treppe und vielleicht auch die Rinne gewischt hat, wird er unter allerlei Narretei feierlich errichtet. Dann geht die eigentliche Fasnacht erst an.

Auch der Umstand, daß die Fasnacht vorwiegend eine männerbündlerische Angelegenheit ist und selbst die weiblichen Gestalten von Männern verkörpert werden und sich heute noch beileibe keine Frau in ein Schuddiggewand wagen darf, zeugt vom hohen Alter dieser Bräuche. Dafür gab es fast allerorts, zum Teil ja noch heute, einen Tag der „W e i b e r f a s n a c h t", an dem die Frauen allein das Rathaus oder die Gaststuben benutzen und dort hecheln und fröhlich sein konnten und sich kein Mann bei ihnen einschleichen durfte. Schon Wolfram von Eschenbach beschreibt ein solches Frauenturnier. In Baden hielten die Frauen sogar ein regelrechtes Gericht über die Männer ab. Heute gibt es meist dafür einen Tag, so auch in der rheinischen Gegend, an dem die Marktfrauen – wie am Faschingsdienstag in München – auf dem Markt tanzen und den ganzen Tag „Damenwahl" herrscht.

Die Reihenfolge der Bräuche in Spergau, Elzach und Villingen

So reiht sich ein Brauch an den anderen, auf mehrere Tage verteilt. Zumeist beginnt die Feier am Lichtmeßtag frühmorgens nach dem Verlesen einer närrischen Urkunde durch den Vorreiter mit dem Zug über die Felder.

In Spergau ziehen zwei Pferdemenschen einen lichtergeschmückten Pflug, ihnen folgt ein Erbsbär, der am Seil tanzen muß und nachher erschossen wird. Dahinter trollen sich die eiersammelnden Frauen (die natürlich in Wirklichkeit Männer sind), ein Milchmann und ein Bursche, der die Wurststange trägt. Auch ein Einschenker ist da, der vor und nach dem Heischegang den Trunk reicht. Vor allem aber kommen dann die Sänger mit ihren Vogelmasken und die Samenverkäufer, die Pritscher, die die Schuljungen „bengeln", und die Schwärzer, die allen Mädchen das Malkreuz, das Wendezeichen, auf die Stirn malen. Sie tragen buntbeklebte Röcke und ebenso buntbehängte Dreimaster.

Viel stattlicher aber sieht der „Läufer" aus, der dem Zug voran geht und eine vergoldete, mit Blüten und Bändern geschmückte Buchsbaumkrone trägt. Mit seiner großen, schön umwundenen Peitsche peitscht er die Fluren wieder winterfrei. In dem Karren, den wieder Pferdemenschen ziehen, wird „das Licht gemessen" und die Zukunft gewiesen. Wer aber hineinschaut, macht bald die Augen wieder zu, weil ihm Mehlstaub entgegen fliegt, denn der Mensch soll nicht an Geheimnisse rühren, die er doch nicht ergründen kann. Den Beschluß aber bildet der Wagen mit dem „Paar". – So ist's zu Spergau am Lichtmeßtag.

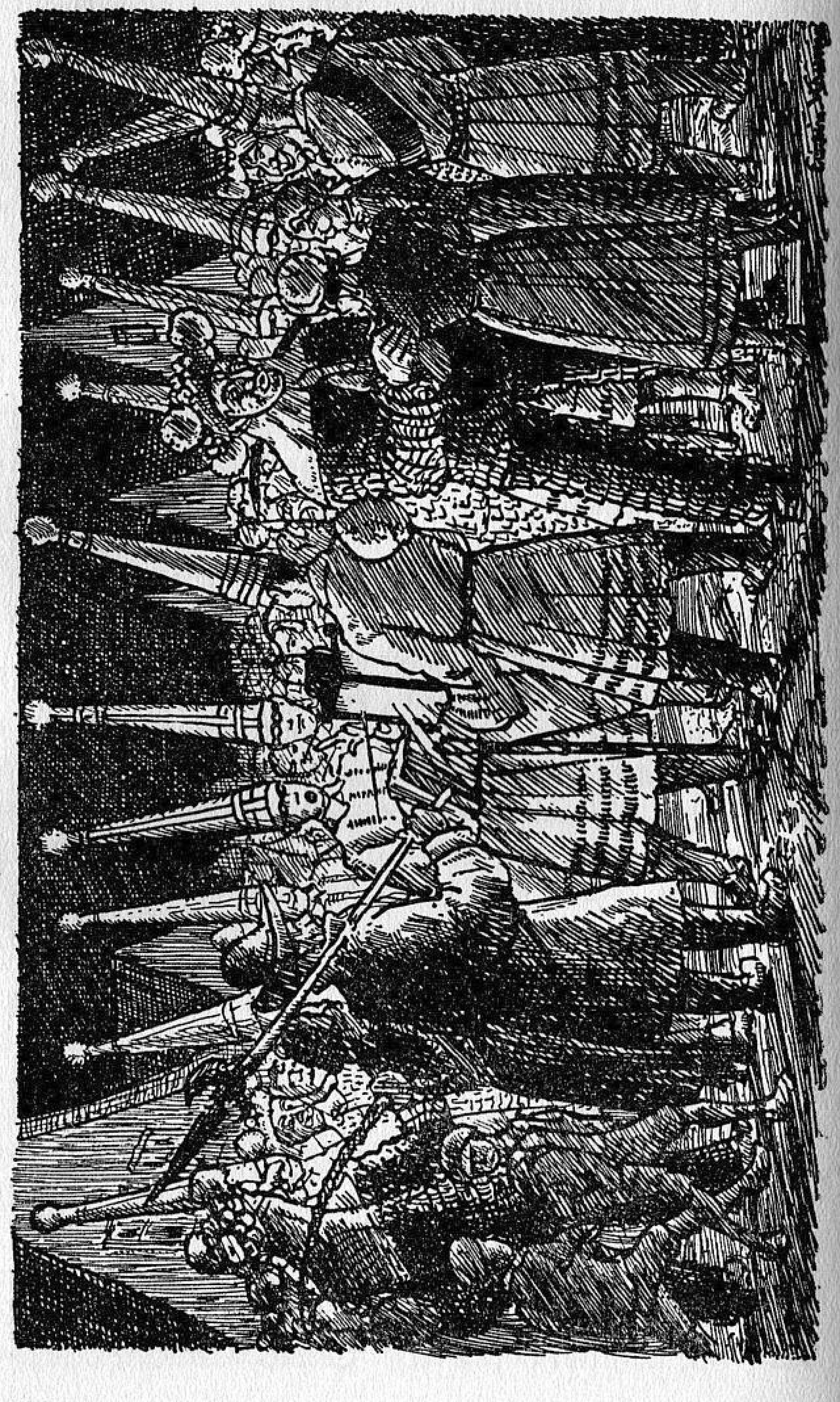
Mancherorts schirrt man auch die unverheirateten Dorfmädel vor die Egge und läßt den jüngsten Ehemann vor ihnen Spreu streuen, während die Dorfjungen sie mit Peitschengeknall umspringen. Die segnende Flurbegehung, die Erweckung der Frühlingserdkräfte und die frische Jugend der Mädel sollen rückwirkend aufeinander beiden Segen und Fruchtbarkeit bringen.

In Elzach hat der jüngste Ehemann es unangenehmer. Er wird auf eine schön geschnitzte Tragbahre gesetzt, auf den „Bengel". Vier Männer tragen ihn, sechs ältere Frauen mit riesigen Holzschwertern verteidigen ihn, während die jungen Mädel und Frauen mit ihren kleinen Holzschwertern versuchen müssen, ihn herunterzustupfen, natürlich nur von hinten. Da aber heute die Stangen der Tragbahre nicht so beweglich sind wie einst, bleibt meist sogar seine Kerze auf dem Zylinder brennen. Hier hat sich also der Brauch des Winterausjagens mit einer Zähigkeitsprobe verbunden.

Dies „Bengelrite" gehört in Elzach zum Montag Nachmittag, nachdem am Sonntag um 12 Uhr die große Narrenfahne aus dem Rathaus gehängt und die eigentliche Fasnacht ausgerufen wurde, die ersten Schuddige mit ihrem großen schellenklirrenden Dreispitz, ihrem roten Flickenkittel und dem bärenhaften „Brüel" (Gebrüll, das nur ein echter Schuddig herausbringt) hinter der düsteren Holzlarve auf die Straße sprangen. Am Sonntag Nachmittag ist dann der große Festzug aller Masken, von einem Mann mit Dreizack (= Werderune) und Flügelohren geführt.

Noch eindrucksvoller aber bleibt der abendliche Fackelzug: Die Narrenfahne wird vorangetragen, dann folgt die Musik mit ihren langen streifenbenähten, weißen Kitteln und den spitzen Märchenzaubererhüten und Schaftstiefeln (wie die Taganrufer); sie spielt den „Schuddigmarsch". Dahinter gehen wohl 200 Schuddige in ihren roten, leuchtenden Anzügen und die spitzhütige Gruppe der Taganrufer, die am Montag früh nach der geheimen Sitzung im Ladhof, bei der jeder Schuddig sich zu erkennen geben muß, um Punkt fünf Uhr mit ihrem





Zug durch die Stadt und ihrem strengen Gericht beginnen. Eine große alte Laterne ist das einzige Licht, das den morgendlichen Zug bescheint. Bei den ersten Häusern wird Halt gemacht. Und nun singt der bärtige Nachtwächter sein Lied:

„Steht auf, im Namen hätt is g'wißt
Wer unter uns Narren der Hauptmann ist!
Sechs Uhr ist schon längst vorbei
und wir Narren sind alle frei . . . ."

Weiterhin spielt er noch den Narren gegen den Gescheiten aus und gibt den Mädchen und ihren Eltern einen guten Rat. Darauf liest der erste Taganrufer in derber Sprache aus dem Narrenbuch das erste Stücklein vor, das von einem Elzacher Mitbürger darin aufgezeichnet ist. Vier müssen's mindestens sein. Und so geht's weiter, das ganze Städtchen durch.

Nachmittags nach dem Bengelreiten fängt der gemeinsame Trunk und Tanz an. Aber am Fasnachtsdienstagmorgen tagt der „Latscharіverein" schon wieder — und zwar hinter verschlossenen Läden bei Kerzenschein — und wählt in aller Heimlichkeit einen neuen Vorstand, der womöglich gleich gefesselt aus dem Bett geholt wird und sich durch einen Umtrunk freikaufen muß. Nach dem großen Umzug am Fasnachtsdienstag aber rauscht die Tanzesfreude und das Narrentreiben am höchsten auf.

In Villingen geht die eigentliche Narretei am Montag um sechs Uhr durch den Umzug der Kinder mit der Katzenmusik an. Die Katzen gehen mit im Zug, und immerfort singen die Kinder: „Haarig, haarig, haarig ist die Katz". Die haarige Katz aber hat dieselbe Bedeutung wie die Bärin. Darum wird auch der Erbsenbär ausgeführt und macht seinen Wackeltanz, und schließlich geht es mit Liedern und Sprüchen von Haus zu Haus, Eier, Äpfel und Kuchen, ja auch Würste und anderes Schöne zu erbetteln, wofür es natürlich wie überall das besondere Fasnachtsgebäck gibt.

Anschließend folgt der Umzug der großen Wagen, auf denen alle Moritaten, die schon am Abend ausgeklingelt und von langen Zetteln abgelesen wurden, sichtbar vorgeführt werden. In

ihren freundlichen „Schemen" und dem leuchtendweißen, mit roten und grünen Tieren bemalten „Häs" und der kapuzenartigen, fuchsschwanzgezierten Kappe springen sie trotz des 50 bis 60 Pfund schweren „Gschells", das sie an weißen Lederriemen kreuzweis über die Schultern tragen, im Zweiviertel-Takt ihren Narrensprung, daß laut die Rollen klingen. Sie stützen sich dabei auf ihren hölzernen Narrensäbel. Aber auch der „Stachy" geht im Zug und zielt wie der Schuddig mit der mächtigen hölzernen Schere auf die Beine der Umstehenden. Er trägt über seinem Narrohäs einen blauen Fuhrmannskittel. Sieh, da kommt schon der Butzesel, das Hänsele mit dem Plätzlehäs (Flickenkittel) und dem Eselskopf, der auf einem Bengel (Knüppel) reitet und immer zu entwischen versucht, aber genau so wie der Wuescht mit seinem Brett auf dem Rücken zum Tor hinaus gejagt wird. Immer wieder gibt's Würstchen, Semmeln und Äpfel für die Kinder. Dazu aber wird fleißig „gestrählt".

Am Dienstag steigt dann der große Umzug aller Narren und Trachtenfrauen, und auf Wagen zieht das ganze Jahr in seinem Geschehen an dir vorüber, daß du alles mit Humor betrachten kannst. Und anschließend gibt es Tanz und Frohsinn bis zum Morgen.

Am Aschermittwoch aber wird unter Heulen und Wehklagen „d' Fasnet" vergraben.

Ähnlich ist's in fast allen schwäbisch-alemannischen Fasnachtsorten. Kaum anders aber auch in Mittenwald und in Tirol. Ich kann hier nur einen kleinen Ausschnitt geben. Und der „Narresome", die Jugend, wächst schon froh in die Überlieferung der Großen hinein.

Vom Aschermittwoch und dem Funkensonntag

Vom Bodensee bis Basel und im Hotzenwald, im Südschwarzwald, aber auch im Odenwald geht dann erst das Schönste an: der Feuerbrauch.

Am Dienstag abend oder am Aschermittwoch wird der Winter,

die Winterhexe oder die Fasnacht (männlich oder weiblich dargestellt) als schön ausgestopfte und angezogene Puppe — die manchmal sogar mit dem Kopf wackeln kann — wegen ihrer schlechten Regierung, während der Moral und Finanzen so arg in Verwirrung gerieten, feierlich zum Tode verurteilt. Unter allgemeinem Geheule wird sie dann verbrannt. Wenn sie explodiert, „fliegt die Seel' aus". Meist steht sie so, daß der Rest in den Brunnen fällt, so wird sie zugleich auch ertränkt.
In Laufenburg wurde sie einst auf der Rheinbrücke verbrannt und dann in den Strudel geworfen. Ähnlich wird in ganz Deutschland am Aschermittwoch die Fasnacht vergraben, ertränkt oder verbrannt und hat ein laut klagendes Trauergefolge. In Köln trug man einst auch zur Zeit der französischen Besetzung um 1812 unter Anteilnahme des ganzen Volks den „Bellejeck" zu Grabe, den Hauptnarren, um den manche Anekdoten spielen.
Früher setzten sich selbst am Aschermittwoch noch die Vermummungen und Tänze fort. In Ansbach trank man „die Stärke", die man dann gleich in einer Rauferei überprüfte. Auch die Turniere hörten nicht auf; und schließlich suchte man mit Stalllampen nach der verlorengegangenen Fasnacht und trug auch einen Hering an einer Stange herum als Zeichen des Katzenjammers.
Am Sonntag drauf aber, am „Funkensonntag" leuchten von allen Höhen die Feuer und finden ihren Widerschein auch drüben im Wasgau und in den Schweizer Alpen. Im Odenwald rollen die Feuerräder zu Tal, und im Schwarzwald schleudern die jungen Burschen die sprühenden Scheiben wie kleine Sonnen über die Hänge. An langen Haselnußgerten holen sie sie aus der Glut, schwingen sie, bis sie sprühen und stoßen sie dann über einen schrägen Prellbock weit übers Feld. Soweit sie fliegen und die Funken stieben, wird das Land fruchtbar sein. Darum nennt man den Feuerbrauch auch das „Sonnenzünden" und spielt in den Sprüchen darauf an.
Aber die Scheiben bringen auch den Mädeln Glück, denen der Burschen Ruf beim Abwurf gilt:

Schibi, Schibi, Schibo!
Wem soll die Schiba go?
Die Schib so der Liese go!
Got sie it,
so gilt sie it.
(Geht sie nicht, so gilt sie nicht.)

Hotzenwald

Auch dem Volk gilt die Scheibe, dem Land und dem Reich:

Schyby, Schyby, Schybo,
wemm soll die Schybo goh?
Es ischt die letzte abem droht,
jez lueg emol, wie wyt sie goht,
die Fahrt frei furt, die fliegt bis haim,
Volch, Land und Reich, die in aim!
Schyby, Schybo!

Burte

Auch in Hessen hat man Fasnachtsfeuer abgebrannt, deren Bezeichnung als „Hagelfeuer" auf die Vernichtung des Winters und ganz alten Ursprung der Sitte deutet. Schleswig-Holstein hat sein Feuerbrauchtum zu Lichtmeß: Beim Beekenbrennen schwenken die Jungen meterlange Strohkerzen auf den Deichen und Warfen.

In Elzach aber wird erst am Lätaresonntag das Rad gerollt. Dann schlagen die jungen, frischgemusterten Burschen zum ersten Mal ihre Scheiben; hunderte wirbeln zu Tal. Das ist die eigentliche Bauernfasnet und der rechte Ausklang der frohen Zeit, die nun wieder in neue Ackerarbeit mündet.

Das Todaustreiben und das Sommeransingen

Noch einmal gehen am Sonntag Lätare und am Tag davor die Kinder mit dem Sommerstecken mit Brezeln oder dem knusprig gebackenen Jahresrad, mit Grün, Äpfeln und Eiern geschmückt, singend von Haus zu Haus und spielen den Kampf mit dem Winter, den sie aus der Dorfgemarkung treiben oder als Strohpuppe fesseln, schlagen und schließlich verbrennen, ertränken oder zerreißen. Sie singen dazu: „So treiben wir den Winter

aus" oder sprechen auch im dumpfen Sprechchor zu trommelnden Schlägen auf die Winterpuppe:

„Der Leiske-Tod, der frißt kein Brot,
der Schmiedegesell, der schwarze Kerl."

Oder wieder mit klingender Melodie:

„Was jagen wir, was tragen wir?
Den leidigen Tod begraben wir.
Wir begraben ihn unter die Eiche;
das Böse von euch weiche!
Der Wirt, der ist ein braver Mann,
er läßt den Tod zum Dorf 'nausjahn.
Wir begraben ihn unter die Tonne,
daß scheint die liebe Sonne."

So geschieht's in der Oderniederung. Wenn der Tod dann aber bezwungen ist, kehren sie mit bändergeschmückten, frischgepflückten Zweigen zurück und singen von Hof zu Hof:

„Den Tod haben wir hinausgetrieben,
den lieben Sommer bringen wir wieder,
den Sommer und den Maien,
der Blümelein mancherleien . . . ."

Am besten ist das Sommersingen noch in Schlesien daheim. Da sammeln sich die Kinder sackweise Äpfel und Brezeln, wenn sie ihr Liedchen singen:

„Rot Gewand, rot Gewand,
schöne grüne Linden.
Suchen wir, suchen wir,
wo wir etwas finden.
Gehen wir in den grünen Wald,
da singen die Vöglein jung und alt,
sie singen ihre Stimmen:
Frau Wirtin sind sie drinnen?
Sind sie drin, so komm' sie raus,
und bringen sie uns Brezel raus.
Wir könn' nicht lange stehen,
wir müssen weitergehen."

In der Pfalz tanzen tannengrüne Sommerkegel und strohige Winterkegel nebeneinander im Zug, bis der Entscheidungskampf der beiden wohlorganisierten Jungenparteien für dieses Mal mit dem Winter durch Verbrennen der übergestülpten Strohkegel Schluß macht. Anderswo fährt wohl ein Wagen

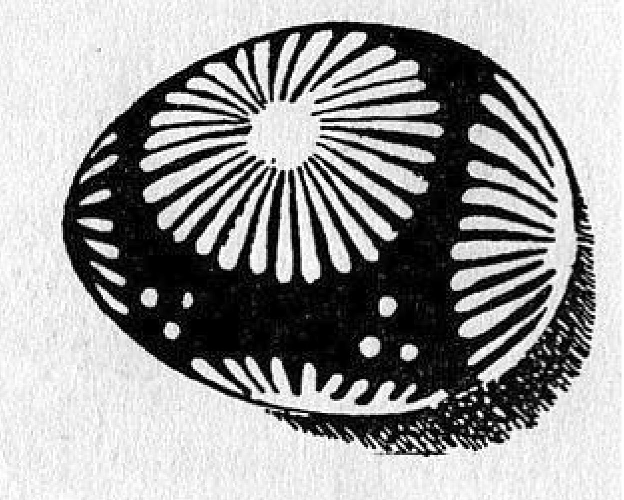
mit Winterriesen und einem Bären im Zug. Beim Gickelhahnfest in Eisenach streitet die Frau Sunna mit dem Winter, von Brezelträgern, Gockelhähnen, Hasen und Vögeln umgeben. Zum Schluß dieses Todaustragens, das in Eisenach seit 700 Jahren überliefert ist (wenn auch die Gestalt der Sunna erst eine Zutat des letzten Jahrhunderts bedeutet), wird wiederum der Winter verbrannt. Und natürlich fehlt bei diesem Fest auch nicht das Kasperlespiel.

*

Könnten wir nicht bei all dieser Freude mitmachen, allem Übermut wieder seinen Sinn geben und, wo nichts Altes mehr besteht, unsere eigene Fasnacht feiern? Wir könnten den „Fasselobend suchen" wie im Emsland, unter Tisch und Sofa, bis er als Strohpuppe in die Tür geworfen wird und wir mit ihr hinausziehen bis zu ihrem feierlichen Begräbnis. Wir können unser Narrengericht doch herrlich, wenn nicht als Femerat oder am Holzstoß, so doch durch das Kasperle oder im Schattenspiel halten. Und wenn wir gar nichts wissen, spielen wir Lügenmärchen von Münchhausen oder Eulenspiegels Streiche, „Schwan, kleb an" oder Schnurren von den sieben Schwaben und den Schildbürgern, und das alles in Form eines großen Zirkus. Jeder ist vermummt auf seltene Art. Unser Saal ist schön bunt mit Papier und Figuren geschmückt, die Musik spielt Ulklieder und wir singen Schnadahüpfel — es gibt ja so unendlich viel, was man verwerten oder erfinden kann. Bejaht es nur — dann kommt's von selbst. Und das Lachen ist mal nötig. Zeigt, daß ihr Phantasie habt!

Aber hinter allem laßt uns spüren, daß aller Ursprung unseres Frohsinns das ist, was Hans Hahne als Sinn der Fasnacht in die Worte faßte:

„Der Gang des Pfluges zum Felde, des Schiffes zu Wasser, die Abrechnung mit dem Gewesenen, die Reinigung von den Schlacken vergangenen Lebens in aller Hoffnung und Freude des neuen Beginnens."



Ostern

Wir zünden die alten Scheite wieder an und bergen uns in die schimmernden Mären der Vorfahren. Wir holen das Verschüttete von neuem herauf und einen uns seinem Leben. Was tot ist, kommt nicht wieder, was aber verlangend und sehnend weiterglimmt, soll lodern, soll flammen, soll jauchzen, nun wir uns auf die ersten, frommen Kräfte unseres Volkes besinnen. Denn sicher ist Ostern Auferstehung, und wir sind, wie Faust, selber frei geworden. Hat Feiern Sinn, so ist diese Feier heilig. Heilig und groß wie das Volk, dem wir angehören und für das wir mit letztem Atemzug einstehen, vor uns die zitternden Sterne des Frühlings, hinter uns Winter, Dunkel und Tod.

Ludwig Bäte

Ostern — ein altes germanisches Frühlingsfest

Unser Osterfest hat wie Weihnachten seinen alten germanischen Namen behalten, der sogar noch weiter in indogermanische Überlieferung zurückläuft. Er hängt mit dem „Osten" zusammen, wo die Sonne ja zur Zeit der Frühlings-Tagundnachtgleiche aufgeht. Es bedeutet also ein Fest der himmelskundlichen Ordnung und noch heute in seiner Beweglichkeit an die Gestirne, an den Sonntag, der dem ersten Frühlingsvollmond nach der Tagundnachtgleiche folgt, gebunden. Und das, obgleich



es doch mit einem geschichtlichen Geschehen belegt ist: mit der Auferstehung Christi am dritten Tage nach seiner Grablegung, so wie das Mondlicht auch nach drei Nächten „Versinkens unter die Erde" neu wieder ersteht. Daß der Osterbrauch ursprünglich mit dem alten Neumondfest zusammenhängt, sagt uns schon die Tatsache, daß der Ostersonntag eingeleitet wird durch ein Feuer in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag. Das Feuer wird heut zumeist auf den Kirchhof geholt und priesterlich gesegnet, seinen Ursprung hat dieser Brauch jedoch im alten germanischen „Not"feuer — im Schicksalsfeuer (Not in demselben Sinn wie die Notrune gebraucht), das einst unter Bonifatius noch als heidnisch verpönt und verboten war. Heute aber tragen die Kinder gesegnete Feuerreste zum heimischen Herdfeuer.

Wie in unseren alten Bauernregeln der April immer noch „Ostermond" genannt wird, so heißt auch in England (das für Weihnachten neben „Christmas" ja noch den Namen „Yuletide" wahrte) das Fest „easter", wenn auch in anderen germanischen Ländern, so in Skandinavien und den Niederlanden alte Namen neueren wichen, die in ihrer Wortbildung mit dem jüdischen „Passah" zusammenhängen. Auch lebt das alte Wort

noch in den vielen „Osterbergen" und „Osterhölzern" fort, die sich in ganz Deutschland finden. Auch schon vor Kaiser Karl berichtete Beda († 738) in seiner Schrift „De ratione temporum" 15 von den Angelsachsen: „Der ēastermōnad hat seinen Namen von ihrer Göttin, die Eostrae genannt wurde und der sie in diesem Monat Feiern darbrachten." Unser Fest gilt also der Ostara und dem Sieg des Lichtes und damit des Lebens.

Von Osterrute, Kranz und Werderune

Wieder klingt uns aus Hunderten von Liedern der Mythos vom Leben, von dem großen göttlichen Gesetz des Immer-wieder-Auferstehens entgegen. „Zit isch do" jubelt der Schweizer und Schwarzwälder, und fern auf Island begleitet ein alter Sang den Tanz:

> „Heil dir Wärme, heil dir Licht,
> Frühling ist erstanden!
> Heil den Bergen, heil der See,
> Heil in allen Landen!"

Überall, wo germanische Menschen wirken, formt dies Erwachen vielgestaltig und bunt frohe, segnende Sitten. Und Lied und Brauch führen die Entwurzelten zu dem Sinn des Festes: die, die ihn nicht mehr selber in Feld und Wald neu zu erleben vermögen, weil sie im öden Gleichmaß des Häusermeeres das Wachsen und Blühen nicht von Tag zu Tag schauen und die wiederkehrenden Vögel dort nicht hören können — oder die Vielen, die ihre innere Stille verloren und über dem Gelärm des lauten Geschehens nicht mehr auf das horchen können, was die Natur ihnen sagt, überall, wo wir ihr nur noch Lebensraum ließen, täglich neu und wunderbar. So zeigt auch aller Osterbrauch „ewig Altes, nie veraltendes, ewig Neues, was alle gesungen, seit deutsches Blut singt, wechselnd nur Wort und Gewand."

Wir stellen uns wieder zu dem Glauben der Ganzheit. Wir bejahen das Schicksal von Wechsel und Neuerstehung und erkennen in dem Winterverjagen und Todaustragen des Oster-

festes keine angstgepeitschte Dämonenjagd und Verneinung des Winters, sondern ein bewußtes Handeln in der Erkenntnis des „Stirb und Werde"-Gesetzes. Nicht der Winter an sich wird bekämpft, wohl aber der verspätete, der sich noch nicht fortbewegt, wo doch schon der Frühling dem Kalender nach herrschen soll. Um der heiligen Ordnung willen muß der Winter weichen bis zum nächsten Herbst.

Und als Zeichen dieser heiligen Ordnung stehen über dem Fest wie zu Weihnacht, Ernte und Sonnenwende wieder Kranz und Baum: als Eierbaum, der mit zwei grünen, gebänderten Ringen voll bunten Eiern geziert ist und als Weiden- und Buchsbaumkranz voller Bänder und Ostereier, als Festbaum auf der Wiese und als „Palmstange" der Kinder, oft von mächtiger Höhe wie in Hohenzollern, mit grünen Büschen umwickelt. Auch als „Palm"kätzchen in der Stubenecke begegnet uns die Lebensrute, vor allem aber als „S ch m a ck o st e r"-r u t e, mit der die Burschen die Mädel morgens auf die nackten Füße schlagen oder die Langschläfer aus dem Bett geholt werden.

In Pommern „stiepen" die Kinder morgens ihre Eltern und ergattern dabei Ostereier durch lustige Reime:

„Stübb, stübb Osterei,
gib mi 'n klein geel Ei,
Eier her, Eier her,
wenn 't auk man 'n Stück Kouken wär"

oder

„Stiep, stiep, Osterei,
Gibst Du mir kein Osterei,
So hau' ich Dir den Rock entzwei!"

Auch in Ostpreußen „schmackostert" man und nimmt dazu im Zimmer ausgeschlagene Birkenreiser, Haselzweige oder Wacholder (Kaddick); auch der Begleitvers ähnelt dem pommerschen sehr:

„Schmackoster, sreen Oster, bunt Oster,
fief Eier, Stick Speck,
vom Koke de Eck,
ehr go wi nich weg."

In und um Herford aber gehen die Kinder mit bretzelbehangenen Weidenzweigen zu den Nachbarn und rufen: „Ich löske de

Palm". Wenn es den Leuten nicht gelingt, ihnen Wasser über den Kopf zu gießen, so müssen sie ihnen statt dieses Segens ein Ostereiergeschenk machen.

All diese verschiedenen „Palmen" haben ja, wie wir leicht erkennen, mit Palmzweigen in Wirklichkeit nichts zu tun. Sie sind ursprünglich bestimmte Kräuterbüschel, wie sie meist am Aschermittwoch im Feuer verbrannt werden, um heilsame, entseuchende Asche daraus zu erhalten, ähnlich wie beim mittsommerlichen Kräuterverbrennen. Oder die Zweige sind Lebenswecker, Ruten zum leichten, sinnbildlichen Schlag.

Daß unser Osterbrauch aus unserer bäuerlichen Frühzeit stammt, sagen uns nicht nur die Saatritte und Flurumgänge mit ihren alten Segenssprüchen. (Auch diese künden ja ursprünglich gar nicht von Gespensterbannen und Teufelsspuk, sie sind bis heute in den Felderprozessionen des Sommers erhalten geblieben.) — Das Alter der Bräuche zeigt uns schon allein die Form des Sommersteckens, der im Osnabrückschen „Palmpaasch" heißt, aber erst in späterer Zeit diesen fremdklingenden Namen erhielt.

Er hat die Form der Werde- oder Manrune mit den nach oben gestreckten Armen, die vor allem das Sinnbild des Frühlings ist und z. B. auch neben Hakenkreuz und Wendestern die bemalten Eier in der Lausitz und Hessen ziert und als dreiarmige schöngedrehte Osterkerze zum Fest entzündet wird. Mit Buchsbaum ist der Stock umwickelt und mit Papierstreifen, Äpfeln, bunten Eiern und Schwänen aus Kuchenteig geschmückt. Daß der Vogel dabei den Frühlingsbringer bedeutet, den Wiedererstandenen, ist aus Vergleichen mit dem Storch zur Fasnacht und dem Adler oder der Taube (die das heilige Lebenswasser hütet) beim Vogelschießen ohne weiteres zu schließen. Auch Weihnachten finden wir den Schwan unter den friesischen Gebäckformen.

Es ist erstaunlich, wie stark das Volk den alten Heilzeichen vertraut hat und noch heute vertraut. Wie die Notzeit des Bauernkrieges und des Dreißigjährigen Krieges z. B. auf das Hakenkreuz oder seine Kurzform, die Wolfsangel, zurückgriff, wie die

Pestkreuze des Mittelalters nicht eigentlich Kreuze waren, sondern die Form der Werde-Rune zeigten, so verspricht man sich noch heute vom Palmpaasch Schutz gegen Feuer und Blitz.

Ostern ist das Fest des Lebenssieges, der den Kampf beschließt, der so heftig und toll noch zur Fasnacht tobt. Die Fasnacht ist doch nur ein Vorbote des Osterfestes. Das Licht ist wieder geboren, es weckt überall Feuer und Wachstum. Wie einst unsere Ahnen bei der Wiederkunft der Sonne die Osterfeuer entzündeten, so pflegt auch die katholische Kirche heute noch an Ostern das Ewige Licht neu anzubrennen und die Kerzen zu weihen. Die bayrischen und fränkischen Bauern zünden am Ostersonntagabend kein Licht mehr an und gehen „mit den Hühnern zu Bett", denn nun soll das große Licht, die Sonne, wieder Tag und Arbeit bestimmen. Natürlich hat sich auch manch guter Wunsch an den Brauch geknüpft; so glaubt man, sich damit gegen Unwetter zu schützen und dem Flachs zu besserem Gedeihen zu verhelfen.

Vorösterliche Kampf- und Leidenszeit in Bezug auf Märchen und Mythos

Am erstaunlichsten aber ist die Tatsache, daß dem Osterfest schon vor weit mehr als tausend Jahren eine Leidenszeit vorausging, eine Zeit des Kampfes mit Dunkel und Not, in der das junge Leben noch gefangen war in der Hand des Eisriesen Jötun — dessen Verfolgung sich später auf den Verräter Judas übertrug — oder in der Macht des Jägers, des Schmiedes oder einer anderen Mythengestalt. Da muß erst der lichte Frühlingsheld kommen und Hecke, Eis oder Waberlohe durchsprengen und den feindlichen Drachen besiegen, wie Siegfried und St. Georg, dessen Tag am 23. April gefeiert wird.

Hundert Jahre lang mußte Dornröschen hinter der Dornenhecke schlafen, und Schneewittchens Schlaf im Glassarg schien für die Ewigkeit zu sein. Auch Brunhilde schläft, umgeben von der Waberlohe wie so manche Märchenprinzessin im verwun-

schenen Schloß oder in der Höhle des Drachen — des winterlichen Wurms —, bis die Zeit erfüllet ist und der Befreier sich durch die Hemmnisse den Weg bahnt und die Erlöste zur Hochzeit führt. Doch oft geht der Weg zum Glück noch über weitere „Prüfungen" und Kämpfe, alle Märchen sind voll von den Berichten der Aufgaben, die dem Tapferen und der Heldin gestellt waren. All diese vielgenannten Märchen- und Mythengestalten sind Sinnbilder der unter Schnee und Eis gefangenen lebenbergenden Erde, die im Lenz durch die warme Kraft des Lichtes zu neuem Grünen und Blühen aufbricht. Sie sind letzten Endes ein bildgewordener Lichtmythos, der vor allem Gestalt gewann in der Walbert oder Walburg, die wie alle „Berten" und Berchten niemand anderes ist als Frau Holle selbst. Aber aus der Verwandtschaft mit der Brunhildensage kündet sich von neuem ein Kampf mit Dunkel und Tod, der Weg zur Hel und die gemeinsame Verbrennung an. Aus jenem Brand führt der Weg nicht wie jetzt im Frühling zur Hochzeit und Befreiung, sondern in ein hinter der sichtbaren Welt liegendes verborgenes Land, in das die treue Nanna ihrem Balder folgte und Brunhild dem getöteten Siegfried. Wenn er auch um ihrer Ehre willen sterben mußte, so konnte sie sich doch im Tode mit ihm vereinen. Die Totenhochzeit auf dem Scheiterhaufen aber gehört schon in die Zeit der Sommersonnenwende.

Doch ein verwandtes Märchen weist auf ein noch lebendiges Osterspiel und dessen alten Sinn: Das Hühnchen im Grimmschen Märchen von des Hühnchens Tod stirbt an einem Nußkern, ähnlich wie Schneewittchen durch den vergifteten Apfelbissen in den Todesschlaf fiel. Bei der Trauerfahrt im mäusebespannten Wagen aber bricht die Brücke, so daß nur das Hähnchen mit seinem toten Hühnchen das andere Ufer erreicht, ihm sein Grab bereitet und sich dann selber den Tod gibt, um mit dem Hühnchen vereint zu sein.

Das Stolpern der Sargträger — also ihr Sprung — bringt Schneewittchen jedoch ins Leben zurück. Darum gehört das Märchen von Schneewittchen in die Zeit des Ostersprunges. Aber die zerbrochene Brücke erinnert uns an das Spiel vom

Goldschmied und seinem Töchterlein, das gefangen werden soll. Das Spiel endet mit dem Kampf zwischen Sonne und Mond und Himmel und Hölle oder schwarzer und weißer Gans und heißt in Norddeutschland auch das „Osterdoor". Jede der beiden Gruppen sucht dabei die Gegenseite über den Strich oder über einen Bach zu ziehen, bis die Brücke bricht, die sie mit den Armen gebildet haben. Strich und Bach entsprechen durchaus dem Bach im Hühnchenmärchen, der auch das Schicksal von Strohhalm, Kohle und Bohne besiegelt. Denn auch die Strohhalmbrücke dieses Märchens zerbricht, so daß alles versinkt und nur die Bohne am Leben bleibt. Diese lacht aber so sehr über die Ereignisse, daß sie darüber zerplatzt und ohne die Naht des Schneidergesellen genau so gestorben wäre wie alle anderen. Ebenso lacht auch die böse Königin im Schneewittchenmärchen darüber, daß ihre List gelang, und so lacht die böse Riesin Thökk über Balders Tod. Vom Hasen erzählt man, daß er einst den Menschen ausrichten sollte, daß sie wohl wie der Mond sterben, aber immer wieder aufleben sollten. Er verdrehte jedoch diese Botschaft, so daß alle tot blieben, und lachte darob derart, daß ihm die Lippe platzte und sich für immer eine Hasenscharte verunstaltend über sein Gesicht zog.

Schon der Hase deutet wieder auf Zusammenhänge mit dem Osterfest. Sein Lachen erinnert an das übliche „Osterlachen", in das die Ostermärchen ausklingen. Auch das „Osterdoor", die Brücke, muß etwas mit Ostern und dem Osten zu tun haben, wo der abnehmende Mond in die Sonne verschwindet. Es muß die Brücke sein zwischen der Innen- und der Außenwelt, von der auch die Braut fiel, die dem Wassermann durch ein altes Gelöbnis verfallen war, als die Zeit dazu reif war. In Trauer und Heimweh mußte sie solange unter dem Wasser, unter der Erde leben, bis wieder neun Jahre oder sieben vergingen und der Schwerthieb durch die Kette, die sie an den Wassermann band, und der dreimalige Ruf des Liebsten sie erlöste. Dann konnte die Hochzeit wirklich gefeiert werden. Die Treue des Königssohnes hatte das Mädchen aus der Hand des Todes befreit, so wie der Liebste im Laich vom Schiffsmann sein Mäd-

chen durch eigenen Einsatz zurückgewinnt. Der Wassermann und der Schiffsmann sind ursprünglich nur verschiedene Bilder für den, der die Entscheidung über Leben und Tod in der Hand hält und die Menschen auf die Brücke führt, die sie in die hintergründige Welt trägt.

Den Weg der Prüfungen und des Dunkels muß auch die Jungfrau Maleen gehen, die vom zürnenden Vater um ihrer Liebe willen in den Turm geschlossen wird, wie Wodan die Walküre auf den Felsen verbannte. Nun bildet der Turm um sie den dichten Ring, den die Hecke um Dornröschen schließt. Ist die Kette gesprengt, sind die Steine abgebrochen, so kehrt die Jungfrau auf die Erde zurück, wenn der goldene Wagen den Königssohn bringt, den Held „mit den goldenen Haaren". Wer denkt da nicht an den goldenen Sonnenwagen von Trundholm, an das höher steigende Licht?

„Wenn die Jungfrau kehret wieder aus der Erd,
wird es besser werden, morgen sei's beschert!
Jungfrau Maleen! Drehe dich herum,
dreh dich nur noch dreimal in dem Ring herum.
Grüner auf der Wiesen,
Grüner in dem Wald
fängt es an zu sprießen,
Frühling wird es bald."

Aus der Verbindung von Märchen und Laich wird uns der sinnbildliche Gehalt erkenntlich. Nach der Wende des Frühlingsgestirns, mit dem ersten Vollmond nach der Tagundnachtgleiche, bricht das Osterfest an. Aber ehe Maleen als rechte Braut „in ihrem Strahlenschein" erkannt wird, muß sie sich umdrehen und ihre dunkle Umhüllung abwerfen, ebenso wie die Mädchen, die als alte Weiblein in die Altweibermühle tanzen. Aus der Häßlichen, Dunklen, die im Märchen als häßliche Braut erwähnt wird, muß wieder „die Schöne, die Feine" werden. Auch im Reigen „Nasses Gras" muß sich das Mädchen zweimal drehen: „Dreh dich um, ich kenn' dich nicht, bist du's oder bist du's nicht." Und nachdem es nach der ersten Wendung nicht als rechte erkannt war, wird es zum zweitenmal als die, die es sein soll, zum Tanze geführt.

Von der Ostara als Lichtsinnbild und der Wiederbelebung des Lammes

Wie Maleen ist auch Ostara die Dunkle und Lichte zugleich, die Geprüfte und Auferstandene. Die Zeit der Prüfung, der Kampf mit der feindlichen, finsteren Gegnerin kommt einer Verdunkelung gleich — die ja als ein Verbergen hinter Fell, Mauer oder Baumrinde in den Märchen tatsächlich vor sich geht — und fällt, jahreszeitlich gesehen, in die vorösterliche Zeit, wenn noch der dunkle Ton der Winternacht, das Brausen des Wintersturmes in das helle vogelstimmenerfüllte Klingen des Lenzes orgelt. Wurde das männliche Gegenstück der Verfolgerin, der folgende Schmied oder der wilde Jäger später zum verteufelten Menschenfeind, zum satanischen Bösen, so wurde auch aus der gegensätzlich gesinnten weisen Frau, der Schicksalsmacht, die manchmal hart in das Leben greifen muß, die auch der winterlichen Seite des Jahres und der dunklen des Mondes zur Herrschaft verhilft, die böse „Hexe". Sie findet dann in den Märchen auf dem Scheiterhaufen, den sie der Guten zugedacht hatte, den Tod. Aus dem sinnbildlichen Feuer für den Eisriesen oder den Winter, der jetzt wie der Schnee von der warmen Frühlingssonne verbrannt wird, wurde das tatsächliche Feuer für die Hexe.

Daß hier, wo ein Lichtsinnbild und wahrscheinlich wieder der Mond zugrunde liegt, diese zwei sich bekämpfenden Gestalten letzten Endes doch zusammengehören und eine umfassende Einheit bilden, klingt noch in den Märchen von der rechten und der falschen Braut, von der richtigen und der falschen Königin, in der „Gänsemagd", den „Sechs Schwänen", den „Zwölf Brüdern" und anderen nach, in denen die Feindin die Stiefmutter oder Schwester der Lichten genannt wird. Ebenso tritt auch in „Allerleirauh" und „Jungfrau Maleen", im „Mädchen ohne Hände" und im Mythos von Brunhild der Vater als der Verfolger in Erscheinung. Im Märchen vom „Mädchen ohne Hände" wird neben den Vater noch der Teufel gestellt, der Gedanke ist also aufgespalten. Es ist von Bedeutung, daß Beda

für den Monat vor dem Ostermond (den „Rauh-Mond") eine Hreda (= „die Rauhe") als „Göttin" anführt; sie würde Allerleirauh entsprechen. Verwandt müssen aber Verfolger und Verfolgte darum sein, weil sie zusammengehören in die Einheit von Lichtmond und Schwarzmond im Monat und von Winter und Sommer im Jahr als die beiden verschieden gerichteten (polaren), ordnenden und sich die Waage haltenden Mächte von Leben und Zeit.

Immer enden die zum Frühling gehörenden Märchen mit dem Sieg der richtigen Braut, der Lichten, und dem Tod der Gegnerin. Selbst, wenn die Gute die Hände einbüßt oder, wie die „Kümmernis" — eine christliche Legendenangleichung an die Walburg —, die Füße verliert und gekreuzigt wird, so werden diese Schäden doch nachher durch silberne Glieder wieder ersetzt. Es ist der gleiche Vorgang, wie mit den im Weihnachtsabschnitt erwähnten Böcken Thors und mit dem Schulterblatt des Pelops, den sein Vater Tantalos den Göttern zum Mahl vorsetzte, um ihr Wissen zu erproben. Auch er wurde bis auf das Schulterblatt, das versehentlich gegessen war und durch ein silbernes ersetzt werden mußte, aus den noch ungebrochenen Knochen wieder neu geschaffen. Auch bei Thors Bock war ja ein Schaden geschehen. Ähnliche Züge gibt es in der griechischen und kaukasischen Überlieferung. Sie haben wohl, mißverstanden und völlig anders ausgedeutet, zum Schlachten des jüdischen Passahlammes geführt, dessen Knochen auch nicht gebrochen werden dürfen, und mit dessen Blut die Türen beschmiert wurden, damit die Tötung der Erstgeborenen nur die Ägypter traf und die so als jüdisch gekennzeichneten Häuser verschont wurden.

Aber wie im deutschen Märchen und Mythos, so spricht noch in der nichtjüdischen Überlieferung in Griechenland und Kleinasien aus den Berichten von der Tötung und Zerstückelung und dem Kochen des Widders (Medea) oder Lammes das Wissen um eine verjüngte Wiedererstehung. Es ist hier also ein Sinnbild für ein neues Leben nach dem Tode gemeint, während der Gedanke der Wiederbelebung des Geschlachteten

bei dem jüdischen Passahmahl völlig verschwunden ist. Dort ist das Lamm nur das Bild für die Sündenschuld, die die Juden auf sich luden und in Stellvertretung durch das Lamm ablösen, während in der christlichen Auffassung das Lamm eben für die Sünde der g a n z e n Christenheit, der ganzen Welt stirbt und wiederum Sinnbild ist für den Opfertod Christi als Stellvertreter der Menschheit.

Die Wiederbelebung zerstückelter Wesen ist auch noch im Märchen vom Bruder Lustig enthalten, der das Lammherz verspeiste. Eine andere Fassung handelt vom heimlich gegessenen Leberlein. Einmal hat Christus die Fähigkeit, Tote auf die beschriebene Art wieder zu beleben, ein andermal Petrus, der wiederum auch als der das Leberlein Essende in Erscheinung tritt. Schon der Erzbischof Heriger von Mainz (926) spielt in einer lateinischen Dichtung auf das Märchen an, ebenso ein altes Osterspiel, in dem Johannes den Petrus anklagt: „Er hat unseres Herren dreimal verhohlen und hat das Leberl aus dem Osterlamm gestohlen." Hier ist wieder ein alter indogermanischer Zug auf christliche Gestalten bezogen worden. Denn sowohl die Wiedererweckung Toter („Die drei Schlangenblätter"), als auch die Wunderkraft von Leber oder Herz des Getöteten bildet einen alten reichhaltigen Märchenstoff und erinnert uns an Fafnirs Herz, das Siegfried die Kenntnis der Vogelstimmen gab, und daran, daß der Diener im Märchen von der „weißen Schlange" durch den Genuß der Schlangensuppe die Sprache der Tiere verstand, ebenso der Graf in der Sage vom Seeburger See (Grimm 1132). Ähnliche Beispiele finden sich in vielen Märchen und Sagen.

Vom Walburgmythos und den Wallburgen

Nach diesem Absprung, der uns in Anknüpfung an die Märchen die eigentliche Wunderkraft des Lammes erschließt, wollen wir wieder auf die Gestalt des verfolgten Mädchens zurückkommen.

Vor allem auf die W a l b u r g, deren eigentlich neunnächtiges Fest (= eine Mondwoche) in der Vornacht zum 1. Mai gipfelte, die man später zum Hexensabbath, zum Hauptfest aller Hexen stempelte. Das geschah wohl, weil ihr ein Brauchtum zu Grunde lag, das vor allem die germanischen Frauen und Mädchen betraf und mit einem später verpönten nächtlichen Bade und einem von niemand gesehenen Reigen (um den letzten Schnee zu zertanzen) verbunden war, wie es in einzelnen nächtlichen Tänzen heute noch weiterlebt. Man hat zwar die Bezeichnung Walburgisnacht mit der Äbtissin Walburg († 779) in Verbindung gebracht, aber der Ausdruck: „Nach Walpern gehen" (Hessen), außerdem der Walpertzins am 1. Mai (Hessen) und der Name einer semnonischen Sybylle Waluburg (2. Jahrhundert n. Chr.) deuten auf ältere Zusammenhänge. Weist doch schon der Name Walburg – Walpert = Wal b e r t wieder auf die Perchtennamen und damit auf Frau Holle-Frigga.

Der Name des männlichen Gegenstücks „Volpert = Volprecht", nach dem im Harz und in Ostpreußen die Mainacht Volprechtsnacht heißt, deutet wieder auf die Einheit von Verfolger und Verfolgtem, von Loki als Schmied und Angeschmiedetem. Er ist auf dem Blocksberg festgeschmiedet, heißt es im Volksmund; unter der Führung seiner Frau reiten die Hexen dorthin, um ihn zu befreien und ihn zu umtanzen. Aber andere sind bemüht, die schon gelockerten Fesseln wieder festzuschmieden. Der göttliche Schmied merkt die Gefahr und hütet die Bande. Darum tun die Schmiede in dieser Nacht drei kalte Hammerschläge auf den Amboß, damit die Ketten wiederum für ein Jahr halten. Im Zusammenhang damit steht aber auch die Sage vom „Schmied von Helgoland", dessen eigene Frau (oder Tochter) als Hexe in Stutengestalt sich auf dem Wege zum Blocksberg von ihm dreimal mit einem Hufeisen beschlagen lassen muß. Dreibeinig ist auch das Wodansroß und der Hase im Mond, auf den ich nachher noch zurückkomme.

In den verchristlichten Resten des Walburgspieles und ihrer Sage heißt es, daß der wilde Jäger sie fängt, der Mantelträger, der Hackelbernd, der auch die Hinde jagt, die wiederum

Brunhild entspricht. Er ist der Hammerträger, der Schmied und der Hüter des Feuers zugleich, wie Wieland und Prometheus, ist Wodan, Loki und Donar in einer Gestalt. Ja, dieser Mythos lebt, soweit arische Menschen Spuren ihres Denkens hinterließen: als Ahriman oder Rokapi finden wir ihn im Kaukasus. In Kleinasien gibt es heute noch eine Mär vom Hexenritt zu dem gefesselten und auf dem Felsen angeschmiedeten Riesen. Man vergleiche damit Prometheus und auch den lahmenden Wieland und Loki, der an den Block gekettet wird, damit das — wohlbehütet — segnend wirkende Feuer nicht entfesselt zur Gefahr und zum Feind der Menschen werde. Hier ist der Schmied der Walter des Schicksals. Letzten Endes bedeutet der Hackelbernd, der die Walburg gefangen hält und verzaubert, weder den wilden Jäger noch den Teufel, er ist vielmehr Hüter der Ordnung, demgegenüber es kein „Warum" gibt. Er gleicht Wodan, der Brunhild einschläfert und die Waberlohe entfesselt, er ist der Schiffmann, der über Leben und Tod wacht, selbst wenn man aus dem Mantelträger mittlerweile den Teufel und aus der Walburg die von ihm verfolgte „arme Seele" machte.

Die eingefangene Walburg, mit der der „Herr von Hackelbern" davonreitet, wird von ihm „zur halben Nacht bei hellem Mondenschein" in eine Stute verwandelt, die der eigene Vater, der Schmied beschlagen muß, bis er beim Hahnenkrähn bemerkt, daß er seine Tochter mit dem Hammer traf, und diesen für immer in den Klee wirft.

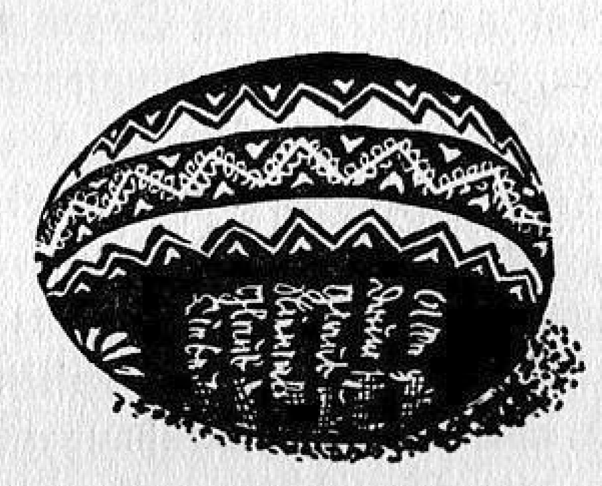
Die Stutengestalt ist eine der neun Verwandlungsformen, die das vom Vater verfolgte Mädchen in den verschiedenen Fassungen der Märchen und Mythen annimmt, und das goldene Hufeisen entspricht wie die ganze Gestalt der Bauge, dem Schmuck und der Fessel der gejagten Hinde. Es gibt aber auch eine siebenbürgische Märchenauffassung, in der sich das Mädchen, um das es geht, in einen H a s e n verwandelt. So führt uns die Walburg wiederum zum Osterhasen hin, der also in mancherlei Beziehung in das ganze Osterbrauchtum eingreift.

Das Spiel von der Walburg kann mit den alten Wallburgen zusammenhängen, den halbrunden oder kreisförmigen Ringwällen, die wir, oft dornenbewachsen, an besonders geschützten Stellen in Mooren und Bergen im ganzen indogermanischen Raum, besonders auch im deutschen Osten finden. Ihre vielgestaltigen Namen deuten immer wieder auf Walburg, auf einen „Hexen"-Wall. Vor allem weisen sie auf Beziehungen zu den Frauen hin. Sie heißen Wiwerberg, Frugenberg, Magdberg, aber auch Lohberg, Brenntberg und Werder. Ein erheblicher Teil von ihnen kann nicht als Festungswall gebaut sein, sondern muß einen anderen Sinn haben, weil die Spur von Pallisaden und Brustwehren vollständig fehlt. Sie müssen, auch den daran anknüpfenden Sagen nach, die von der Venus, von Hexen, verwunschenen Jungfrauen und auch von der verborgenen goldenen Wiege handeln, Schirmburgen für die germanischen Frauen gewesen sein. Und Heckenrosen bildeten ein Gehege darum. Auf der Wallkrone aber finden sich Holzkohlenreste von einer Lohe, die ringsum angezündet gewesen sein muß. Alle näher daran geknüpften Vermutungen sind noch ungewiß, aber der Zusammenhang mit der Walburg- und Hindensage, dem Brunhildenmythos wie dem Dornröschenmärchen liegt nahe. Vielleicht haben hier einst Eheschließungen stattgefunden (Miethke). Auf dem alten Wall der „Heidenburg" in der Pfalz wird heute noch in der Mainacht ein Tanzfest abgehalten, und ähnliches wissen wir von anderen alten Ringwällen.

Der Name der semnonischen „Waluburg" aber heißt auch „Stabburg" — ebenso ist die Wölwa die Stabträgerin. Der Stab aber hat etwas mit den Runenstäben, mit Schicksalsbestimmung, auch mit der Haselgerte zu tun, dem heiligen Baum, der „Frau Hasel". Es ist in diesem Zusammenhang auch bedeutsam, daß das ungebotene große Frühjahrsthing, das Maigericht, um Walburgis und an einem haselstrauchumhegten Ort, auf den Wallburgen also, stattfand und zum Walburgbrauch eigentlich gehört. Tatsächlich wurden später, wie Dr.

Gauch berichtet, auf den Wall- bzw. Wendelringburgen entsprechend dem alten Sternen- und Kalenderbrauchtum des Sonnenunterganges mit den Monatsstationen auch die Leidensstationen Christi aufgeführt.

Der Mythos von der vom Vater verfolgten Tochter fällt in Indien auf die Ušās, die auch dem Namen nach der Ostara entspricht. Prajāpatis ist hier der sie jagende Verfolger, der indische Hackelbernd. Von ihm heißt es aber auch in den Upanišāden: „Eben dieser Prajāpati ist das Jahr, ist sechzehnteilig" und: „Fürwahr, Prajāpati ist das Jahr, in demselben sind zwei Gänge (der Sonne), der nach Süden und der nach Norden".



Bedeutung des Ostereies und die Eierbräuche

Die Inder kennen drei Ušās, die Nächte, mit denen die Jahreszeiten beginnen. Vor allem tritt die eine Ušā als Schwester der lichten, als Nacht, hervor. Ins Germanische übersetzt, sind also die drei Ušās die Nornen, im Griechischen die drei Horen, zu denen noch Eōs, deren Mutter die Nacht ist, als Begleiterin tritt. Und Eōs bedeutet wiederum Ausōs und entspricht auch im Namen der Ostara — Aurora. Weiterhin heißt es, daß Eōs ihre Tanzplätze im Osten hat (Schultz). Eōs könnte auch die „Rosendornige" heißen, wie sie oft „rosenfingrig" genannt wird, und so deutet sie wieder auf Dornröschen, auf die Dornenhecke (Schultz). Auch sie wird von einer lichten und einer dunklen Seite geschildert, ist also eine Doppelgestalt und

erinnert wieder an den Mond. Bei den Orphikern aber gebiert die Nacht ein Ei, aus dem Eōs entsteht.

Diesem Wunderei können wir auch in den Märchen begegnen. Brentano, der ja auf vorhandenen Märchenstoff aufbaut, schildert im „Märchen von dem Hause Starenberg" die Geschichte eines solchen Eies. Auch die nordischen Märchenhelden Knös und Murmel Gänseei wurden aus solchem Wunderei geboren. Das Ei kann auch die Seele eines Mannes enthalten und die Möglichkeit geben, zu einer bestimmten Zeit den gefährlichen Riesen zu töten, wie in dem Märchen von der Kristallkugel und vom Riesen, der sein Herz nicht bei sich hatte.

Auch im indischen Mythos gibt es die Geschichte vom Weltenei oder Ur-ei. Es heißt dort einmal:

„Selber durch des Geistes Sinnen
teilte er das Ei entzwei,
schuf die Erde und den Himmel,
aus dem so geteilten Ei."

Das Ei ist ein Sinnbild des werdenden, noch in Schlaf gefesselten Lebens der unter der Schneekruste blühenden Erde. Zugleich ist es auch ein Bild des Mondes, der unmittelbar vor und nach Vollmond eine eiähnliche Form annimmt.

Kein Wunder, daß das Ei — als Bild der Fruchtbarkeit, des Lichtes und des Lebens — seit alters als Opfergabe eine Rolle spielte. So schenkten es sich schon die Inder und Babylonier, schön bemalt, zur Frühjahrsfeier, und im Kaukasus sind Eiergeschenke noch heute Neujahrsbrauch. Nach der Christianisierung ist bei uns das Opfern von Eiern als eine Abgabe an die Geistlichkeit übernommen worden. So wurde die Osterstuopha — ein in der Zeit der Merowinger und Karolinger vom Lehnsherrn oder König bestimmter Zins — vorwiegend in Form eines Eieropfers erstattet, wenn auch aus der früher freiwilligen, mit einem Segenswunsch verknüpften Gabe eine Steuer geworden war. Es wird auch um 1508 von einer Osterabgabe in Form von Eiern und Hasen an den Domherrn von Speyer berichtet.

Schon in der Völkerwanderungszeit legte man bemalte Eier

mit in die Gräber, und unter frühmittelalterlichen Funden in Oppeln befinden sich schön verzierte Kalksteineier. Wenn auch dieser Brauch des Bemalens später in weiten Kreisen unseres Volkes abhanden gekommen zu sein scheint, so daß Olearius 1656 auf seiner Reise nach Rußland und Persien dort höchlichst über die schönen bunten Eier erstaunte, so war das Osterei damit doch nicht aus der Welt geschafft, auch wenn man im 16. Jahrhundert das Eierrollen in und vor der Kirche verbot. Das sagt uns immerhin, daß dieser Brauch sogar bis in die Kirche eingedrungen war. Auch in der spätmittelalterlichen Schrift „Schimpf und Ernst" von Pauli steht davon geschrieben.

Der Glaube, daß das Ei Segen bringt, Wunden heilt oder Unglück fern hält, ist bis heute erhalten geblieben. Darum schenkt der Bursche seinem Mädel ein Ei, oder die Mutter gibt es der Braut beim Kirchgang. Sämann und Hirt verzehren es vor der ersten Aussaat und dem ersten Austrieb der Herde. Überall da, wo Frucht erwartet wird, soll das Ei sie sichern und mehren. Und als Gewähr eines anderen neuen Lebens legt man es heut noch in manchen Gegenden den Toten ins Grab.

Die Eier, die am ersten Osterfeiertag gelegt werden, gehören ein für alle Mal der Großmagd (in Bayern der Oberdirn), die vom Ostermontag der zweiten Magd. Wenn dann am Montag abend die Burschen von Fenster zu Fenster gehen und um „d' Oa" bitten, dann bedeutet die geschenkte Zahl ein Orakel. Wer eine gerade Zahl von Eiern bekommt, der braucht sich nicht wiedersehen zu lassen, wer eine ungerade hat, ist ganz gern gesehen. Wer aber nur eins bekommt, ist der Herzallerliebste!

Am Gründonnerstag, wo auch die Nachtlichter geweiht werden, bringen die Frauen das „Antlaß"-Ei zum Segnen in die Kirche, damit es nachher gegen Krankheit schützt. Der Bauer steckt es auch in den Acker, damit er gute Frucht trägt, und die böhmischen Kinder bringen das am Gründonnerstag gelegte Antlaß-Ei dem Vater entgegen, der es noch am Wege, am Ackerrain verzehren muß. Seit Jahrhunderten bekommen deutsche Kinder von ihren Paten am Gründonnerstag das

„Rot-Ei", schön mit Reimen und Figuren geschmückt. Die oberfränkischen Kinder erhalten einen Eierring, mit zwölf in den Hefeteig eingebackenen bunten Eiern und zwölf rohen darin angerührt als „Potnwor".
In einzelnen Landschaften, so in Hessen und in der Kurmark, werden die Eier noch heute mit altüberkommenen Sinnzeichen bemalt: an den beiden Spitzen leuchtet das Sonnenrad, schön mit heißem Bienenwachs und einer Stecknadel aufgemalt. Lebensbäume, Herzen, Tulpen und Vergißmeinnicht werden mit einer Schreibfeder aufgetragen. Die beiden Sonnenräder aber sind durch eine runde, flüssige – „weibliche" – oder durch eine eckige – „männliche" – Wellenlinie (eigentlich ein richtiger Mäander) verbunden. Recht viel Mühe geben sich die Mädchen bei der Bemalung, denn in der letzten Osternacht holen sich die Burschen ihre Eier am Kammerfenster ab, und je mehr und je schönere Eier der Bursche bekommt, desto lieber hat ihn sein Mädel; ein einzelnes oder zwei Eier sind ein Beweis für ihre Gleichgültigkeit. Die Zahl hat hier also eine etwas andere Bedeutung als in Süddeutschland, doch diese kleinen Unterschiede sind unwesentlich.
Es gibt viele Eierbräuche und Spiele, die alten Kultformen entwachsen sind. So sind oft je zwei Eier mit gleichen Zeichen, mit zusammenhängenden Versen und Liedanfängen beschrieben. Der Bursch und das Mädel, die die zusammengehörigen Eier finden, sind zu einem gemeinsamen Tanz am Nachmittag verpflichtet. In Ostfriesland heißen die Festtage sogar nach den Eierspielen: Husenbusen-Saterdag (Sonnabend), Eierbickern-Sünndag, Eiertrüllern-Mandag. Das Eierbickern oder -picken ist bald in allen deutschen Gauen bekannt: Es gilt dabei, dem andern mit dem eigenen Ei die Spitze seines Eies einzudrücken. Dann hat man das ge„pickte" Ei gewonnen. Aus dem Eiertrüllern entwickelte sich das Murmelspiel, worauf die Kinder sich pünktlich – wie auf's Kreiseln – um Ostern herum besinnen. Vom Osterberg läßt man die Eier hinabkugeln. Der gewinnt, dessen Eier zuerst unten sind, und der möglichst viel andere beim

Herabrollen auf der Bahn in der Mulde getroffen hat. Beim Eierschieben muß man die Eier über die von zwei langen Rechenstielen gebildete Bahn hinabrollen lassen. Man veranstaltet auch ein Eierlaufen um die Wette; Sieger ist der, dessen Ei nicht vom Holzlöffel fiel, und der doch zuerst am Ziel ist.

Schön ist das Eierlaufen in der Eifel. Da kann man am zweiten Ostertage große und kleine Leute zur Moselstraße ziehen sehen. Dort ist eine Strecke von ungefähr 70 Meter Länge abgesperrt. Auf der Erde sieht man kleine Sägemehlhaufen, in denen je ein Ei steckt, auf einer geraden Linie in je ein Meter Abstand angeordnet. Es lugen nun aus 60 Häufchen 60 Eier heraus. Um diese 60 Eier entbrennt der Kampf. Zwei Jungen im Turnanzug erwarten das Startkommando. Der eine muß eine Strecke von fünf Kilometern laufen. Während dieser Zeit muß der andere ein Ei nach dem anderen in einen hochgestellten Korb bringen. Die Zuschauer, die den Läufer und den Eierleser beobachten können, ermutigen durch Winken und Rufen die Kämpfer. Wer nun zuerst seine Aufgabe erfüllt hat, ist Sieger. Er bekommt als Lohn zwei Drittel der Eier, der Besiegte ein Drittel. Der Sieger wird mit Blumen und Bändern geschmückt. Ein fröhlicher Umzug, dem sich alle anschließen, führt die Kämpfer mit Musik durch das Dorf.

Auch im Spreewald lebt dieser Brauch, nur daß eine alte Hexe den Burschen immer in der Arbeit stört, wenn er die gesammelten Eier zum Korb tragen will, der am andern Ende der Reihe steht. Aber zwei Hanswurste vertreiben als fröhliche Helfer die lästige Winterhexe, und nach dem Abschluß des Kampfes zwischen Läufer und Sammler wird sie zum Tode verurteilt. All ihre Störungsversuche werden ihr dabei von einer langen Liste vorgelesen, bis der Teufel (der finstere, feindlich gewordene Winter) sie auf einem Mistkarren davonholt, während die Dorfgemeinde zum frohen Festmahl ins Wirtshaus zieht, um Eierkuchen zu essen.

Ähnlich ist auch das Eierlesen am Ostermontag in Schwa-

ben. Das ganze Dorf nimmt teil. Schon Wochen vorher sammeln die Burschen die Eier im Dorf. Mindestens hundert müssen es sein. Im feierlichen Zug geht es auf die Festwiese. Immer zwei spielen gegeneinander, die Eierleser und die Springer. Beide haben weiße Hosen und Hemden an und um die Stirn ein weißes Band. Eine lustige Rede auf tannengeschmückter Kanzel eröffnet das Fest. Die Eier sind in bestimmtem Abstand in einer Reihe auf dem Festplatz aufgelegt. Jedes zehnte ist gefärbt und gesotten. Der Eierleser darf wohl einige Eier miteinander auflesen, aber nur eines ums andere in die Wanne werfen, die ein Bursche ihm entgegenhält. Er muß nach jedem Wurf wieder die ganze Reihe bis zum letzten Ei zurücklaufen. Unterdessen muß der Gegenspieler im Schnellauf halbwegs ins Nachbardorf eilen und ein dort aufgestelltes Fähnchen holen. Wer zuerst seine Aufgabe erfüllt hat, ist Sieger und Held des Tages. Eigentlich müßte ja immer der Läufer gewinnen, der doch dem Helden im Märchen entspricht, der das versteckte Leben aus der Ferne holt, um den Riesen zu treffen, während der Gegner durch das Auflesen hingehalten wird.

In Schlesien spielt man noch Wahlei. Auch wirft man das Ei übers Haus, daß es Segen bringt. Ein Rätsel erinnert noch daran. Ebenso vergräbt man es beim Neubau unter der Türschwelle.

Oft wurden aus den Eiern Murmel, Kugeln oder Bälle. Das oldenburgische Vorfrühlings-Kampfspiel: das Klotschießen und das Bosseln muß auch damit zusammenhängen. Die Hessen schleudern am Ostersonntag Bleikugeln an einer Kordel hoch, daß der bunte Bänderschwanz nur so fliegt, um zu sehen, wer es am höchsten und auch weitesten kann. Sie rufen dabei:

„Osterkugel, Schlauderkugel, biggelhoch!" (himmelhoch)

In der Heide aber spielt das B a l l s p i e l eine große Rolle. Am Karfreitag oder ersten Ostertag kommen alle jungen Leute auf dem Dorfanger zusammen zum Jägerball- oder Schlagballspiel, die Mädel aber zu „Ball am Tune" (am Zaune), und es geht wild dabei her. Schon Walther von der Vogelweide besingt das Ballspiel im Frühling:

„Saehe ich die Megde an der strazen bal
werfen, so kaeme uns der vogele schal.“

Da der jungen Frau der Ball nicht mehr zusteht, sagen die jungen Mädel acht Tage vor Ostern das Ballholen an und holen ihn Ostern bei der Jungverheirateten ab, oft in Form eines Nadelkissens. Sie singen dazu:

„Guten Abend, junge Frau, wir kommen hier in euer Haus
und fordern unsern Ball heraus.
Haben Sie einen Mann, so geben Sie einen Ball!
Haben Sie einen hübschen, feinen Mann,
so geben Sie einen hübschen, feinen Ball –
mit Sammet und Seide und Klingel dran;
Kiepe voll Kuchen und eine Pulle Wein,
Da woll'n wir am zweiten Ostertag recht lustig sein.“

Das Eierwettessen wird auf dem Lande mindestens ebenso wichtig genommen wie die Eierspiele, gleichfalls das gemeinsame Aufessen des Antlaß-Eies durch zwei gute Freunde und vor allem durch das junge Paar – „um sich nicht zu verlieren“. Dabei mag noch eine alte Erinnerung an das Ei als Behälter der Seele des anderen mitspielen – ebenso wohl beim „Vielliebchen“-Essen von zwei Nußkernen aus einer Schale.

Daß das Ei aber nicht nur über den letzten drei Tagen, sondern über der ganzen Osterwoche steht, zeigen uns die Eiergirlanden, die schon acht Tage vor dem Fest in den Straßen der Dorla-Dörfer aufgehängt werden.

Vom Osterhasen

Nun aber wollen wir uns mit dem Osterhasen beschäftigen, dem die Kinder in Hessen und Schwaben das haselzweigumsteckte Moosnest oder Gärtlein bauen und noch eine Rübe hineintun, damit er ihnen die Ostereier dafür legt. An sich schon ist der Hase in unserer Heimat kein unbekanntes Tier. Eine ganz besondere Bewandtnis aber hat es mit dem eierlegenden Osterhasen. Dieses Wunder ist nur damit zu erklären, daß durch das Ineinanderströmen alter Kulturen und Kulturbegriffe sich Mond und Hase brüderlich vereinten. So merk-

würdig es klingt, aber der Mond ist hier für den eierlegenden Hasen schließlich verantwortlich zu machen. Man weiß, daß zu allen Zeiten und von allen Punkten dieser Erde die dunklen Schatten im Mond als Figuren angesehen werden. Wer kennt nicht die Geschichte vom Mann im Monde, die erzählt, der Herrgott habe einen Holzsammler an einem Sonntagmorgen im Walde getroffen, und da er sich über diesen Bruch des Sonntagsfriedens geärgert habe, sei dieser arme Holzsammler vom Herrgott bestraft worden: er müsse mit seinem Bund Reisig im Monde stehen und auf den jüngsten Tag warten. Nicht unbekannt ist bei uns der Zug der Erzählung, daß der Hase dort oben auf dem einst ehrfürchtig verehrten und dann verketzerten Gestirn dem Mann im Monde Gesellschaft leistet. Andere Völker sehen im Mond ein feistes Gesicht, die Japaner behaupten, daß die Schatten im Monde ein reisstampfendes Kaninchen darstellen, die Inder sehen einen Hasen im Monde, auch in einigen Orten Deutschlands ist diese Meinung noch lebendig.

In Indien wurde einst die altindogermanische Sprache, das Sanskrit gesprochen. In ihr heißt nun aber das Wort „Mond" dasselbe wie „Hasenträger". Die Verbindung zwischen Mond und Hase ist also gegeben.

Man sagt, der Hase trägt der Ostara oder Frau Holle ihre Lichter voraus, wenn sie des Nachts über die Felder geht. Er ist das Zeichen der Fruchtbarkeit und soll als Windgeist das Getreide befruchten, wie der Volksglaube sagt. Ja, in manchen Gegenden erzählt man sich sogar heut noch, die kleinen Kinder kämen aus dem Hasenteich, wobei der Hase natürlich nichts anderes bedeuten soll, als das Sinnbild des jungen Lebens; vertraut er doch als erstes unserer heimischen Tiere seine vielen Jungen der Frühlingssonne an. Er ist durch seine Farbe und seinen schnellen Lauf zwischen den Furchen der Felder auf nicht ganz unverständliche Art Sinnbild der Erde geworden. Ein jeder weiß, daß sein Fellwechsel das Frühjahr ankündet.

In Berichten und Märchen stoßen wir nicht selten auf den Hasen, obgleich sich die älteste Chronik vom Osterhasen gründ-

lich nach Jägerlatein anhört. Aber gerade diese Lügengeschichten haben manches uralte mythologische Gut bewahrt, und außerdem ist ja dies Geschichtchen nicht der einzige Beweis für den Brauch, sich vom Osterhasen Eier bringen oder gar legen zu lassen. Da will also vor 180 Jahren der Förster Fuhrmann aus Solnhofen laut schriftlicher Beurkundung einen Hasen besessen haben, der nacheinander fünf Eier gelegt haben soll, das erste im März 1756, das zweite und dritte im März und April 1757 und das vierte und fünfte Ei („welche vier letztere ganz rund geformt gewesen") im Jahre darauf. –

Im Jahre 1508 schenkte man dem Domherrn Thomas Truchseß zu Speyer Eier und Hasen zu Ostern. 1789 heißt es in der Schweiz in einem Kinderlied, daß die Kinder dem Osterhasen zum Eierlegen ein Körbchen zurichten, und um 1775 wurde dort auch die längst gebräuchliche Redensart aufgeschrieben: „Osterhas' jagen".

Sicher hat damals also der Glaube an den Osterhasen schon bestanden. Und so wird es denn wohl mit dem ganzen Brauch bestellt gewesen sein. Er wurde oftmals verboten – wie ja auch der Paderborner Bischof das Abbrennen der Osterräder von Lügde verbot –, aber dadurch doch nicht vernichtet. Man hat nur nicht mehr viel davon geredet oder geschrieben.

Dann taucht der Hase auch als ein wunderbares Tier in einer Lügenpredigt des 15. Jahrhunderts und in Grimms Märchen von Knoist und seinen drei Söhnen auf. Es steht aber noch nicht dabei, daß dieser wunderbare Hase auch als Osterhase Eier legt.

Die Lügenpredigt von den drei schadhaften Gesellen und ihrer Hasenjagd ist eine der häufigen, im Mittelalter beliebten Predigt-Parodien und aufs Lächerliche zugeschnitten. Und so gehört sie wohl auch in die Gruppe der Ostermärlein, die die Kirche nur ungern duldete, und die das Ostergelächter auslösen sollten, in dem gewiß altheidnischer Festbrauch sich auswirkte.

Es ist nicht schwer, festzustellen, daß der Hase eigentlich eine Häsin ist, die sich ebenso schwer greifen läßt wie die Hinde. Ein siebenbürgisches Märchen berichtet von drei Brüdern, die um

die Wette lügen, der Preis aber ist ein in eine Häsin verwandeltes Mädchen. Heut noch lebt hier und da im Volksaberglauben die Furcht vor den „Hasenfrauen", vor Menschen, die sich in Hasen verwandeln könnten und als solche dann Unheil anstiften. –

Auch Professor Hüsing vertritt die Anschauung, daß die Häsin in Vogelgestalt Eier gelegt habe, ehe sie sich zur Häsin verwandelte. Der „Alraungeburt" der Märchen entspricht die Eigeburt, und Mythen und Mären wissen ja von der Geburt des Helden aus dem Ei zu berichten. Das Kinderlied – das am längsten die Mythenüberlieferung bewahrt – singt von der Häsin, die wie tot „in der Grube" liegt – gleich der Hinde.

So ist denn letzten Endes der Osterhase nichts anderes als die Walburggestalt in ihrer Verwandlung und als solche Sinnbild von Licht und Frühling.

In Tirol schenken die Paten den Kindern noch ein Patenbrot in Hasenform, und auch in Hessen bekommt jede „Boppe (Puppe) un Has" als Gebäck.

Österlicher Werbebrauch, Speise und Spiel

Gehören schon die Eier zum Werbebrauch des jungen Burschen, so klopft er auch mit der Hand, dem Hammer und anderem symbolisch fragend an, vor allem mit einem Ei im Korb als Geschenk, um die Meinung des Mädchens zu erfahren. Am Karfreitag, wenn die schwäbischen Kinder von der „Dote" (Patin) eine Brezel bekommen, malt z. B. der Bursche dem Mädel früh eine große weiße Brezel an die Scheunentür; damit wirbt er um sie. Ist aber ein Mädel unbeliebt, dann hängt man ihr wohl eine Brezel aus Stroh hin und schreibt den Vers dazu:

„Mädle, Mädle, schau,
dui Brezg, dui isch aus Schtrauh.
drum laß di's net verdrießa,
dui Brezg ka'scht du net genießa."

In der Bayrischen Ostmark führt jeder junge Mann am ersten Fastensonntag „dö Sei" (die Seine) zum Bier; dort wird zwar nicht getanzt, aber man trinkt mit seinen Sprüchen sich zu: Der Bub:

„Dirndl, i trink auf dei Lieb und Schön'
Wia d' Sunn soll's leucht'n und nimmer vergehn."

Und darauf das Dirndl:

„D' Sunn geht unta dort hinterm Berg,
i trink, mei Bua, auf dei Treu' und Stärk."

Trunk und Speise ist schon hie und da erwähnt. Am Gründonnerstag ißt man nicht nur das segenbringende Antlaßei, sondern auch ein Neunerleigericht. Im Schwäbischen gibt's die Maultaschen, die neben allerlei Kräutern den ersten frischen Spinat enthalten. In Niedersachsen ißt man die „Nägenstärke", auch in Hessen speist man ein Neunerlei, zumindest aber überall junges, grünes Gemüse, Salat, Spinat und anderes. Auch weiht man an diesem Tag oder am „Palm"sonntag allerlei Kräuter. Am Karfreitag aber gibt's meistens Fisch und in Württemberg als Gebäck die Brezel. Wiederum spielt das Ei auch an diesem Tag eine große Rolle. Zu Ostern aber macht das Eierwettessen in jeder Form die Hauptnahrung aus.

In Norddeutschland wird gleich früh auf den nüchternen Magen der Osterapfel als Sonnen- und Lebensbild gegessen, möglichst ein lange dazu ausgesuchter schöner, rotbäckiger. Dazu trinkt man einen Schluck vom frischen Osterwasser. In den pommerschen Fischerdörfern taucht man den geschälten Apfel eine Weile in die frisch gemolkene Milch, damit das Kind, das ihn ißt, von der neuen naturhaften Lebenskraft durchströmt wird. Die Ostermilch wird überhaupt von jung und alt besonders gern getrunken, denn vor Ostern mengte man den Kühen den ersten grünen Klee unter den Hafer.

Von den vielen Eierwettkämpfen, auch vom Schwertertanz, den Walburgspielen und dem Osterdoor, dem letzten Rest des alten Reigens und Laiches, habe ich schon geschrieben. Aber wer die Augen aufmacht, wird merken, daß die Kinder um diese Zeit ganz besondere Spiele beginnen: das Murmeln, das einst

mit den Eiern geschah, das Reifentreiben und Tauspringen, das auch an die „drei Sprünge" der Ostersonne erinnert, Stelzenlaufen und Kreiseltreiben und manche anderen Dinge. Sie alle sind Nachklänge alter, sinnvoller Spiele. Sogar das Wunderknäuel für die fleißigen Mädchen ist ein Sinnbild und führt wieder zum Ei zurück.

Aber auch ein anderes Wettspiel der Burschen soll unvergessen bleiben: das Tonnenreiten, eines der ältesten pommerschen Festspiele, das sich bis heute in Vorpommern und auf Rügen erhalten hat. Auf der Dorfstraße werden zwei hohe Pfosten aufgestellt, dazwischen hängt die Tonne, mit bunten Bändern und Laubgewinden bis zum Pfostenschaft geschmückt. Die Reiter stehen in Reih und Glied in etwa 200 Meter Entfernung. Jeder hat einen Knüppel in der Hand; es gilt nun, zwischen den Pfosten durchzureiten und der Tonne einen derben Schlag zu versetzen. Wer den Boden ausschlägt, ist Bodenkönig, wer die Stäbe herausschlägt, ist Stäbenkönig, und wer den letzten Rest herunterhaut, ist schließlich Tonnenkönig. Er wird bekränzt und reitet an der Spitze aller Kämpfer, ihm zur Seite reiten Boden- und Stäbenkönig. Im Dorfkrug findet sich alles Volk zusammen zu einem lustigen Festschmaus und zu Spiel und Tanz. An anderen Orten entspricht dieser Sitte die Wahl des Maikönigs durch besondere Auszeichnung beim Schießen.

Das Osterfeuer

Zum Wettkampf führt jedoch auch oft das Osterfeuer, vor allem an der Wasserkante. Schon lange vorher wird dafür gesammelt. Ein Dorf wetteifert mit dem andern. Von Haus zu Haus singen „die Jungs" ihren Vers:

„Wi sammeln to dat Osterfür,
dat lewe Stroh, dat is so dür (teuer),
hebt ji keen Stroh, dann gewt uns Teer,
dann kommt wi morgen mit 'm Teerpott her,
hebt ji keen Teer, dann gewt uns Struck (Strauch = Holz),
damit blivt ji ok noch riek (reich)."

oder:

„Wi sammelt wat to't Osterfür,
de olen Teertünn (= tonnen) sind to dür,
willt ji uns nich 'n paar Groschen geben?
Schöllt dat Fest ok mit beleben!"

Jetzt gibt schon jeder, denn „so'n Paaschfür, dat hört darto".
In ganz hartnäckigen Fällen versucht man es dann weiter mit anderen Hinweisen:

„Wi wünschen jo Dochter 'n goden Mann . . ."

Und zeigt sich ein Hausvater besonders freigebig, so muß das ausgenutzt werden:

„Hebt ji ok Heuner (Hühner), swart un witt?
Eier nehm wi ok noch mit!"

Am Gründonnerstag hat man alles zusammen; besitzt aber die Nachbargemeinde einen größeren Feuerstoß, dann heißt es weiter sammeln!
Nun beginnt der schwerste Teil und auch der schönste: Jeder Junge wünscht nichts sehnlicher, als auch einmal den Holzstoß bewachen zu dürfen, damit er nicht vorzeitig in Flammen aufgeht. Tag und Nacht steht ein Posten. In all diesen Tagen zieht der Rauch von den „Smurtfürn" der Wachen übers Feld.

Am „Husen-busen-Saterdag" kommt dann der große Augenblick! Das ganze Dorf ist versammelt, der „Vorsteher" entzündet das Feuer, die Burschen rennen mit Fackeln im Kreise um das Feuer herum und springen nachher mit den Mädeln durch die Flammen. Viel gesungen wird nicht, jeder schaut nur, wie das Feuer, die Wärme immer mehr Macht gewinnt.
Ähnlich wird in den meisten Gauen schon am Ostersonnabend das Osterfeuer abgebrannt, manchmal auf dem Kirchhof, im Schutz der Kirche. Der Judas, der Tod oder der Winter ist über die Grenze gejagt oder ins Wasser geworfen. Wo das nicht geschieht, wird er jetzt als Strohpuppe an einer langen Stange im Osterfeuer verbrannt. Schon auf den Bohusläner Felsbildern ist das Austragen und Verbrennen der Winterpuppe seit mehr als einem Jahrtausend festgehalten. Im Hessischen und in Schlesien machen sich die Kinder aus alten Blechdosen „Feuerpötte", die sie mit trocknem Holz und Teer füllen und

an einem langen Draht schwenken, während die Burschen sich gewaltige Fackeln aus langen Tannenstämmen gefertigt haben, deren dickes Ende auf dem Amboß geklopft, vorsichtig gespalten und dann mit Teer und Stroh gefüllt wird. Um Punkt 24 Uhr flackern überall auf den Höhen die Osterfeuer auf, lecken die Flammen an den Teertonnen oder den Strohpuppen hoch. Ist dann das Feuer niedergebrannt, so werden Fackeln und Feuerpötte daran entzündet und unter vielstimmigem Gesang tüchtig geschwungen. Noch im vorigen Jahrhundert lebte der Brauch des Osterfeuers auch in den süddeutschen Bergen.

In Westfalen, in Lügde, werden die mannshohen Osterräder von den Bergen gerollt, wie anderswo zur Julzeit oder im Badischen um Fasnacht. Eine lange Stange wird durch das Mittelloch des Kreuzbalkens geschoben, dann werden die vierspeichigen Räder mit Strohbüscheln sorgfältig ausgestopft. Schon mittags wurden von den streng zusammengehaltenen „Dechen" Räder und Stroh feierlich auf den Osterberg gebracht und dort bewacht. Wenn nun aber am Sonntagabend der Holzstoß unterhalb des Berges angesteckt ist und die ersten Flammen hochschlagen, wenn die Holzpuppe verbrannt ist und der erste Böllerschuß ertönt, dann wird das erste Rad durch einen aus Stahl und Stein geschlagenen Funken entzündet und rollt mit wuchtigen Schwüngen hinunter, eine sprühende feurige Bahn hinter sich lassend. So wie dieses geht Rad auf Rad unter der Musik des Osterbergchorals langsam, dann immer rascher zu Tal. Weithin springen die Funken. Sechs Räder werden nacheinander hinuntergelassen; wenn sie alle gut abgefahren und angelangt sind, kann der Bauer sich auf ein gutes Erntejahr freuen.

„Dies ist der hohe Osterberg,
auf dem die Dechen hausen;
des Abends, wenn es dunkel ist,
die Räder runtersausen —
Triumph der alten Sitte."

Wer von euch kennt nicht das Gedicht von Löns: „Über die Haide ging ich, die Haide so weit und so breit . . . .", das so recht in die Osterzeit gehört?

„Weiter ging ich über das dämmernde Land,
Hinter dem rund und rot das gute Gestirn verschwand;
Ihm gegenüber, weit hinter dem bräunlichen Bruch,
Eine glührote Flamme zum sternleeren Himmel schlug;
Vor dem nachtschwarzen Wald stieg weiß der Rauch empor,
Bis er im Abendgewölke sich langsam verlor.

Und ich stand und stand und sah nach dem Feuerschein,
Hörte der Mädchen Gejuche, der Jungkerle gellendes Schrei'n,
Und ich lachte und dachte: Der Urväter fröhliche Art
Hat sich trotz alldem mein Volk immer noch treulich bewahrt.
Immer lobt es noch nach der Vorväter schönem Brauch
Seinen Gott mit Glühglut und weißem Wirbelrauch.
Immer noch blieb es, wie es vor Urzeiten war,
Blau von Auge und Sinn, hell von Herzen und Haar.
Immer noch hielt es sich am Leibe und Geiste stark,
Immer noch blieben gesund ihm Bein und Blut und Mark.

Über die Haide ging ich, die Haide so weit und breit,
Fröhliche Worte raunte ins Ohr mir die Einsamkeit."

Mit diesem Gedicht greifen wir schon die Möglichkeit neuer Osterfestgestaltung auf. Dazu benötigen wir aber noch einen kurzen Blick auf die Geschichte des Oster- und Frühlingsfestes in Bezug auf die Zeitrechnung.

Zeitwechsel und Geschichte des Osterfestes

Aus der bisherigen Betrachtung des indogermanischen Brauchtums geht klar die Einwirkung beider Gestirne, Mond und Sonne, auf den Beginn und das Begehen der Feste hervor. Die Frühlings-Tagundnachtgleiche entscheidet im Großen, der Vollmond danach den genauen Beginn. So stellt die Frühlings-Tagundnachtgleiche (heute noch beispielsweise in Bezug auf die Rückkehr der Störche ein in der Natur klar erkennbarer Wendepunkt) eigentlich einen Weltgeburtstag dar. Es hat alte Zeitrechnungen gegeben, die dem entsprachen — daher auch die Verquickung von Osterbrauch und Neujahrsbrauch (beispielsweise im Kaukasus durch das bemalte Ei). So hat auch die frühe christliche Kirche eine Zeitlang sich die Geburt Christi um diese Zeit gedacht. Daß der Christgeburtstag erst um 325 auf den 25. Dezember festgelegt wurde, ist ja bekannt.

Ähnlich ergab sich die Notwendigkeit einer Festlegung des Passah- oder Passachfestes, über dessen Datum Streitigkeiten entstanden waren. Denn hatten die Indogermanen, also auch die Germanen, schon über eine ausgebaute Zeitrechnung auf Grund von Gestirnforschung verfügt, und führten auch die Goten z. B. ihre eigene Ära, so rechnete doch die Kirche bis 530 nur nach 15jährigen Steuerzinszeiten. Eine ausgebaute christliche Zeitrechnung schuf erst um 530 der Mönch Dionysius in seiner Ostertafel (Tabula paschalis). Da er sich aber bemühte, den vorhandenen, an die Gestirne gebundenen Mythos, der ja bald mit dem Tod und der Auferstehung Christi verbunden wurde, mit der christlichen Überlieferung in Übereinstimmung zu bringen, so hat diese Zeitrechnung ihre Fehler. So ist z. B. zu ihrem Beginn der König Herodes schon tot gewesen, abgesehen davon, daß die Erschaffung der Erde auf diese Weise auf eine Zeit angesetzt wurde, als schon längst nach dem Ausweis der Funde unsere heimische Bauernkultur bestand.
Auf dem Konzil zu Nicäa wurde also um 325 das Passahfest für alle Zukunft auf den ersten Sonntag nach Frühlingsvollmond festgelegt. Es wurde so Anlaß zu einer neuen Jahresrechnung im Mittelalter, dem „O s t e r s t i l", die das Jahr mit Ostern beginnen ließ und im Rahmen eines Jahres, da Ostern vom Mond abhing, beweglich blieb.
Die Streitigkeiten hatten wohl darin ihren Grund, daß das jüdische Passahfest, das Fest der ungesäuerten Brote und der Schlachtung des Lammes, ursprünglich auf Grund des Auszuges aus Ägypten am 14. Abib gefeiert werden sollte. Da die Juden von den benachbarten Völkern eine vom Neumond abhängige Monatsberechnung übernommen hatten, geschah dies in einer Vollmondnacht. Nun wurde das Fest aber später auf den Monat Nisau, den Frühlingsmonat, also auf den ersten Frühlingsvollmond, verlegt. So kam das Datum ungefähr der europäischen Frühlingsfestzeit nahe, was mit dazu beitrug, daß es gelang, viele jüdische und rein christliche Züge zu verdeutschen und germanisches Brauchtum einzubauen.
Feierte die frühe christliche Kirche auf Grund des Evangeliums

das Passahfest in starker Angleichung an jüdischen Sinn und Sitten, so wurden doch bald, je mehr die Bekehrung nichtjüdische Völker erfaßte, andere Gedanken hervorgehoben. Man legte mehr Gewicht auf die Brote als auf das Lamm und verglich es mit dem Leib des „Logos", das Rebenblut mit dem Geist des „Logos". Die Lehre wurde ja als Brot für die Seele der Menschen aufgefaßt. Außerdem wurde der Hauptinhalt des Festes mehr und mehr von dem Gedenken an Verfolgung, Tod und Auferstehung des Heilands durchdrungen, anklingend an iranische Mysterienspiele vom Heilbringer. Hinzu trat die starke Verbindung mit dem Mondmythos durch die Spanne von drei Tagen zwischen Grablegung und Auferstehung. Die hier vorhandenen Möglichkeiten führten zu einer immer stärkeren Verquickung mit Märchen und Mythen im Mittelalter, wie sie in den alten Passionsspielen vom 12. Jahrhundert an in Erscheinung tritt.

Ab 1200 wurde dann auch der Gründonnerstag gefeiert. Man versuchte, ihn mit einer Stelle aus dem Lukasevangelium vom wiedergrünenden, bußfertigen Sünder zu erklären. Aber bis heute spricht das Grün des Frühlings an diesem Tag mehr mit als die Erinnerung an diese Bibelstelle. So ißt man das erste grüne Gemüse; auch das „Grünwasengehen" — das Barfußlaufen über die grüne Weide — gehört hierhin. Und selbst wenn (wie einige Wissenschaftler vermuten) das „Grün" mit „grunen" = „greinen" zusammenhängen sollte, wäre dies durch den Walburggedanken und den Drachenkampf vor Ostern zu erklären und widerspräche der Bejahung des irdischen Grünens an diesem Tag durchaus nicht, da es jetzt um die Entscheidung, um die Wende geht. Es ist aber klar ersichtlich, daß an diesem Tage das grüne Gemüse und der Gang in die grüne Natur eine größere Rolle spielen als etwa das Weinen.

Die Karwoche trägt einen deutschen Namen, der von „karen" = trauern kommt und uns nach dem Vorhergegangenen schon alte Herkunft vermuten läßt. Die Fasten — das Wort ist gotischen Ursprungs — bezeichnen dem Wortsinn nach ur-

sprünglich eine Bindung an eine bestimmte Speisenordnung in durchaus bejahendem Sinn, wie wir sie ja auch im Neunerleiessen vor uns haben. Später aber wurde das Fasten mehr im Sinne des Sichenthaltens verstanden. Eine solche Fastenzeit vor Ostern wurde seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. im Orient gefeiert.

Den Freitag vor Ostern fassen wir als „Stillen Freitag" auf. An diesem Tage schweigen die Glocken — um aber ganz anderen, lärmenden Holzinstrumenten Platz zu machen: den Ratschen, die uns auch an Fasnachtsgeräte erinnern. Ebenso hat sich der *Kuckucksruf* zäh gehalten und ist sogar mit in die Kirche übernommen. Bach hat ihn in der „Kuckucksfuge" veredelt. Aber auch alle die Kuckucks- und Kiebitzlieder und das Spiel vom Kuckuck und dem Jäger gehören zum Osterfest. Der Kuckuck übernimmt an diesem Fest die Rolle des Hahnes. Daß eigentlich der Walbertbrauch um diese Zeit fällt, sagt uns Bedas Erwähnung von Hreda, der Gestalt des Rauhmonds als Vorläuferin Ostaras, das verraten uns aber auch die drei Schläge des Schmiedes, die in den ältesten Zeugnissen auf Ostern und Neujahr, vor allem aber auf Ostern deuten.

Wie diese drei Hammerschläge der Schmiede rufen um Ostern die Ratschen statt der Glocken zur Kirche und tönt drinnen das Hämmern der „Pumpermetten". Eine bayrische Zeitung schreibt dazu: „Und wer mit rechtem Herzen hinhört, der vernimmt in diesem Lärmen das uralte heidnische ‚Lenzklopfen' oder ‚Lenzhammern' unserer Vorfahren, das sich uns so erhalten hat." Der Lebenshammer des Freundgottes Thor hilft hier mit, das Leben zu wecken und zu schützen. *Das ist der eigentliche Sinn unseres Osterfestes und seines Mythos: Lebenerweckung und Lebenssieg!*

Wie die *Walbertwoche* von neun Nächten auf sieben mit dem Beschluß durch den „Hexensabbath" umgedeutet wurde, so wurde auch ihr Ende verlegt. Denn die sture Festlegung auf den 1. Mai entspricht ja nicht der Bindung an den beweglichen

Mond und das veränderliche Osterfest, ist aber durch die Verquickung mit der geschichtlichen Äbtissin Walburg verständlich. Immerhin ist dieses Fest noch in der Nähe des Osterfestes verblieben. —

Ostern im Lager



Nun wollen wir die Folgerungen für unsere eigene Feiergestaltung aus dem Gehörten ziehen. Zu unserem Osterfest gehört unbedingt das, was im alten Volkslied „Nun will der Lenz uns grüßen" anklingt: fröhliches Singen, zum erstenmal wieder weit über die grüngewordenen Felder hinausziehen — an Haselhecken mit Hängekätzchen und silbernen Weidensträuchern vorbei — und dann nach langer, dunkler Zeit wieder in leuchtenden Kleidern da draußen tanzen! Wettspiele, Lauf- und Wurfkampf sind ebenso selbstverständlich dabei wie das Reifen-, Kreisel- und Murmelspielen der Kleinen um die Osterzeit herum.

Diese Gesetzmäßigkeit ist aber nicht von ungefähr, sondern hat ihren natürlichen Grund in der Seele des germanischen Menschen, der einfach nicht untätig zusehen kann, wenn draußen das Licht sich gegen Dunkel und Sturm durchringt und die Sonne immer größere Bahnen beschreibt — da muß die Erde, da muß das Jahresrad sich wenden und rollen, und der Mensch wird in diese Bewegung mit hineingerissen, er muß auch kämpfen, laufen und das Rad oder den Kreisel (der ursprünglich rund war) drehen. Was bei uns an Osterbrauch noch heimisch ist, greifen wir auf und basteln vor allem allerlei Österliches: Nester säen wir auf Blumenuntersätze, damit wir Ostern in die frisch aufkeimende Gerste die bunten Eier setzen können, wie die Schwaben. Einen Osterkranz und einen „Palmbuschen" an

einem Fichtenstock, der oben noch grüne Zweige trägt, darunter zwei übereinandergreifende bunte Blumen- und Eierringe mit Bändern fertigen wir uns an, ferner Nester für die Osteräpfel, mit Weidenbügel und bunten Bändern gekrönt und geschmückt und viele andre Dinge: hübsche Eieruntersetzer, Kranzstäbe in Form der Werderune, farbige Eierketten usw. Hasen aus Früchten und viele andere Kunstwerke gelingen uns. Jetzt bemalen wir noch die Eier mit Sinnzeichen, Sprüchen und anderen Dingen. Am schönsten werden sie, wenn wir sie mit Kräutern und Zwiebeln färben oder mit flüssigem Wachs bemalen, dann buntmachen und wieder vom Wachs befreien, so daß die Zeichnung schön klar hervortritt. All diese Vorbereitungen füllen unsere Heimabende und die Feierabende daheim, ob wir nun Ostern zu Haus sind oder im Lager.

Aber daran wollen wir halten, daß wir dieses Fest aus der Stadt heraus wieder in die Landschaft stellen, wo uns erst richtig sein Sinn und seine Schönheit aufgehen kann. Und darum brauchen wir für die Großstädter ohne ein richtiges Heim das Osterlager. Ich will euch eins schildern:

Mit dem Jahrhunderte alten Kuckuckskanon werden wir morgens geweckt. Wir sind in einer alten Jagdhütte, nicht weit von einem See, an dem wir uns morgens waschen, wenn es auch noch kühl ist. Raus aus dem Stroh, ein Stück Dauerlauf, und dann ein ruhiger Marsch — da stehen wir schon in der Mulde. Eben ist drüben über der Wiese die Sonne aufgegangen. Heute ist Gründonnerstag. In den Gärten mögen jetzt wohl die Frauen Kohl holen für das Kohlessen oder drinnen Kräuter zusammentun für die Sieben- oder Neunkräutersuppe. Wir haben einen richtigen Sport- und Fahrtentag, denn morgen, am Freitag, soll alles still und feierlich sein.

Am Freitag wollen wir Besinnung halten, und mehr als das Erinnern an Winter und Wetternot wacht das Gedenken auf an alles Leid unseres Volkes, an seinen Sinn und seine Ursache.

Alles vergebens geopferte Blut von Kämpfen, die nicht um

Volk und Heimatboden gingen oder um ihren Erfolg verraten und betrogen wurden, steht vor unserer Seele, noch einmal Besinnung fordernd, Ernst und Einsatz. Die Führerin erzählt von dem Seelenweg unseres Volkes. Wie in ein Märchen, das doch tausenderlei wahre Gestalt bis heute birgt, führt sie uns auch in die Geschichte des Walburgbrauches, in unsere alten Mythen ein. Und alle Volkslieder, die wir noch dazu kennen, Märchen und Tanzspiele, klingen dazu auf.

Am Ostersonnabend kommen all die Mädel nach, die noch beruflich gebunden waren. Zuerst einmal müssen sie unser ganzes Gebäude kennen lernen. Sie dürfen aber nicht merken, was für geheimnisvolle Dinge drinnen gebastelt werden. In manchen Gegenden flammen dann schon die Oster- oder Judasfeuer auf. Wir warten noch damit. Wir sitzen in der Hütte und tragen zusammen, was wir an Brauchtum kennen, und suchen nach seinem Sinn für uns. Es zieht mächtig durch die Ritzen, und der Wind schlägt die noch kahlen, aber schon knospenden Zweige gegen das Dach. Da ist es doch selbstverständlich, daß wir den Kampf zwischen Sommer und Winter selbst austragen durch Spiel oder Singewettstreit, wenn wir nicht etwa den Laich von der Walburg, von des Goldschmieds Töchterlein selber tanzen oder in unserem Dorf der Winter oder Tod als Strohpuppe bis zur Grenze gejagt wird. Dann kommt langsam über Singen und Erzählen ein dunkler Klang in den Abend hinein. Aber dunkel und tief wie alles Nachsinnen vor einer echten Freude. Wir denken an ein Wort von Professor Hans Hahne:

„Als die Welle der Erlösung über Deutschland hinlief, ist es auch gewesen, als ginge eine eiserne Pflugschar durch alte, harte Erde, wendend, vernichtend zugleich und lockernd, befreiend; und zwischen zerrissenem und gestürztem Alten sproßt es aus grundfesten Wurzeln zu neuer Saat. — Die Jugend war zuvorderst am Pfluge und ihre Besten am ehesten auch beim neuen Säen, Hegen und Sichten. Und da sie „naturnahe" ist, begriff sie meist schnell wieder, was Heimat heißt, was Ahnenart und Muttersprache bedeutet, daß diese unsterblich sind, solange noch in diesem Boden Verwurzelte leben und Lebensraum haben."

Früh geht es schlafen, denn wir wollen ja auch zeitig wieder hoch sein.

Der Sonntagmorgen ist da. Eine Blockflöte spielt schöne Weisen. Keiner sagt ein Wort. Wir wandern der Ostersonne entgegen und suchen uns den Quell, der von Osten nach Westen fließt, um uns mit seinem heilsamen Wasser zu waschen. Vereinzelt begegnen uns Mädchen beim Osterwasserholen. Man darf dabei nicht sprechen, soll es der Schönheit und Gesundheit förderlich sein und kein „Plapperwasser" werden. Wir wissen, woher dieser Glaube und die tatsächliche Heilkraft des frischen Frühlingswassers kommt, das ja auch der Erde Fruchtbarkeit und Wachstum gibt, wie die Kinder den Mairegen für wachstumsfördernd halten.

Unterwegs treffen wir hier und da Gruppen von Burschen, die die Mädel durch Kanonenschläge wecken; andere versuchen, sie durch irgendwelche Späße zum Sprechen zu bringen. Wenn dann das letzte Mädel im Haus verschwunden ist, erklingen die Osterglocken. Wir aber stehen auf einem richtigen grünen Frühlingshügel, grüßen die junge Ostersonne mit Gesang und erzählen uns dabei ein fröhliches Ostermärchen, das in das befreiende Osterlachen ausklingen muß. Mit Kuckucks- und Kiebitzliedern geht es schnell heim zum geschmückten Kaffeetisch. Danach ziehen wir in einem schön geordneten Zuge in unseren hellen Festkleidern mit den bunten Miedern die Felder hoch zur Morgenfeier. Voran unsere Flötengruppe. Ein Mädel hat vielleicht sogar eine Geige. Wir stellen uns am Waldrand zum Ring und haben einen weiten Blick über das Tal.

Zuerst spielen die Geigen und Flöten, dann klingt ein Morgenlied auf und ein Spruch und Sprechchor als Dank an die Sonne. Von Frühling, Sonne und Lebenssieg spricht die Führerin. Ein nachdenkliches Wort von Arndt hat sie in den Mittelpunkt der Feier gestellt.

Das aber ist unser Schlußwort:

> Wer kann unsere Seele töten,
> Wer das junge Blut verderben,
> Ringt der Baum in Sturmesnöten,
> Rinnt der Stamm aus offenen Kerben . . .

Bodentreu, durch tausend Streben,
Enggeschlungen,
In die schwere, deutsche Erde hart gedrungen —
Quillt uns Leben, unser Leben!

Kolbenheyer

Dann klingt unser Lied „Erde schafft das Neue" in den schönen stillen Morgen hinein.

Während wir noch die neu hervorgekommenen Blumen suchen, haben heimlich ein paar Mädel die Eier versteckt. Wir haben sie schön rot angemalt, manche sind auch mit Zeichen geschmückt, vor allem mit dem Jahresstern, dem Rad und der Werderune. Ganz hinten am Ende des Waldweges, der in die Schonung führt, steht die Führerin und schwenkt ihren Arm zum Zeichen, daß der Osterhase dagewesen ist. Los, lauft! Wer die meisten Eier gefunden hat, bekommt beim Verteilen eins mehr als die Faulen! Unter Moos und Baumwurzeln alle Eier zu finden, ist nicht ganz einfach, manchmal weiß der Osterhase selber nicht mehr, wohin er sie legte. Es gibt dabei auch allerhand Ulk. Bis zum Mittagessen spielen wir Eierrollen, Eierlaufen und Wahlei, nach Möglichkeit mit der Dorfjugend.

Dann kommt das Mittagsmahl. Zu Ostern muß es Eierspeisen und junges Gemüse geben. Nachmittags gehts dann mit Musik ins Dorf. Diesmal wird es ein großer, bunter Zug, Kinder und Erwachsene, alle ziehen mit. Mittlerweile haben die Burschen schon auf der Wiese die Stange mit dem Osterkranz aufgerichtet. Der Tanz beginnt. Festkönigin ist vielfach dasselbe Mädchen, das am Vorabend die nun befreite Prinzessin oder die Walburg spielte. Wir spielen ein Märchenspiel von der befreiten Prinzessin, und unsere Jungmädel bilden die goldene Brücke, das „Osterdoor", das mit einem Kampf zwischen Himmel und Hölle oder Sonne und Mond endet. Und wie der Märchenprinz ein schönes Mädchen durch seinen Drachenkampf erlösen und aus der Hölle führen muß, so muß jetzt auch einer der Burschen die Festkönigin aus den Verschlingungen der Trojaburg befreien.

Die Trojaburg, die Spirale, ist die bildliche Darstellung der

Sonnenumläufe. Noch heute leben Tänze, deren Bewegungsformen gesetzmäßig den Lauf der Sonne und die Himmelsrichtungen aufzeigen und werden teilweise noch, so in Wisby in den Trojaburgen getanzt. Wenn die Festkönigin von dem Burschen, den sie sich von den Siegern der Wettkämpfe als König erwählte, nun aus den Windungen der Burg hinausgeführt ist, dann lösen sich diese zu einem doppelten Kreis, durch den alles fröhlich nach der übermütigen schwedischen Melodie durchjagt: „Gretel, liebes Gretelein, komm ins Karusselle, ei wie geht das schnelle." Die Kleinen vergnügen sich derweil mit Topfschlagen und Abzählspielen.

Am Abend versammeln wir uns mit dem ganzen Dorf am Osterfeuer, das in den letzten Jahren schon auf eine Anregung des Reichsnährstandes hin in allen Ortschaften abgebrannt wurde. Ein paar Lieder und Sprechchöre fügen wir in den Rahmen des Ganzen ein. Es ist schön, daß das so selbstverständlich geht aus dem Erleben der Stunde. Vom Frühling müssen unsere Worte künden, von Erde und Sonne und Saat. Den Feuersprung aber behalten wir uns vor für die Sonnenwendfeier, denn jedes Wendefeuer hat seinen besonderen Sinn und seine eigene Gestaltung.

Ganz sternhell ist der Himmel, und nun der Rauch vom Osterfeuer sich verzog und nur noch ein verglimmender Rest zurückblieb, tritt die Klarheit des Sternenhimmels recht hervor.
So klar wollen wir in den Frühling gehen, mit hellen Augen und gesammelter Kraft.

Feiern unterm Maibaum

> Dein ganzes Wesen ist ein Widerhall;
> Gesetze, die aus fernem Weltall kommen,
> erneuern sich in dir, folg' dem in Frommen,
> erfüll' sie schlicht und denk', du seist ihr Schall.
> Doch glaub' nicht, Leben sei solch leichtes Glück,
> da du die Fernen spiegelst, bricht ein Feuer
> aus deiner Seele, wirfst du ungeheuer
> Gesetze deines Seins ins All zurück.
>
> Hans Friedrich Blunck

Der Mai bringt einen derartigen Umschwung in das Leben unseres Volkes, daß wir nicht daran vorübergehen wollen. Es beginnt nicht nur die Fahrten- und Lagerzeit; es ist auch nicht nur die hohe Blütezeit der Natur, die in diesem Monat so einen ganz anderen Ton in unsere Tage bringt: Der Mai ist wie kaum ein Jahresabschnitt Sinnbild für die Gedankenwelt unseres Volkes. Das Wiedererstehen unserer Nation und die Lebenshöhe der Natur erfüllen uns beide mit großer Freude und Dank. Noch vor Wochen fiel der Schnee auf das erste Grün, fegten kalte Stürme über die wachsende Saat – und noch vor wenigen Jahren brachten die Maifeiern uns nichts als den schmerzlichsten Ausdruck von Zerrissenheit, Klassenkampf und internationaler Hetze. Am 1. Mai tritt heute nun ein ganzes Volk an, stolz darauf, eine Gemeinschaft tätiger, aufbauender Menschen zu sein, geeint von der großen Tatsache und Forderung der Arbeit, ohne die wir unser Leben als wertlos betrachten. Der Tag des Proletariats, das sich aus der Gemeinschaft ausgestoßen fühlte, wurde zum Ehrentag unserer Nation.

Unsere Gedanken kreisen an diesem Tag noch unter dem Druck des selbst erlebten Gegensatzes vorwiegend um den politischen Sinn und den Ernst der Feier.

Gerade an diesem 1. Mai ist es selbstverständlich, daß wir Jungen uns mitten hineinstellen in den Ring der Volksgemein-

schaft, in den Zusammenhang des Dorfes. Unser Ernst und unser Frohsinn soll alle mitreißen, die dem Fest einen bereitwilligen Sinn entgegenbringen!

Der Maibeginn war von jeher Volksfest

Mit der Feier des 1. Mai und vor allem mit der neuen Art der Begehung hat unsere Bewegung unbewußt etwas aufgegriffen, was in unserm Volk längst vor der Maschinenzeit und vor der Zeit des Arbeiterelends nach Ausdruck suchte.

Der 1. Mai ist ein Tag, der bei uns gefeiert sein will. Da ist der Winter überwunden, die härteste Frühlingsarbeit vorbei, und der Lenz bricht in seiner vollen Schönheit durch. Alles rüstet sich auf die hohe Maienzeit, auf die höchste Blüte. Der Mensch will aufatmen. Er sucht die Gemeinschaft. Der tüchtigste Bursche, der sich in Arbeit und Wettkampf bewährt hat, wählt sich das gewandteste und schönste Mädchen. Die ganze Jugend des Dorfes wird vom Gemeindevorsteher oder dem angesehensten Bauern gemustert, so wie heute der gemeinsame Marsch aller Schaffenden auch als eine große Musterung der Leistungskraft unseres Volkes aufgefaßt werden kann. Aller Maibrauch ist Werbung und Hochzeitsfreude, der aber noch nicht ganz Raum gegeben wird, wenn auch im Mythos, der die ältesten Sitten spiegelt, jetzt Balder Nanna gewinnt und Froh um Menglod-Gerda wirbt. Aber erst die „hohe Zeit", die Wende der Natur durfte auch den Menschen die Hochzeit bringen. Und so lautet der alte Volksspruch: „Haltet die Hände euch frei, gerade im Mai". Doch hebt jetzt die Zeit an, wo die Hinde von ihrem Liebsten aus der Grube unterm Rosenhag befreit, wo Dornröschen erweckt wird. Und das ist auch der eigentliche Beschluß des düsteren Walbertschicksals: das frohe Sichfinden, die Hochzeit mit dem jungen Jäger, der die Proben bestand.

Die Wetterlaunen des April waren die letzten Tücken, die letzten Eingriffsversuche des im Mai gänzlich bezwungenen Win-

ters. Daher ist es wohl verständlich, wenn die Dorfjungen in der letzten Nacht wie am ersten Tage dieses tollen Monats allerhand Schabernack treiben: Türen und Fensterläden aushängen, Wagen zerlegen und auf Dächern aufstellen, alten Jungfern gar Strohmänner vors Fenster stellen (z. B. Hessen) oder den unbeliebten Mädchen ihre Abneigung dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie einen Birkenzweig vor die Hundehütte tragen (Bayern). Alte Rechtsbräuche sind damit in fröhlicher Form erhalten.

In Niedersachsen, ebenso in Bayern, pflanzt der Bursche schon in der Mainacht seinem Mädel einen „Maien" vor die Kammer, ein Birkenbäumchen, oft noch mit Blumen geschmückt — heut noch wie vor tausend Jahren, wie auch die Minnesänger es so oft besangen. Aber wehe dem Mädel, das beim Erwachen einen dürren Schandmai, einen Strohmann oder Besen vorm Fenster findet — der bedeutet Schimpf und Schande und Ausschluß aus der Reihe bräutlicher Mädchen.

Uralt ist auch der Brauch des „Lehnausrufens", das immer wieder — trotz heftiger Bekämpfung — von den jungen Burschen ausgeübt wurde: Peitschenknallend zogen sie am Walbertsabend vor das Dorf, dort bestieg ihr Anführer einen Hügel oder einen Baum, daß er alle überschauen konnte und rief als erster: „Hier steh ich auf der Höhe und rufe aus das Lehen, daß es die Herren recht wohl verstehen, wem soll das sein?" Und schon wird ihm der Name eines Burschen und der eines Mädels zugerufen, bis der Schlußspruch erfolgt: „In diesem Jahre noch zur Ehe!", von Lied und Peitschenknall bekräftigt. Die so Zusammengesprochenen galten als „Mailehen" und mußten das ganze Jahr durch miteinander und mit niemand anderem zum Tanz gehen. Wie oft daraus tatsächlich ein Ehepaar wurde, verrät uns ein Prozeß aus dem Jahre 1673, in dem von einer Frau ausgesagt wurde: „Vorm Jahr uff Walpurgi sei von den anderen Knechten der Schnabels Tochter ihrem Bruder zum Lehn gegeben, woruff ihr Bruder auch Affektation zu ihr getragen, sich auch vernehmen lassen, er wollte sie heuraten."

Als Verlobungsfest tritt die Maifeier heut noch in den verschiedenen Arten von „Brautmärkten“ und „Brautbällen“ hervor, die z. B. in der Kurmark ganz an der Ordnung sind. Aber auch in Schleswig-Holstein ist die „Hastedter Nödt“ (Nußfest) ein Heiratsball, auf dem sich schon manches Paar gefunden hat. Im Osten gibt es entsprechend eine „Versteigerung“ der Schönen, die an Stelle der Auswahl durch Wettkämpfe getreten ist und nur eine andere Form des Wettstreites und der Auslese bedeutet. Eine nach der andern kommt vor der männlichen Dorfjugend „unter den Hammer“. Natürlich werden dabei ihre Nachteile und Tugenden dick unterstrichen, und der wird schon am meisten bieten, der sein Herz am stärksten an das Mädchen gehängt hat. Das Mädel aber, für das am meisten geboten wurde, gilt als Maikönigin und wird das ganze Fest über als Braut des Maikönigs angesehen. Meist wird sie ihm regelrecht angetraut.

Auch im Siegkreis findet am Walbertsabend eine Versteigerung aller ledigen Mädchen statt. Bei dieser Gelegenheit wird die Maikönigin bestimmt, das Mädel nämlich, das am höchsten im Preis steht. Den Burschen sind noch ganz bestimmte Verpflichtungen auferlegt. Zweimal wöchentlich müssen sie ihr Mailehen besuchen. In der Gegend um Hennef-Neunkirchen dürfen diese Besuche nicht länger und nicht kürzer als zwei Stunden dauern. Das Maipaar hat in der ersten Woche in einem Meter Abstand voneinander zu sitzen, in der zweiten fünfzig Zentimeter, während es in der dritten Woche straffrei ist, wenn Bursche und Mädchen näher oder ganz nah zusammensitzen. Zwei Burschen führen an den „Komm-Abenden“ eine genaue Kontrolle durch, ob alle Bestimmungen eingehalten werden. Wenn nicht, setzt es ein Strafgeld. Alle Strafgroschen und das „Steigerungsgeld“ werden Pfingsten beim Maitanz in Freibier oder in eine Maifahrt umgesetzt.

Den Sinn dieser Bräuche verstehen wir erst richtig, wenn wir uns klarmachen, daß einst der Maikönig wirklich der im Wettkampf und in allerlei Proben bewährte und erkorene Führer der Jungmannschaft war und diese auch anführte, wenn sie als

der „Frühling" des Stammes auszog, in mutiger Tat Neuland zu gewinnen.

Hahne berichtet noch von einem anderen Werbebrauch, vom Setzen des Brudsbettes" mit dem Eichenkeil darin; so wäre bestimmt noch manches andere anzuführen. Aus all den Sitten aber spricht eine starke Übereinstimmung mit den anderen Frühlingsfesten, die vielleicht ursprünglich eine Einheit darstellten. Sie alle gipfeln in der Bewährung von Mut und Kraft als Forderung an die Jugend.

So wird auch in der am Maitag feierlich eingeholten Maibraut eigentlich die Walburg reingeglüht und geprüft zum Festplatz geführt. Sie ist das Jahr selbst, das gejagt und vorgetrieben wurde, bis es alle Hüllen abwirft und geläutert ist für die hohe Zeit des Segnens und Fruchtens — für die Hochzeit. Die Hauptsache in der Walbertsnacht ist jedoch das lodernde Feuer, in dem trockenes Laub, alles Tote und Veraltete, verbrannt wird. Man sagt dabei: „Im Feuer sitzt der Tod". So kommt das Leben sieghaft zum Durchbruch.

In der Lausitz erhielt das Maifeuer im Laufe der Zeit den Namen „Hexenbrennen", im Erzgebirge heißt's das Hexenklatschen und wird durch das Klappern von Brettern krachend begleitet. Anderswo wirft man mit Klötzen, um die letzten feindlichen Frühlingsstörer zum Land hinauszujagen. Aber ein Walbertsfeuer leuchtet überall in Mitteldeutschland wie in Dithmarschen und vor kurzem auch noch im Hochgebirge an der Südgrenze des Reiches den Monat des Jubels, der Kraft und des Lichtsieges ein. In dieser Nacht sammelt sich allerorts die Jugend, so wie einst unsere Vorväter feiernd zu den Wallburgen zogen.

Treffen wir die Burschen in dieser Nacht bei ihren heimlichen Gängen und Taten, so können wir vor Sonnenaufgang auch die Mädchen hinausschleichen sehen, um heilsame Kräuter zu brechen und mit diesen zu dem taufrischen Bad in der Quelle oder auf der feuchten Wiese zu gehen, um gesund und

schön zu werden. Doch darf niemand sie dabei beobachten, sonst ist die Heilkraft dahin.

Unter derlei Spuk geht die wundersame Nacht dahin – bis Böllerschüsse den ersten Maimorgen verkünden.

Wieder geht die Jugend hinaus zum Maiwasserholen, das besonders für die Augen heilsam ist. Es ist aber auch gut, wenn man den Liebsten oder die Liebste damit bestreicht und sich damit die Füße wäscht. Selbst wir Stadtkinder stellten uns noch in den Mairegen, weil die Rede ging, daß wir dadurch groß würden.

Auch der Acker erhält eine Wasserweihe. Der ganze Maizug, geführt vom Pfingstvater, dem würdigsten Bauern des Dorfes, geht hinaus auf die Felder. Ein angelsächsischer Feldersegen ist uns über die Jahrhunderte hinweg erhalten:

„Heil Mutter Erde –
es gönne der allwaltende
ewige Herrscher,
daß die Äcker wachsen und gedeihen,
voll werden und sich kräftigen;
er gönne Garbe und des Kornes Wachstum
und der guten Gerste Wachstum,
des weißen Weizens Wachstum
und aller Erde Wachstum."

Ein deutscher Feldsegen wendet sich voll Vertrauen an Wodan, Donar und Ziu:

Wut, Dunder, Dings,
hütet die Saaten rings!
Wut, gib den Segen,
Dunder den Regen,
Dings den Schutz allerwegen.
Bei Wolf, Rab' und Schwert,
bei der ewigen Erd'
sei mein Sprüchel erhört.

Eine Zeit der Richte, der Wende ist der 1. Mai bis heute geblieben: die Zeit der Umzüge, Märkte und Gesindewechsel wie der Oktober oder November. So fanden immer in Westfalen die Umzüge durch die Hülsberger und Hager Sunderloher Mark statt, bei denen die Grenzen alljährlich neu bestätigt wurden. An jedem „Loaksteen"

(Grenzstein) gab man den Knaben etwas wie einen Ritterschlag: ein schallende Ohrfeige nämlich, damit sie sich die Grenzen nachdrücklich einprägen sollten. Ähnliche Bräuche sind aus vielen deutschen Landschaften berichtet, in Osnabrück wurden sie alle sieben Jahr wiederholt.

Das alles sind Reste des alten „Walber-Mal", und es ist bedeutsam, daß in Dithmarschen und in der Schweiz zwei Aufstände gegen Zwingherren mit der Bezahlung des Walbert-Zinses zusammenhingen. In Dithmarschen lag die Böckelsburg sogar in der „Walberaue" – vielleicht auf dem Grundriß der alten Wallburg – und in Unterwalden gab es eine Rebellion wegen der Bezahlung der „Walbertkühe". Das Spiel von der Befreiung durch die Schlauheit und den Mut der in Kornsäcken in die Zwingburg eingedrungenen Bauern und der Zerstörung der schmachbringenden Festung könnte die Maifeiern dieser Landschaften reich beleben.

Wenn auch die Tage des Walburgbrauchtums auf Grund der Kalenderverschiebung heut nicht überall mehr übereinstimmen, finden wir doch immer wieder den Abstand von neun Nächten und in den meisten Fällen das Datum des 1. Mai.

So liegt auch das Blochfest in der Schweiz neun Nächte vor dem Tag der heiligen Walburg. Der Name Blochfest stammt von dem Bloch, der an diesem Tage durch den Ort gezogen wird und ganz und gar dasselbe ist wie der Maibaum, der in manchen Gegenden gewaltige Ausmaße hat und einen eindeutigen Zubehör zum Pfingstfest und zur Sommersonnenwende darstellt (Mismosquost in Tondern, Queste im Harz usw.). Auch in Ostfriesland errichtete man den jetzigen Pfingstbaum vor kurzem noch zum 1. Mai.

Im übrigen Deutschland, z. B. in Danzig, heißt es überall, daß die Hexen zu Walpurgis um den „Walberbaum" tanzen, der als Baum des Gerichtes, als der Mittelpunkt des Fest- oder Richtplatzes – wie Eiche und Linde – einst überall vorhanden war, ob er nun nur einen Kranz oder noch dazu eine den Winter symbolisierende Puppe oder lauter schöngeschnitzte Sinnbilder trug. –

Man erzählt sich aber auch, daß die Hexen nackt zum Tanze ziehen; das mag daher kommen, daß an manchen Orten, so z. B. im Saalfeldischen zu verschiedener Zeit die Mädchen nackt einen Tanz um die Rapsfelder schritten oder im Tau der Wiesen badeten; der Volksglaube spricht ja noch heute von der heilenden und verschönernden Wirkung eines nächtlichen Bades im Maitau. Die Kirche konnte so etwas natürlich nur als Sünde auffassen; man knüpfte daher an die alten Kultstätten Sagen, daß die Tänzerinnen zur Strafe zu Stein geworden seien. Meistens hängen diese Märchen an alten heidnischen Steingruppen, die den späteren Geschlechtern wundersam unerklärlich erschienen. –

Märchen und Brauch werden heute viel mißverstanden, dem Wissenden aber sind sie deutliche Reste der alten kultischen Spiele, wie der Walburg-Laich und der Laich von der Hinde, Reste, die das Kinderspiel immer noch hütet.

Der „Bloch" (vielleicht hängt damit auch die Bezeichnung „Blocksberg" zusammen) oder der Maibaum wurde auch von den Mädchen zum Festplatz gezogen. Im Hennegau steht auf dem Gefährt sogar ein Topf mit dem Hahn, der uns ja oft im Brauchtum begegnet. Statt des Hahns oder der Henne kann aber auch eine Katze – die „behaarte" (vgl. Allerleirauh) – in einer Kiste sitzen, „in einem hölzernen Rocke", wie die Königstochter in der Schale des Baumes. Nun wissen wir auch wieder, wer hinter diesem Sinnbild verborgen ist: Frau Holle oder die Walburg. So ist uns auch das Topfschlagen erklärlich und tritt neben den Hammerschlag der Schmiede, und all die Erzählungen von den zu Katzen verwandelten Hexen sind nicht mehr so ganz unverständlich.

Das scheinbar sinnlose und mystische Gepräge aber erhielten diese letzten Reste eines uralten Spieles, weil die Denkweise der feiernden Menschen auf andere Dinge ausgerichtet war und den Ursprung des Überlieferten, das Erlebnis der Gezeiten, geringer werteten als das Wort. Da konnte Fremdes eindringen und einen dumpfen Klang in die ehemals klaren Formen

tragen. Der Wunsch aber, zu Beginn des Maimonats ein Fest zu feiern, ist im Volke nie erloschen.

Vor allem ist die Maifeier von den Zünften und den Bauern gepflegt worden. Um diese Zeit werden ja die Kühe wieder auf die Almen getrieben und mit einem geradezu feierlichen Kopfputz geschmückt, mit Laub- und Blumenkronen, glockenbehangen, oder mit großen grünumwundenen Gestellen in Form der Werderune. Und so gehören die vielen Pfingst- und Fronleichnamritte eigentlich auch zum 1. Mai. Ebenso das Treffen der Hirtenbuben, auf dem sie vor allem ihre Glocken aufeinander abstimmen und ganze Glockenspiele zusammenstellen (Baden), und das Fischerstechen an der Oder und in Rhein- und Mainfranken, alles Bräuche, die in ihrem Kern mit dem Maithing verbunden sind.

Der erste Mai als Ehrentag der deutschen Arbeit

Wiederum zeigt sich eine starke und natürliche Übereinstimmung unserer neuen Maifeier mit den alten Sitten. Über Zunft und Stand hinaus wuchs das gesamte schaffende Volk zum Träger dieses Festes. Aber Zunftbrauch und fröhlicher Wettstreit, wie der Maibaum mit den Sinnbildern des Handwerks fügen sich selbstverständlich bereichernd in den Rahmen der großen Volksgemeinschaftsfeier, die unsere Bewegung im Jahre 1933 ihrer internationalen Prägung entkleidet und zu einem Festtag für den hohen Gedanken der Arbeit und der Freude an der Natur gemacht hat.

Es gibt eine Unmenge herrlichster Stoffe für eine Feier der Arbeit. Laßt es nicht mit dem Umzug genug sein, sondern regt anschließende Feierstunden und Volksfeste von euch aus an. Selbst wenn der Maitrunk ein froher, altüberlieferter Feierbestandteil ist, muß sich ihm noch eine Fülle anderer Festfreuden an die Seite stellen, vor allem eine richtige Festwiese, über der der Maibaum thront und seine Bänder fröhlich flattern läßt.

Ich gebe hier ein paar Anregungen für die Mädel, die sich auch für die HJ. und die anderen Verbände leicht erweitern und vertiefen lassen. Sie sind zum Teil in den kleinsten Orten schon Wirklichkeit geworden.
Beim Umzug bereits können wir mitwirken. Wir können selbst einen Wagen aufbauen, der die Arbeitswelt der Frau zeigt, oder einen Weberinnenwagen und dazu die Weberlieder singen, einen Schneiderwagen mit Schneiderliedern und Schneiderspäßen, und was alles außerdem noch möglich ist. Als Hauptgrundsatz gilt uns: Wir wollen alles möglichst einfach, in wenigen klaren Farben aufbauen, natürlich und nicht überladen — alles Überflüssige vermindert die Wirkung.
In unseren Heimen und Führerinnenschulen haben wir den Tag mit einer kurzen Morgenfeier über die deutsche Arbeit begonnen. Dann haben wir alle die Übertragung aus dem Lustgarten miterlebt und am frühen Nachmittag am gewaltigen Marsch zur Festwiese teilgenommen und dort des Führers Botschaft empfangen.
Nun aber strömt alles weit auseinander und sucht in freudiger Form seiner Freude und Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Da sammelt eure Mädel und alle anderen Volksgenossen, die gern unsere Lieder, Tänze und Spiele mitsingen, mittanzen und mitspielen.
Von unserem Schaffen künden eine Werkausstellung und ein Zunftabend mit Weberliedern und dem Webertanz, mit Schneiderliedern und dem Sniedertanz, mit Bergmannsliedern, Schäferliedern, Jäger- und Bauernliedern und entsprechenden Gedichten und Sprechchören, auch mit kurzen Spielen von Spinnerinnen und Arbeiterinnen — vielleicht nach Märchen im Stegreif gestaltet —, all das zeigt unser Verständnis für die Arbeit der das Volk tragenden Stände und unsere Freude am eigenen Werk.
Der schönste Rahmen ist der Dorfplatz, die Festwiese, und der froheste Abschluß gemeinsamer Tanz. Auch Tummelspiele können die Spielfolge beleben, vielleicht auch ein Schattenspiel, z. B. nach dem Liede: „Es ließ sich ein

Bauer ein' Faltrock schneiden" oder „Es wollt ein Schneider wandern des Montags in der Fruh" (im „Zupfgeigenhansl"), ebensogut nach einem Märchen oder Erlebnis.
Ihr könnt auch einen ernsten Abend gestalten. Durch eine geeignete Reihenfolge von Vorspruch, Sprechchor, Lied, Gedicht und Zwischenworten könnt ihr das Werden und die Not der Arbeiterschaft bis zur Befreiung und Bindung an das Volksganze durch den Nationalsozialismus nacherleben lassen. Gedichte findet ihr bei Dehmel, Hermann Claudius, H. Lersch, Max Barthel, Josef Winkler, Christof Wieprecht und den nationalsozialistischen Dichtern. Und die Bergmanns-Kantate von Reinhold Heyden und Otto Wohlgemut gibt die packende Mitte. Arbeiterlieder aus unserem HJ.-Liedgut, neue Feier- und Marschlieder, aber auch die alten, erinnerungverbundenen Melodien der Kampfzeit: „Nun pfeift's von allen Dächern", „Sturm, Sturm, Sturm", „Hört ihr es grollen durch Straßen und Gassen", auch „Und wenn wir marschieren", „Wann wir schreiten Seit an Seit" und andere Lieder lassen sich einbauen. Laßt zum Schluß einen Bauern, einen Arbeiter und einen Soldaten — vielleicht dazu den Hitlerjungen, das BDM.-Mädel und den Jungvolkjungen vortreten und sprecht so die Schlußworte. Jeder einzelne Beitrag an dieser Feier aber ist durchglüht von den Worten des Führers:
„Der Mai ist gekommen. So heißt es im deutschen Liede. Und durch viele Jahrhunderte war der Tag des Maianfanges nicht nur das Symbol des Einzugs des Frühlings in die Lande, es war auch der Tag der Freude, der festlichen Stimmung und Gesinnung. Es kam eine Zeit, die diesen Tag für sich in Anspruch nahm und den Tag des werdenden Lebens und hoffnungsvoller Freude verwandelte in einen Tag des Streites und des inneren Kampfes. Heute können wir wieder mit dem alten Volkslied singen: „Der Mai ist gekommen"; unseres Volkes Erwachen ist da. Das Symbol des Klassenkampfes, des ewigen Streites und Haders, wandelt sich nun wieder zum Symbol der großen Einigung und Erhebung der Nation. Und deshalb haben wir diesen Tag der erwachenden Natur für alle kommen-

den Zeiten gewählt als Tag der Wiedergewinnung unserer eigenen Kraft und Stärke und damit auch zugleich jener schaffenden Arbeit, die keine engen Grenzen kennt, nicht gebunden ist an die Gewerkschaft, an Fabriken und Kontore, einer Arbeit, die wir überall dort anerkennen und fördern wollen, wo sie in gutem Sinne für Sein und Leben unseres Volkes geleistet wird. Es mag einer tätig sein, wo immer — er soll und darf nicht vergessen, daß sein Volksgenosse, der genau wie er seine Pflicht erfüllt, unentbehrlich ist, daß die Nation nicht besteht durch die Arbeit einer Regierung, einer bestimmten Klasse oder durch das Werk ihrer Intelligenz, sondern daß sie nur lebt durch die gemeinsame und harmonische Arbeit aller. Ehret die Arbeit, achtet den Arbeiter."

Alter Pfingstbrauch um „maias et orcum"

„Pfingsten" ist schon dem Namen nach fremder, nämlich neugriechischer Herkunft. Im germanischen Brauchtumsjahr war es nicht vorhanden. Als das Fest später bei uns eindrang, genügte der fremde Gehalt allein nicht, sondern es bedurfte einer Bereicherung durch heidnische, aus unserem Boden stammende Sitten. So sind allerlei Formen mit ihrer Bedeutung von der Maifeier auf dies neue Fest überkommen. Außerdem verknüpft Pfingsten Ostern und Mittsommer und trägt daher schon lange, wohl seit der Änderung der Zeitrechnung, Brauchtum, das mit beiden Festen verwandt ist. Heute ist es ein ausgesprochen deutsches Fest und hat seinen Sinn gerade durch das tiefe Erleben, das die Menschen um diese Zeit in unserer Landschaft haben.

Was ist nun dem Volk die Hauptsache, das Kennzeichnende an Pfingsten? Vor allem das herrliche Draußen-in-der-Sonne-sein-Können, die weißen oder farbfrohen Kleider, der Birkenstrauch am Haus, in den Wohnräumen und in der Kirche und

der Maibaum, um den getanzt wird. Und dann gibt es noch allerhand schöne, hochzeitsähnliche Bräuche in den einzelnen Dörfern. Die Ausgießung des heiligen Geistes wird bei uns als Aufleben des Menschen mit der Natur erlebt, im Zwiegespräch mit den überall spürbaren göttlichen Mächten, die so schnell diese Lebensblüte hervorsprießen lassen.

Man antwortete auf dieses Erlebnis vor allem mit den vielen Wasserbräuchen, mit Bad und Trunk und Brunnenschmückung. So gibt es in Thüringen noch Brunnenfeste, und selbst aus England, so aus Derbyshire, sind uns solche berichtet. Bei Velpen in Westfalen ist unterhalb einer vorgeschichtlichen Grabstätte eine Quelle, deren augenstärkendes Wasser man früher am Pfingstmorgen und Maiabend holte.

Im letzten Jahr trug die Jugend im alten Krug das Wasser nach der Ostmarkeneiche auf dem Tieplatz, begoß sie und gedachte der Brüder und Schwestern im Ausland, die im deutschen Volkstum wurzeln und der Heimat die Treue halten. Überall im Saargebiet schrubben und putzen die Mädchen den Dorfbrunnen und schmücken ihn mit Tannen und Birken und bunten Girlanden aus Eierschalen. Anderswo werden Blumensträuße und Kränze in den Brunnen geworfen.

Um das Wachstum anzuregen, hat man in manchen Dörfern sogar die Burschen und die jungen Mädel in den Teich getaucht. Sie wurden mit Lebensruten geschlagen, während die mit Laub und Blumen geschmückten Wachstumsgeister die alten Jungfern und Junggesellen verlachten.

Pfingsten ist eben ein Fest für die Jugend, ein Fest für das junge Leben geworden. Darum spielen auch die Eierbräuche wieder eine beachtliche Rolle. Schon einige Tage vor Pfingsten hängen die jungen Burschen oder Mädel Kränze aus Weidenzweigen über die Türdrücker. Dann wird die Tür aufgemacht, und schnell rufen sie hinein: „Bringe euch Palmen, hol Pfingsten mein Ei". Glückt es den Hausbewohnern nicht, ihnen Wasser über den Kopf zu schütten, dann müssen sie Pfingsten tatsächlich die Eier geben. Im Siegkreis und im ganzen Rheinland gehen die Burschen in der Nacht auf Pfingsten an

den Fenstern der Mädchen und an den Haustüren vorbei und singen ein Lied mit vielen langen Strophen, das so beginnt:

„Jett us och e Pengsei, (Gib uns auch ein Pfingstei)
Feierrose (feuerrote) Blümelein,
Sechs sinn us lever als zwei,
Feierrose Blümelein, wacker ist das Mägdelein."

Hat sich dann im Hause jemand bemerkbar gemacht, heißt es:

„Mi hüren och jett tuppen, (tappen)
feierrose Blümelein,
die Frau die kütt (kommt) of Schluffe (Pantoffeln),
feierrose Blümelein, wacker ist das Mägdelein."

Haben sie Eier bekommen, ziehen sie mit einem Dankvers weiter, aber den Geizkragen singen sie soviel Spottverse vor, daß denen die Ohren dröhnen. Am Pfingstsonntagnachmittag backen alle Mädchen aus dem Sammelertrag Speckeierkuchen, die dann gemeinsam mit der männlichen Dorfjugend verzehrt werden, bis der Tanz die Feier beschließt. Oft hat man aus den Eierschalen kunstvolle Kronen gearbeitet und dann am Maibaum aufgehängt.

Sinnbild des überschäumenden Lebens und zugleich wieder die frühlingsmäßige Gestalt des „wilden Mannes" (Wodans) ist auch der P f i n g s t q u a c k , der von den saarländischen Bauernburschen bei ihrem Pfingstritt auf den geschmückten Ackergäulen aus jedem Haus gerufen wird:

„Quack, quack, komm heraus,
breng a Korb voll Eier raus,
mir ens, dir ens,
den annern gar kens!"

Dabei wird jede Spende mit einem schwungvollen Rundtanz belohnt. Die Burschen in St. Ingbert aber stülpen heimlich ein mit Birkenlaub umwundenes Holzgestell am Pfingstmontag einem Buben über und setzen ihn dann auf einen Wagen, den sie unter Peitschengeknall, von den langgezogenen Tönen der Erlenrinden-Flöte begleitet, selbst durch die Straßen ziehen, vom unermüdlichen „Quack, quack" aller nachjagenden großen und kleinen Einwohner verfolgt. Auch dieser Umzug bringt ihnen reichen Ertrag an Eiern und Speck.

Zweierlei Bedeutung scheint sich im „Pfingstquack" zu vereinen: das quick- (oder quack-) lebendige und auch der Ruf des Froschkönigs, der in Thüringen noch leibhaftig zum Pfingstheischegang gehört. Nur eine andere Ausprägung desselben (uns nicht mehr unbekannten) Sinnbildes ist der Wasservogel, der in Biburg bei Augsburg, von drei Kameraden begleitet, ganz in Birkenzweige und Ginster gehüllt, auf den Sammelgängen durch den Ort geführt und dabei oftmals heimlich begossen wird. Der „Pingstkar" oder auch der längliche Pfingstkahn in der Lüneburger Heide ist ganz unter grünem Birkenlaub verborgen. Im Mansfeldischen aber treiben die „Dreckschweine" ihr Wesen, die am dritten Pfingsttage vom Läufer durch alle Pfützen bis zum Wald und dann wieder ins Dorf getrieben werden und beim Baden in den Waldpfützen ihre dicken Umhüllungen ausziehen. Auch ein Brautpaar geht in diesem Zug, Veilchen verteilend, und die Kiepenfrau, die Kinderpuppen in ihrer Kiepe trägt.

In den Grunddörfern bei Eisleben treiben weiß gekleidete Pfingstburschen die „Schwarzen" in den Wald und dort in den Sumpf. Im Mansfeldischen aber sagt man heut noch, der „wilde Mann" gehe um, und die Burschen jagen hinter ihm her, um ihn zu fangen.

Wie nun dieser „Pfingstbötel" auch im einzelnen aussehen mag — oft ist er auch der Spätaufsteher des Ortes und muß dann mit einem Birkenkranz behängt oder als Gegenbild gegen den Sommer mit einem trockenen Strohkranz sich als „Pfingstochse„ verspotten lassen —, immer gehört „der Grüne" unter die Pfingstreiter und in den Mittelpunkt des Festes. Wir erinnern uns unwillkürlich an das im Fasnachtsabschnitt erwähnte Verbot der Verkleidung in „Maias et orcum" aus dem achten Jahrhundert. Es ist anzunehmen, daß diese Verkleidung zum ursprünglichen Frühlingsfest, also auch gerade zu Pfingsten gehörte.

Im Kreis Tecklenburg, in Wersen, wird ein Junge mit Birkenreisern, Buchenzweigen, Preißelbeeren und Ginster umwunden und dann als „Pfingsteblome" durchs Dorf geführt, von zwei

Kameraden begleitet. Von allen Seiten wirft man ihnen Pfennige zu für die Pfingsteblome. Wenn aber einer fragt, auf den wandelnden grünen Berg deutend: „Wat is dorinne?" schreit alles zur Antwort: „Besoren (Pastoren) sin Koh!"

In viehzuchttreibenden Dörfern haben sich diese Bräuche besonders bei den Hirten und Hirtinnen erhalten, die ja zu Pfingsten zur Zeit des Austriebs einen neuen Jahresabschnitt in festlicher Form begehen. Zunächst ist es Sitte, daß die am Pfingsttag gemolkene Milch den Mägden gehört. In der Soester Börde wurde die zuletzt auf der Weide ankommende Magd die Pfingstbraut oder „Pfingstjuffer" genannt. Vor ihrer Tür errichteten die Burschen einen Maibaum, krönten sie dann und führten sie durchs Dorf, während die Kinder sangen:

„Pfingstbrut, fule Hut!
Wörst du'n bittken fröhr upstohn,
wört di'n bittken biäter gohn."

Aber auch die letzte Kuh nannte man die „Pfingstkau", wie den letzten Ochsen den „Pfingstochsen" und den säumigsten Burschen den „Pinkesfoß" oder „Pinkeshammel". So wetteifern denn die Kuhhirten, daß sie möglichst früh auf der Koppel sind und statt „Pfingstfuchs" Pfingst *könig* werden und den Blumenkranz gewinnen.

Diese Krone wurde um Castrop in Westfalen am Vortage aus Blumen und Grün gewunden, dort bekam sie der Erste, der „Peddenbuck" oder „Froschkönig" am Pfingstnachmittag aufgesetzt, und dann führte er sein Gefolge von Hof zu Hof. Auf allen Dielen sangen sie nachfolgenden Bittgesang:

„Gause, gause, piepe, Eier in diä Kiepe,
Eier in diän Biädelsack, dann heb wi dä ganze Wiäcken wat!
Vivat Rausenblatt, schäune Jungfrau gief us wat!
Lott us hier nit lange stoahn, wi miäut noch'n Hüsken födder goahn,
von hierhen büs noa Köln, Köln es hier ferne van,
doa kommt wi süßt nit mehre hen.
Vivat, Rausenblatt, schäune Jungfrau gief us wat!"

Nun kam die „schöne Jungfrau" und gab dem Peddenbuck Eier, die er in seinem Korb verschwinden ließ. Dann bedankte er sich mit einem „Kumpläment" und der Zug ging weiter.

Das also sind die verschiedenen Darstellungen des „wilden Mannes".

Die Maja lebt heute noch bei uns in der Maikönigin fort, in England als „queen of may" und in Frankreich als „la belle de mai" oder „la reine de mai". Sie hat entschieden mit dem Monatsnamen Mai zu tun, mit dem alten Wort „Maid", und „Maged"=Magd für Jungfrau, Mädchen. Und so ist die Walbert eigentlich nur eine bestimmte Namensprägung dieser über den ganzen indogermanischen Raum verbreiteten und verehrten Urgestalt, die auch in Indien als „maya", als „maha madja", die mächtige Mutter Buddhas, bezeugt ist, und deren Fest zeitlich immer im Zusammenhang mit dem Walbertsbrauch stand. Auch mit der heiligen Feuerzeugung, die bei uns ja heute noch in der eigentlichen Walbertzeit vor Ostern und zur Sonnenwende gefeiert wird, sind Übereinstimmungen erkennbar.

In der mythischen Frühzeit trat die Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende in das Sternbild der Jungfrau. So konnte das Himmelszeichen der Jungfrau zum Bild der Mutter des neuen Lichtes, des wiedergeborenen Sonnenkindes werden. Diese immer wiederholte Lichtgeburt erlebte jedes Haus, jede Gemeinschaft in der mit den großen Festen verbundenen Feuerzeugung, die einstmals von großer Bedeutung war. So wird uns die alte indische Überlieferung des Majakultes aus den Veden verständlich und erschließt uns zugleich weite ungeahnte Zusammenhänge. „Agni" (das Feuer), heißt es da, „der fleischgewordene Sohn des Savistri (des himmlischen Vaters), wurde empfangen und geboren von der Jungfrau Maja und hatte den Zimmermann Twasti (den Verfertiger der Swastika) zum irdischen Vater. In der Höhlung desjenigen der beiden Städtchen, das den Namen ‚die Mutter' führt, wohnt die Göttin Maja, die Verkörperung der schöpferischen Kraft, und zeugt den Sohn durch Einwirkung Vayus, des Geistes, des Windhauchs, ohne den das Feuer nicht angefacht werden kann." (Driesmann, „Mensch und Urzeit".)

In jedem neuen Lebensbeginn, in jeder Menschengeburt wieder-

holt sich dieselbe Offenbarung, das gleiche große Gesetz des ewig weiterwirkenden Lebens, wie in der Wiedergeburt des Lichtes und des Feuers. Und so führt auch der Majagedankenkreis wieder zu der Hochzeit der Menschen. Denn mit ihrem Fest war einstmals der Einzug der jungen Frau in den Hof ihres Mannes und die Entzündung des neuen Herdfeuers verbunden und auch der Schmuck durch die Birke, die als heiliger, Donar geweihter Baum den jungen Hausstand schützen und mehren sollte. Die Birke gilt ja als Blitzschutz. Schon in der Runenreihe begegnet uns die Birke (Bjark = umschlossenes, verhülltes Leben). Sie ist eine der neun Mütter Heimdalls, des Sonnenentsprossenen, eins der neun Altarhölzer und Sinnbild der Fruchtbarkeit.

Einst hat man zu Pfingsten nicht nur Maibäume und Pfingstkronen errichtet, sondern auch Lauben aus Birkenzweigen, wie es mancherorts noch zur Hochzeit üblich ist. Zumindest sind sie in dem blumengeschmückten Bogen erhalten, unter dem das Siegerpaar beim Vogelschießen einhergeht. Er gehört sonst auch noch zum sommerlichen Festzug und zum Maizug der Schwälmer Kinder. Dieser Hochzeitsbrauch ist sehr alt und hat sich bis heut z. B. in Südindien gehalten, wo die Hochzeit mit der Errichtung einer grünen Laube vor dem Hochzeitshaus beginnt.

Vom Maibaum, Wettkampf und Spiel

Der Maibaum, den wir schon auf Felszeichnungen des 2. Jahrtausends v. Chr. zwischen dem Rad und dem Schiff neben der Darstellung der Erschlagung des Winterriesen und der Einholung des Paares zu erkennen glauben (Hahne), bildet den Mittelpunkt des Festes. Er wird darüber hinaus richtig zum Sinnbild und Mittelpunkt der Gemeinschaft, die ihn in geschlossenem Zuge aus dem Wald holt, feierlich setzt und mit ihren Sinnzeichen schmückt, um sich den ganzen Sommer hindurch zu Sang und Tanz unter ihm zu versammeln. In Vechta

in Südoldenburg hängt die Einwohnerschaft einer jeden Straße zu Pfingsten einen Kranz zwischen den Häusern auf, der gemeinsam gearbeitet und von allen jungen Leuten bei seiner Errichtung mit Tänzen begrüßt wird. Ähnliche Bräuche gibt es überall.

Sie leiten, wie zu Ostern, auch schon zu den *Wettkämpfen* über. Denn es gilt nicht nur als eine Ehre, den höchsten Maibaum und den größten Kranz zu besitzen, sondern auch, den Baum des anderen Dorfes heimlich oder im offenen Ringkampf zu erobern und zu entführen. Da heißt es gut darauf achten, daß nicht mit dem Baum zugleich der Segen für Acker und Vieh davongetragen wird. Auch als *Kletterbaum*, mit Würsten und Tüchern und anderen Herrlichkeiten behangen, steht er mitten im Wettstreit.

Die Mädchen sind bei den Wettkämpfen weniger die Mitstreitenden als die Umstrittenen, die die Burschen sich erst durch ihre Leistungen erwerben können. Doch kommt auch vereinzelt ein Kampf der Mädchen vor, so das Ringlaufen und auch das „Schürzenrennen" in Oberschlesien, ein Wettlauf, der die Siegerin mit einer Schürze belohnt. Zumeist aber kämpfen die Burschen um die Maikönigin, die sie schon vorher erwählten. Weitsprung, Speerwurf, Wettlauf und Steinstoß entscheiden. Die größte Rolle spielt diesmal jedoch das *Schießen*.

Das *Schützenfest*, das *Ringreiten* und *Vogelschießen*, das heute noch meistens um Pfingsten herum gefeiert wird, gehört ursprünglich unbedingt zum Hohe-Maien-Fest. Die Burschen schießen nach dem *Vogel*, der das Wasser des Lebens geraubt hat und hütet, manchmal in Gestalt des Apfels, der leben- und jugendspendend ist. Dreimal darf der Schütze auf ihn zielen — und in den Märchen sind es oft drei Wunderdinge, die ihm zum Ziel verhelfen. Es gibt gar manche Sagen und



Märchen bei allen arischen Völkern, die irgendwie mit diesem Brauch verknüpft sind und über ihn Aufschluß geben. Der Vogel hat oft die Gestalt eines Adlers. So ist er vor allem in den nordischen Mythen gezeichnet. Anderswo ist er ein Hahn, eine Taube, wohl auch ein Papagei, weil der am ersten der sprechende Vogel im Märchen sein könnte. Betrachtet man nun die Zusammenhänge genauer, so entdeckt man, daß der Vogel nicht nur den Weg zum Begeisterungstrank, zum Lebenswasser oder -apfel, sondern auch zu einer edlen Jungfrau weist. So verbindet sich mit der Suche und dem Schuß nach dem Vogel gar häufig eine Brautfahrt.

In Norddeutschland feiern die Schulkinder noch jedes Jahr im Mai oder Juni ihr Vogelschießen mit einem Festzug, mit König und Königin, mit dem Tanz um den bändergeschmückten Maibaum und allen Pfingstsitten. Alter Festbrauch der Großen ist von der Jugend gewahrt.

In Borken im Münsterland begeht die Jugend das Tremsenfest. Die „Tremsen", drei oder vier durch Drähte verbundene Holzreifen, werden an einem Seil zwischen den Häusern aufgehängt. In ihrer Mitte schwebt der Pfingstvogel, die „Duwe" (Taube). Mit vielen Lämpchen und bunten Eierschalen wird die Tremse behängt. Nachmittags trinken die Kinder unter ihr Kaffee und gehen dann gemeinsam auf die Wiese, Blumen zu pflücken, die sie dann unter die Tremse streuen, während die Jungen ihren „Maiboom" holen, eine mit bunten Papierfackeln geschmückte Kiefer.

Auch die Tiere sind in den Wettkampf eingespannt, oft in Zusammenhang mit dem ersten Austrieb. Dabei wurde ein Wettlaufen angesetzt und das zuletzt angekommene Tier mit allerhand Kränzen und Flitter behängt und unter großem Hallo als Pfingstochse begrüßt. In Hannover (Neddenaverbergen) schmückt man die Leitkuh mit einem Birkenkranz.

Eigentlich steht auch die Tierschau, die Preiskrönung des Viehs, vor allem aber das Pferderennen, in Beziehung zum Maibrauch und zu Pfingsten. Manchmal wird es wie das

Ringreiten und Rolandreiten in Schleswig-Holstein noch um Pfingsten gefeiert.
Neben allerlei anderen Dingen kommt es bei diesen Kampfspielen darauf an, den Roland so stark zu schlagen, daß er sich möglichst oft dreht, oder am meisten Ringe von der Schnur oder vom Pfahl zu stechen.
In der Gegend um Minden ist das Kranzreiten noch lebendig. Die Reiter müssen im Galopp unter einem Bogen durchreiten und den daran befestigten Kranz herunterschlagen. Nach jeder Runde wird der Kranz höher gezogen, und die Reiter müssen sich nun schon im Sattel hochheben, um den Kranz noch zu erreichen. Das Spiel wird immer spannender, und die Zuschauer feuern die Reiter durch ihre Zurufe an. Wer von den Reitern den Kranz nicht mehr erreicht, muß ausscheiden. Endlich bleibt nur noch einer übrig. Der ist dann König und wird von den Kranzmädchen mit Blumen geschmückt. Vor dem Haus der Königin tanzt das Königspaar den Ehrentanz. Abends ist großer Reiterball, auf dem König und Königin gefeiert werden.
Bei Torgau reiten die jungen Männer im Mädelkreis herum, und das Mädel, vor dem ihr Pferd anhält, wenn die Musik aufhört, gehört ihnen für das ganze Fest.
Pfingstritte sind in ganz Deutschland üblich, vor allem in Bayern. Hier ist seit dem fünfzehnten Jahrhundert ein solcher Umritt als kirchliche Reiterprozession (Kötzting) besonders hervorgehoben worden. Die Bauern reiten zu Hunderten nach Steinbühl zur Nikolaus-Wallfahrtskirche, rufen dort die Vieh-Heiligen Wendelin und Leonhard an und bringen ihnen ihre Gaben: häufig eisengeschmiedete Tiere in Formen, die an frühe Felszeichnungen in Schweden erinnern. Nach der Rückkehr wird der tugendhafteste Bürgersohn in Kötzting durch das Behängen des rechten Armes mit dem „Tugendkränzchen" zum Pfingstkönig ernannt; er wählt sich eine Pfingstbraut, und dann findet das Fest bei Tanz und Schmaus seinen Ausklang. Auch die Fronleichnamsprozessionen, in denen in Bayern noch Maigraf, Pfingstochse und Drachen mitmarschieren und die Kinder

Lebensruten tragen, knüpfen seit dem Ende des 13. Jahrhunderts an die pfingstlichen Flurritte an, ebenso die Feldprozessionen an den Tagen der drei Eisheiligen im Mai oder am Tag nach Himmelfahrt, die vor Hagelschlag schützen sollen. Der Freitag des Umrittes heißt auch richtig „Hagelfreitag". Vielleicht geht dieser Name aber noch bis zu Hagall und Hagel zurück, dem Anfangszeichen des zweiten Runengeschlechtes, das auch zeitlich in diesen Kalenderabschnitt gehört.

Zu Beginn des Wettkampfes tanzen die Männer hier und da noch den Schwertertanz, oder die Jungmannschaft des Dorfes hat sich zur Musterung aufzustellen.

In Questenberg am Harz gibt es aber noch eine andere schöne Sitte, die gewiß früher auch anderorts üblich war: Am ersten Pfingsttagabend wird eine große Maie in die Mitte des Dorfplatzes gebracht. Die Burschen haben sie am Morgen mit vielen kleinen Maien in das Dorf geholt und errichten nun die „Lauerhütte", indem sie mit den grünen Bäumchen den ganzen Platz umsäumen. In der Nacht zum 2. Feiertag müssen die benachbarten Trothaer den Questenbergern Brot und zwei Käse bringen. Sie sprechen dazu: „Ich bin der Mann aus Trothe, ich bring die Käse mit dem Brote." Dann werden die Trothaer in Questenberg bewirtet. Sie müssen sich aber eilen, damit sie bei Sonnenaufgang wieder bei ihrem Dorf sind, sonst holen ihnen die Questenberger die beste Kuh von der Weide.

Woher stammt dieser Brauch? Ein alter Questenberger hat es einmal erzählt: Oben auf der alten Questenberger Burg lebte einst vor vielen Jahren der Ritter Knuth mit seiner Tochter Jutta, die sein einziges Kind war, das er sehr liebte. Eines Tages lief Jutta in den Wald, um Blumen zu suchen, kehrte jedoch am Abend nicht mehr zurück. Der Vater machte sich mit allen Mannen auf die Suche. Nach drei Tagen fanden sie das Kind im Wald vor einer Köhlerhütte. Es saß im Sonnenschein und wand einen Kranz aus Blumen. Sie hängte ihn an einen Stock, an dessen Ende sie Questen aus Blumen befestigt hatte, lief ihrem Vater damit entgegen und rief: „Sieh, hier hab ich dir eine schöne Queste mitgebracht!" Aus Freude darüber, daß

er seine Tochter wieder hatte, gab der Ritter ein großes Fest und ließ auf dem Berg, der der Burg gegenüber lag, die Queste aufrichten. Die Leute aus Trotha hatten aber nicht nach seiner Tochter gesucht, deshalb müssen sie den Questenbergern noch heute wegen ihrer Treulosigkeit Brot und Käse bringen. –

In der Nacht zum dritten Pfingsttag ziehen nun alle Dorfbewohner im langen Festzug zur Q u e s t e. Die Burschen ersteigen den Stamm, das Questenseil wird am Querbalken festgebunden, die Reitel werden gelöst und langsam sinkt der alte Kranz, der ein ganzes Jahr lang oben hing, zur Erde. Alte und Junge sitzen dann fröhlich „im Kranz" zusammen und ziehen erst früh um fünf Uhr ins Dorf zurück. Alle sieben oder neun Jahre wird ein neuer Stamm aufgerichtet, der am Himmelfahrtstag geschlagen werden muß und am Sonntag vor Pfingsten zur Queste hinaufgetragen wird. Ist der welke Kranz gesunken, so wird der alte Stamm umgelegt.

Darauf setzt sich der Führer der Burschen mit seiner Gefolgschaft in den Kranz und bricht das Brot der alten Jahresernte. Sauerkraut wird mit den drei Schwurfingern gegessen. Steigt dann die Sonne hoch, so begrüßt sie feierliche Blasmusik, Jubelruf und Gesang. Im Dorf schreitet die junge Mannschaft am Schulzen oder Pfarrer vorbei, holt die alten Questenfahnen und geht in gemeinsamem Zug zur Kirche, die heut mit einer Altardecke, bestickt mit dem Questenbaum, und links und rechts vom Altar mit vierspeichigen Radkränzen geschmückt ist.

Nachher begann früher ein Spiel, das sich eng an den Laich von der Hinde anlehnt: Die Geschichte von der Grafentochter Jutta wurde dargestellt; sie hat sich im tiefen Wald verlaufen, nun wird sie gesucht und befreit. Heute wird ein Köhler dazu ausgeschickt, früher war es einmal der tüchtigste Bursche des Dorfes. Er findet die Jungfrau, wie sie die Queste windet.

Am letzten Feiertag, um Mittag, wird dann der neue Stamm aufgerichtet und der neue Kranz gemeinsam um den alten Reifen gewunden und aufgehängt, wenn die Sonne am höchsten steht. Ein riesiges Rad, so hängt er da an dem hohen Stamm

mit dem Querbalken, mit drei Büscheln an den oberen drei Speichenenden geschmückt, das Zeichen des Jahreslaufes, des ewigen Werdens.

Pfingsttanz und Pfingstfeuer

Zum Pfingstnachmittag gehört froher Tanz und der Umtrunk von Met oder Bier. Unser Tanz beginnt mit dem festlichen Aufzug. Voran ziehen Kinder mit Kränzen im Haar und Blumenstecken in der Hand. Dann folgt die Maikrone, von einem der neun Sieger aus dem Wettspringen, Speerwerfen und Stein-(Kugel-)stoßen getragen. Die für den Bändertanz bestimmten Mädel und Jungen halten die bunten Bänder der Krone. Allen großen und kleinen Festteilnehmern voran geht die Maikönigin. Die Kronenstange wird gut und tief auf der Wiese eingegraben, drei Fähnchen werden an ihrem Ende eingesteckt, und nun entscheidet der Wettlauf, welche drei Burschen von den neun Auserwählten Sieger werden. Der Tanz des Mailehens beginnt, und an seinem Abschluß entscheidet die Maikönigin, welcher von den Siegern Maikönig sein soll. Dann führen beide den Bandeltanz an und eröffnen danach mit dem Nääsmarsch oder der Polonaise das allgemeine Tanzen. Aus dem großen Irrgarten, dem Labyrinth oder der Trojaburg, die die immer weiter und dann wieder enger werdenden Sonnenbogen darstellt (zwölf Bogen bis zur Mitte und zwölf Umläufe wieder heraus), leitet der gekürte König die Braut heraus. Dann wirbelt alles befreit und ausgelassen durch den weitgewordenen Kreis. Reigen und andere Tänze schließen sich an. Auch Rüpelspiele für die Jungen, Fangspiele für groß und klein und Kasperle, Zirkus, Sackhüpfen, Topfschlagen für die Kleinen sorgen für Abwechslung.

Dieser „Schwedenring" oder das „Labyrinth" umschließt wie der Ring der Wallburg die zu befreiende Jungfrau, er ist eng verbunden mit dem Reigen, dem Ring der Gemeinschaft im Laich, und nahezu in allen indogermanischen Ländern seit alter

Zeit als ein wichtiger Bestandteil des Kultes bezeugt. Bei Steigra an der Unstrut ist eine solche Trojaburg bis heute erhalten, ebenso in Wisby auf Gotland und an anderen nordischen Orten. Sie werden auch heute noch benutzt.

In die „Numburg" (Goldene Aue) soll früher bei den pfingstlichen Tänzen ein hoher Herr mit einem Bockswagen eingezogen sein. Es heißt auch in den Laichen und Reigen, er habe goldene Haare gehabt. Dieser Held besiegt den oft im Irrgarten gedachten Drachen und befreit die darin gefangene Jungfrau. Der Verschlingende, die Verschlungene und der Retter aber sind — wie wir aus den Zusammenhängen deutlich erkennen können — verschiedene Bilder des Mondes, der Zeit: der Schwarzmond wird oft als geringelter Wurm dargestellt, er ist der Verschlinger, wie der Fenriswolf bei der Götterdämmerung und die Thor verschlingende Midgartschlange. Das gefangene Mädchen aber stellt das abnehmende Licht dar; der zunehmende Mond aber wird zum golden leuchtenden oder im goldenen — bronzenen — Wagen fahrenden Sieger und Befreier. Auch der Name Nääsmarsch bestätigt diese Vermutung, denn im Dänischen und Norwegischen bedeutet „Nae" den Mondwechsel, den Neumond, also den Zeitwechsel. So sind alle diese Namen, Linien und Tänze Sinnbilder der Zeit und ihres Wandels.

Am Pfingstabend flammen an vielen Ecken unseres Reiches wieder H o l z s t ö ß e auf, zumeist am Vorabend des Festes. Sie künden vom Sieg des Lichtes über das Morsche und Alte. Im Schwabenland ist die hohe „Funkastange", kurz „Funka" genannt, feierlich aus dem Wald geholt und im Dorf errichtet. Viele Scheite sind gesammelt und werden geschickt zu einem festen Umbau um den 20 Meter hohen Tannenstamm gefügt, bis zuletzt unter stürmischem Hallo die „Funka-Hex", den Besen in der rechten, den Regenschirm in der linken Hand, an dem Stamm heraufgezogen und unter dem grünen Wipfel des Tannenbaumes angebunden wird. Dann wird der hohe Holzstoß mit Erdöl begossen, die Musik setzt mit mächtigem Trom-

melwirbel ein und am Fuße der „Funka" werden nun eingestopftes Stroh und trockenes Reisig angezündet.

Junge Burschen brennen große Fackeln an und schwingen sie in weitleuchtenden Feuerkreisen um ihre Köpfe. Böller und Feuerwerk lassen die Luft erzittern. Schon hat die Flamme die tief herabwallenden Hutbänder der Hexe ergriffen. Brennende Kleiderreste flattern auf die Menge. Jauchzer durchgellen die Luft. Die in den pulvergefüllten Hexenhut mündende Zündschnur glimmt empor, ein Donnerschlag weckt vielfaches Echo im Talgrund, die „Funka-Hex" stürzt in Fetzen auf die in lauten Freudenschreien ausbrechende Menge hernieder. Die Musik fällt mit voller Stärke ein. Beim Tanz der Jungen verglimmt die „Funka".

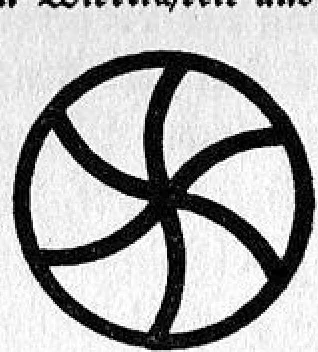
Unwillkürlich denken wir dabei an das Ende der bösen Gegenspielerin in den Märchen, die in dem für das lichte Mädchen bestimmten Feuer verbrannt wird, wenn die richtige Braut ihre Hochzeit feiert.

Pfingsten in der HJ.

Gilt der Himmelfahrtstag der vorbereitenden Führerfahrt, so ist Pfingsten für uns die Zeit der Ring- und Unterbannlager, der großen Treffen. Eine schöne Morgenfeier im Freien, der Gang über die Felder, Wettkämpfe, Maibaum, Umzug, Tanz und Spiel haben wir in den Rahmen unseres Lagers eingefügt, den wir des Nachmittags so weit spannen, daß das ganze gastgebende Dorf mit uns feiern kann. Zum Abschluß brennen wir ein großes Lagerfeuer ab und stellen uns unsere Losung zu froher Arbeit für den Entscheidungskampf unserer körperlichen Leistung am Tag der Sommersonnenwende.

Sommersonnenwende — das Fest der deutschen Jugend

Sonnenwende ist mehr als Holzfeuer und Liedersang und eine durchfeierte Nacht. Sonnenwende ist das Besinnen auf den großen Rhythmus der Natur, der im Kreislauf des Jahres wie im Leben des Menschen immer wieder das ewige Gesetz des Stirb und Werde erfüllt, der aus der Nacht den Tag schafft und aus dem Tag die Nacht, der Leben und Tod und Tod und Leben in eine unendliche Kette spannt und mit ihnen dem geheimnisvollen Sinn der Schöpfung dient. Sonnenwende — das ist die stille Stunde der Selbstbesinnung des Menschen, in der er seine Verbundenheit mit dem großen Kreislauf der ewigen Natur spürt und in der Weihe der grünen Sommernächte über die Grenzen seines Ichs zum Thron des ewigen Gottes hinaufsieht, dem die Menschen und Völker wie die Sonnen und Sterne gehorchen. Machen wir die Seele unseres Volkes wieder frei, damit sie den Rhythmus der Welt und die Stimme unseres Blutes endlich wieder zu hören lernt. Dann wird dem Sommer in der Natur auch der große Mittag unseres Volkes, dann wird dem neuen Sprossen und Keimen dieses Frühjahrs auch die Reife der Sommerzeit folgen, aus der die Früchte kommen. Und dann ist Sonnenwende nicht Besinnung nur, nicht Traum und Ahnung, sondern Wirklichkeit und Tat. Dr. Walter Groß



Die Sonnenwende — eine politische Feier

An dem Hochpunkte des Jahresringes, wo das Zeichen mit den T-förmig weit auseinandergebreiteten Armen steht, feiern wir die Sonnenwende als ein politisches Fest, nicht nur als schönsten Sommertag der Natur.

Zwar erlebt sie jetzt ihre „Hochzeit", und die alten Bauernsprüche sagen uns, daß mit ihr zusammen früher die Menschen

und in den Mythen die Götter ihr Hochzeitsfest feierten, aber es steht auch ein dunklerer Ton über diesen Tagen. Schließt doch jetzt die Zeit des Wachsens von Licht und Pflanzen ab und die des Fruchttragens und der Reife beginnt: Herbst, Winter und Tod künden sich an. So gehört auch zur Sonnenwendzeit die Geschichte von der Totenhochzeit, von Brunhild und Siegfried, von Balder und Nanna, von Helgi und Sigrun. Kamen bei diesem großen Halbjahrestag unsere bäuerlichen Ahnen von weither zum Thing zusammen, dann brannte auch das Totenfeuer für den gefallenen Führer; zweifach heilig wurde der Brand.

Soll uns das furchtsam machen? Nein! Hellen Blickes gehen wir in das Dunkel hinein, weil wir es nicht als das Ende betrachten, nicht als den ewigen Feind von Leben und Licht, sondern geradezu als Wegbereiter von Leben und Licht, als unumstößlichen Abschnitt einer sinnvollen größeren Ordnung. Das Jahresrad ist uns Gesetz, ist uns Sterben und Werden, alles in allem: heilige Offenbarung letzten Lebenssinnes.

Kampf beginnt, der Kraft verlangt und Opfer fordert. Wir stellen uns dieser Forderung wie jede gesunde Jugend, innerlich bereit, gehärtet und geläutert durch das Wissen um Not und Aufgabe, aber furchtlos und stolz als Diener am Leben des Volkes. *Wir erwarten am Feuer den Befehl zum Einsatz.* Kundgebung unseres höchsten politischen Willens ist diese Feier.

Wir erbringen den Beweis unserer Einsatzbereitschaft und der körperlichen Leistungsfähigkeit in Wettkampf und Bewegungsspiel — ganz wie unseren Ahnen Kampfspiel und Rennen im Wettstreit der Jugend als Zeichen des treuen Gedenkens ein selbstverständlicher Bestandteil dieses großen Things und der Totenfeier war.

So bekennen wir uns an der hohen Wende des Jahres zum Dienst am Leben, an der Kraft und Gesundheit unseres Volkes. Wir beschwören in pflichtbewußter Bejahung des Körpers

und unserer Rasse die Wende herauf gegenüber allen leben- und körperverneinenden Gedanken, die den Lebenswillen des Volkes überlagerten und bedrängten. Wir geloben Kampf allen äußeren und inneren Feinden, die unseren Daseinswillen und die Erfüllung der uns kraft unserer besonderen Art und Begabung gestellten heiligen Aufgaben bedrohen.

Das deutsche Volk hat das gefahrvollste Dunkel seiner Not durchschritten. Aus Zerfahrenheit und Zersplitterung wächst es zu immer stärkerer Einheit und steht geschlossen hinter seinem Führer, der uns die Schicksalswende brachte und eine große Zukunft in Ehre und Schaffenskraft verheißt.

Aus der Feier der kleinen Gemeinschaft der Dörfer und Bünde ist das große Fest der gesamten deutschen Jugend geworden. Die Sonnenwende war von jeher schon ein Fest der Sichtung des Vergangenen, richtunggebend für das künftige Geschehen, ein Abschluß mit dem Gewesenen und neuer Beginn mit ernster Forderung an jeden einzelnen. Heute ist sie uns erst recht eine Feier, Rechenschaft und Verpflichtung, der Ordnung und Einordnung, die wir unserem Führer geloben.

Wir gedenken in dieser heiligen Nacht all derer, die uns den Boden bereiteten, aller, die unseres Blutes sind und getrennt von der Heimat für ihr Volk als treue Vorposten kämpfen und leiden.

Es ist nicht unser Leben, das wir tragen;
dein Herz ist Erbe und dein Wort ist Lehn.
Das Volk, aus dem wir, Funken, aufgeschlagen,
ist eins, ein Sinn, ein brennendes Geschehn.
Geist oder Geister, die uns hier beschworen,
gebieten Weg und Opfer vorm Vergehn
und Werk fürs Land, aus dem wir aufgeboren!
Unser das Los: Mit ihm, ein Leib, zu stehn!

Blunck

Vergangenheit und Zukunft reichen sich in uns die Hand. Wir sind das Bindeglied, von dessen Stärke und Treue das künftige Geschick unseres Volkes abhängt. Wir sind uns dieser Verantwortung dankbar und stolz bewußt und geloben, den Geist unse-

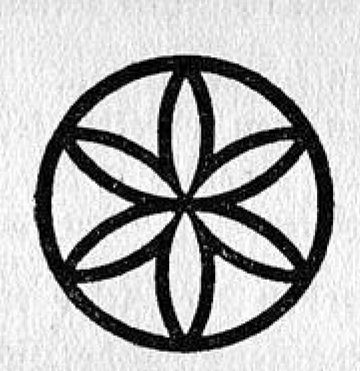
rer Bereitschaft, unsere tiefe Erkenntnis der Notwendigkeit unseres Volkslebens an die weiterzureichen, die uns nachfolgen werden.

O seid gesegnet, Vergangene, die ihr uns dieses geschenkt!
O seid gesegnet, Kommende! Leben in unsres gesenkt,
Feuer aus unserer Glut, unserer Asche Saat,
Wenn unser Herz in euch schlägt,
Wenn diese Erde euch trägt,
O vergesset dann nie,
Die euch erlösten — und sie:
Nie das vergossene Blut! Nie die befreiende Tat!

Agnes Miegel

So stehen mit uns in dieser Nacht der Wende alle Menschen deutschen Blutes, die jemals für uns kämpften, die in die Gegenwart ragen und die aus undurchdringlicher, verheißungsvoller Zukunft zu uns hinüberreichen, am lodernden Feuer.

Brand brennt vom Brande, bis er verbrannt ist,
Feuer fängt Leben aus Feuers Samen —
Auch der Mensch gibt den Funken dem Menschen weiter,
Volkes Lohe erlösche nie! W. Schultz nach der Edda



Mythos und Spiel um die Sonnenwende

Wer von uns Jungen Jahr für Jahr am Sonnenwendfeuer steht, der denkt auch an den Mythos von Balder, dem Guten, der den Frieden der Götter und Menschen will, einen Frieden der Ehre, der Kraft und der Gerechtigkeit. Aber sein Bruder heißt Streit (Höd) und sendet den Liebling der Götter blindlings, ohne es zu wollen, angestiftet vom Unheilträger Loki, ins Reich der Hel. Zwar reitet der Ase Hermöd (Höd selbst?) ihm nach, aber der Weg des Lebendigen ist weiter als der des Toten, der schon vor den neun Nächten dorthin gelangte. Im Reich

der Hel, jenseits der Brücke, die es mit Midgart und Asgard verbindet, sitzt Balder im Hochsitz, gegenüber der Hausherrin im Saale der Hel. Sie aber will Balder nur unter der einen Bedingung wieder freigeben, daß alle Dinge der Erde den Lichten beweinen. Es klagen die Wellentöchter, weinen die Wolken und die bereiften Steine, klagen Götter und Menschen. Nur die Riesin Thökk (d. h. Dank, eigentlich Undank) läßt sich nicht erweichen, und Balder muß bei Hel bleiben, bis das geheimnisvolle Wort Kraft gewinnt, das Odin dem Toten ins Ohr sagte, als er auf dem Scheiterhaufen lag. Sein Richt- und Schlichtamt, das er in Breidablick = Breitglanz ausübte, „in jenem Land, wo ich liegen weiß die wenigsten Untatstäbe", führt er drunten fort als Richter über die Toten, bis die Weissagung der Wölwa, der Seherin, sich erfüllt, die von der neuen Welt nach dem Untergang in der Götterdämmerung kündet:

Aufsteigen seh ich / zum andern Male
Land aus Fluten / frisch ergrünend:
Fälle schäumen / es schwebt der Aar,
der auf den Felsen / Fische weidet.

Unbesät werden / Äcker tragen;
Böses versäumt man / Balder kehrt heim;
Höd und Balder / hausen in Walhall,
froh die Walgötter — / Wißt ihr noch mehr?

Wie im Hollerland werden die Äcker tragen, wird das Land frisch ergrünen. Der Frühling kündet sich an in der Botschaft der Wölwa. Im Frühling kehrt Balder zurück.

So wurde auch nach der Fritjofsage im Frühjahr das Balderfest am Sognefjord begangen, während zu Mittsommer die Kampfspiele stattfanden — so wie einst die Götter am Todestag der Asen in frohem Wettstreit nach Balder schossen, bis der Unverletzliche durch Lokis List mit dem Mistelzweig aus dem Westen tödlich getroffen wurde, der allein nach den düsteren Träumen des Gottes der Mutter Frigg nicht den Eid geleistet, Balder zu schonen. Hier aus dem Westen muß auch der Rächer des Gottes erstehen: Wali, der Sohn der Rind, der solange als Bärenhäuter ungewaschen und ungekämmt heran-

wächst, bis er die Rache vollzieht. — Ähnlich war es auch Brauch bei den Chatten.

Der Westen hat mehrfache Bedeutung im Mythos des Balder. Denn dort versinkt nicht nur die Sonne, dort geht auch der Frühlingsvollmond auf, der den neuen Lenz bringt; so erfolgt von dorther auch die Rückkehr des Toten. Im Westen aber liegt auch das Forsitesland der Friesen, das jetzt Helgoland heißt und einst einen heiligen Hain trug, in dem man nichts berühren durfte, so wie auch im Balderheiligtum am Sognefjord weder Menschen noch Vieh ein Leid geschehen durfte. Auch barg die Insel einen Born, aus dem man schweigend trinken mußte.

Schon die gleiche Bezeichnung der Insel nach Forseti und Helgi führt uns zu neuen Zusammenhängen. Forseti wird in der späteren Edda als Sohn des Balder bezeichnet. Von Balder heißt es:

„Ein anderer Sohn Odins ist Balder, von dem ist viel Gutes zu berichten: Er ist ungemein gut und alle loben ihn; er ist so schön von Angesicht und so hell, daß ein Leuchten von ihm ausgeht, und es gibt eine Pflanze, die ist so weiß, daß sie mit Balders Braue verglichen wird, die weißeste aller Pflanzen. Danach kannst du seine Schönheit an Haar und Leib ermessen; er ist der Klügste der Asen, redet am schönsten und ist sehr hilfreich, aber es gehört zu seinem Wesen, daß keiner seiner Urteilssprüche Bestand haben kann."

Und von Forseti wird geschrieben:

„Forseti heißt ein Sohn des Balder und Nanna, der Tochter des Nep. Er besitzt im Himmel den Saal, der Glitnir heißt. Alle, die mit schwierigen Rechtsfällen zu ihm kommen, gehen versühnt wieder weg. Dort ist die beste Gerichtsstätte unter Göttern und Menschen."

Da Balders Schlichten und Forsetis Tätigkeit einander ganz entsprechen, so wird unter Forseti wohl Balder selbst als Vorsitzer im Gericht zu verstehen sein. Darum mußte Odin erst einen Rächer für Balder zeugen, weil er keinen Sohn hinterließ, der diese Aufgabe erfüllen konnte. (Näheres darüber bei Prof. Dr. Wolfgang Schultz, „Balder", in den NS.-Monatsheften Nr. 59.)

Noch andere Beziehungen sind erkennbar, die zu S i e g f r i e d und T h o r führen. Den reinen Siegfried wie den Eidgott

Thor trifft der Vorwurf des Eidbruchs wider Willen; Thors Kampf mit den riesischen Feinden Asgards und Midgards und Siegfrieds Drachentötung bringen beiden Heil und Unheil: Thor muß wie ein Meineidiger durch die Ströme waten, und Siegfried wird hinterrücks von Hagen, dem Einäugigen, mit dem Speer durchbohrt, wie Balder mit dem Mistelgeschoß und Helgi im Fesselhain mit dem Speer, den sein Bruder Dag von Odin, dem Einäugigen, erhielt. Eigentlich sind alle drei unverletzlich. Aber wie Frigga sich von Loki das Geheimnis von der Mistel entlocken läßt, so verrät Krimhild-Gudrun an Hagen die Verletzbarkeit ihres Mannes. Die Jagd der Nibelungen und der Wettkampf der Götter nehmen dasselbe traurige Ende. Und wie Nanna ihren Gatten Balder in den Tod begleitet, besteigt Brunhild Siegfrieds Scheiterhaufen und folgt ihm zur Hel. Ebenso endet Krimhild — die Gegenspielerin Brunhilds und doch ihre Entsprechung — im Feuer, das sie selber heraufbeschwor. Auch Helgi und Sigrun sehen sich nach dem Tode wieder. Gute Botschaft bringt der Held aus dem Reich der Hel: „Keiner singe uns Klagelieder, sieht er die Brust auch durchbohrt vom Speere". An anderer Stelle wird uns berichtet, wie Sigrun ihrem Gatten Helgi in den Totenhügel folgt. Ähnliche Züge klingen in vielen Märchen, in der Leonorenballade Bürgers und in den Liedern vom toten und wiederkehrenden Freier an.

Eine Beziehung finden wir gleichfalls zu König Frodi, dem sagenhaften Friedenskönig von Dänemark, der klug und gerecht ist wie Balder und der weitblickende und gerechte Gesetze erläßt. Er gleicht in seiner Klugheit auch Freyr, der mit Beinamen Frodi heißt. Auf die Zusammenhänge zwischen Freyr und Helgi ist schon an anderer Stelle hingewiesen.

Hier verdichtet sich das Bild zu einer großen Wesens- und Geschehniseinheit, die nur verschiedene Namensprägungen und Beifügungen erhielt. Der uralte und immer gültige Mythos von der Verwundung und dem Versinken des Lichtes, von der winterlichen Grabruhe und der Wiederer-

stehung im Frühling hat in all diesen Namen gleiche Gestalt gewonnen.

Auf Grund des Berichtes von Tacitus über die Semnonen und auf Grund der Schilderungen in der Edda können wir ein großes Balder- oder Helgispiel als alten Brauch zur Sonnenwende vermuten. Reste davon sind selbst heute noch vorhanden. So berichtet Hans Hahne von einem Spiel, daß das Johannis-Vogelschießen im Solling einleitet. Ein unbescholtener Bursch wird durch einen blinden Schuß scheinbar getötet und durch einen Salzkuchen wieder zum Leben erweckt. Drei Teile des Spiels sind durch die Eddaschilderung deutlich erkennbar: die Sorge, die Balders Träume auslösen, der Eid aller Dinge, das frohe Wettschießen auf dem Thingplatz, Lokis Anschlag und Balders Tod im ersten Teil. Der zweite Abschnitt: die Bestattung, die Abfahrt des Totenschiffes, Thors Zorn und Nannas Schmerz erinnern an die großen Wandbilder, mit denen Olaf Pfau sich um 985 auf Island sein neues Haus schmücken ließ.

Noch eins umfaßt dieser zweite Teil, das die Verbindung zwischen Hochzeit und Totenfeier erhellt: Thor, mit dessen Hammer sonst die Braut geweiht und gesegnet wird, weiht auch mit Mjollnir den Scheiterhaufen für Balder und Nanna. Der dritte Abschnitt aber handelt von Hermods Helritt, von der Klage aller Welt und dem Undank der Riesin.

Aber noch ein anderes Kultspiel gehört zu diesem Fest des Feuersprunges: Das Brünhildspiel, die Verfolgung und Befreiung der Hinde. Der Hüter der Ordnung, der Allwaltende, verfolgt die ungehorsame Tochter, die ihrem Liebsten den Sieg gab und ihn dem hinter dem anderen Gegner verborgenen Vater entzog, entgegen dem Auftrag des Gottes. Er fesselt sie an Armen und Füßen, schichtet den Holzstoß um sie und schläfert die Unbotmäßige in der Waberlohe oder hinter der Dornhecke ein, bis der, um den sie leidet, zur Sonnenwende die Hecke oder die Lohe zerteilt, die Fesseln zerschneidet und sie durch die Flammen, menschgeworden, ins Leben, zur

Hochzeit, zurückträgt. Im Laich von der Hinde, im Volkslied vom Jäger, der in sein Horn blies und das Mädchen fing, sind die Reste des mythischen Spieles auf uns überkommen. Darum gehört dieser Laich auch ans Sonnwendfeuer, verbindet sich doch gerade in der Gestalt der Brunhild, der Hinde, Hochzeit und Totenhochzeit mit dem Feuer.

Von hier aus wird es uns auch erklärlich, warum man Rosen ins Johannisfeuer wirft: sie entsprechen ja den Flammen auf Hindarfjell. Ebenso wirft man auch unter allerlei anderen Kräutern: dem hellgoldblühenden, heilbringenden Johanniskraut, dem unsichtbarmachenden und in der Wendenacht samenwerfenden Rainfarn und sechs anderen (so daß sich die Neunzahl ergibt!) echte Kamille, die „Baldurbraue", in die Flammen. Man windet die Kamille auch in die Büschel und Kränze als frühlingverheißendes Lebenszeichen Balders, das auch als Liebesorakel gilt.

Allerhand andere Gedanken hängen noch an diesen Wunderkräutern der Johannisnacht und Sonnenwende: Jetzt blüht auch die „blaue Blume", die Zauberblume auf, die der Schlüssel ist zu der Mauer oder Hecke, die die verwunschene Königstochter verbirgt, und eigentlich erst das Durchschreiten der Lohe möglich macht. Im Riesengebirge hütet Rübenzagel (fälschlich Rübezahl genannt), der langbärtige „Herr Johannis", die gefangene Jungfrau (Emma) und züchtet die Zauberpflanzen. Er ist eigentlich aber der Alraun und zugleich der Gehängte (vgl. die Rübezahlsagen) und führt also wieder zu Odin zurück. Auch die Springwurzelsagen des Harzes gehören in diese Zeit. In Ostpreußen sagt man, das Farnkraut trage in dieser Nacht goldene Sternblumen; wer sie aufblühen sieht, erfahre von allen vergrabenen Schätzen. Dort sind überhaupt die Neunkräuterbräuche noch sehr ausgeprägt. Die Zusammenstellung ist zwar oft etwas verschieden, aber überall holen Mädchen und Frauen die Kräuter vor Sonnenaufgang, um Mitternacht oder vor Sonnenuntergang schweigend vom Feld und hängen dann die Kräuterbüschel zu Hause auf, um im Winter heilsamen Tee daraus zu brühen. Meist pflücken sie: Beifuß,

Hahnenfuß, Thymian und Raute, auch Knabenkraut, Kamille und Schafgarbe, Skabiose und Farnkraut.

Die Mädchen winden sich Kränze daraus und werfen sie rückwärts an einen Baum. So viele Male der Kranz sich nicht im Astwerk verhängt und wieder herunterfällt, so viel Jahre müssen sie noch auf die Heirat warten. Sie legen die Kränze auch unter ihr Kopfkissen, um etwas Schönes und Zukunftverheißendes zu träumen.

Alte Bräuche um Sonnwend-Johannis

Wieder steht der Baum — vor allem in Gestalt der T-Rune — mit Kränzen und Sträußen behangen im Mittelpunkt von Fest und Tanz und Feuer. Die schwedischen Mittsommerstangen, die Mismosquost in Tondern und andere können uns zu neuem Gestaltungsreichtum anregen. Zu Tondern wird der Baum mit Brennesseln umwunden, dem Wunderkraut aus den Märchen, in Schweden mit Hartheu-Johanniskraut. Die im Haus aufgehängten „Johanniskränze" schützen vor Feuer und Blitz. Von den lebenden Bäumen versammelt jetzt die blühende Linde zumeist die Jugend zu Zwiesprache und Tanz. Im Salzburgischen taucht auch noch einmal der Stecken auf: Die blumenumwundenen Prangstangen werden feierlich über die Äcker getragen und dann bis zum neuen Umzug am Erntefest in der Kirche aufbewahrt. Mit weitausgebreiteten Armen, in der Runenform des Tuisto, hängt wieder an manchen Orten die Strohpuppe am Sonnwendbaum über dem Holzstoß, eine bildhaft gewordene Rune, die auch im Zeichen des Sommergestirns, im Krebs mit den zwei voneinander gekehrten Spiralen ♈ als Sinnbild der Wende festgehalten ist.

Im Norden wird statt der Strohpuppe auch ein roter Hahn, der Fruchtbarkeit spendende Kornhahn, über den reifenden Feldern aufgepflanzt und verbrannt. Das Hahnenschlagen und das Vogelwerfen sind überhaupt Spiele der Mittsommerzeit, die

noch mit dem Vogelschießen in Verbindung stehen. So werfen die Mädel in Werl in Westfalen zu Johannis mit Stöcken nach einem auf der Stange befestigten hölzernen Vogel, und die Siegerin gewinnt ein Tuch — ursprünglich einen Brautschleier.

Das Bad im Tau und das Schmücken der Quellen gehören auch wieder zum Sonnwendbrauch. In Popperode bei Mühlhausen werfen die Mädchen einen aus Blumen gewundenen Stern in die Quelle. Weiter nach Osten zu legen Burschen und Mädel von den gegenüberliegenden Ufern des Flusses ihren Kranz mit flammendem Licht auf die Wellen. Die beiden, deren Kränze sich noch mit brennendem Licht begegnen, glauben, daß sie füreinander bestimmt sind und ein Paar werden.

In Köln feierte man noch um 1330 in der Johannisnacht das sogenannte Reinigungsfest. Da badeten Frauen und Mädchen im Rhein, zumindest aber benetzten sie sich unter allerlei Segenssprüchen Hände und Arme mit Wasser. Natürlich mußte das Bad vor Sonnenaufgang vor sich gehen. Die Sonne wurde dann mit Jubel begrüßt. Heut noch wird der Sonnenaufgang am längsten Tag des Jahres im alten Steinheiligtum zu Stonehenge in England feierlich begangen.

Auch allerhand besondere Speise ist mit dem Wendefeuer verbunden: Sternkuchen, Kranz- und Radkuchen, sowie Salzkuchen werden gereicht, und der Erinnerungstrunk, die Minne, wird nicht vergessen.

Die bedeutsamsten Bräuche sind jedoch an das Feuer gebunden, das um den Mittsommerbaum aufgeschichtet wird.

> „Feuer ist das Beste dem Volke der Menschen
> und der Anblick der Sonne,
> heile Knochen, kann man sie haben,
> und ein Leben schandenlos",

sagt die Edda. Das Sonnwendfeuer lodert als Holzstoß auf, sprüht als glühende Scheibe zu Tal und kreist über den Köpfen beim Fackel-

schwingen und Fackeltanz. Auch Brandfässer werden geschleudert und brennende Besen. Stroh- und lumpenumwickelte Räder rollen in Süddeutschland, Schlesien und am Rhein von den Bergen und schließlich in den Fluß oder See, wie auch das leuchtende Sonnenrad am Ende seines Weges ins Meer versinkt, um sich daraus in neuer Schöne am Morgen wieder zu erheben.

Mit jedem rollenden Rad geht ein Segenswunsch, eine Ehrung für das geliebte Mädel oder für einen angesehenen Bauern und Bürger, aber auch wohl ein wahrer Richtspruch, ein hartes Urteil talab. Der Richtbrauch gehört zum läuternden Feuer, das allen Reinheit und Kraft gibt, die es durchschreiten: dem springenden Burschen und dem durch die letzte Glut getriebenen Vieh. Das Paar aber, das gemeinsam wie Siegfried und Brunhild durch die Flammen springt, wird zusammengeglüht und weiß nun, daß es einander versprochen ist.

Alle Herdfeuer sind um die Wende gelöscht und werden neu, wie vor Urzeiten, durch Reiben oder mit einem mitgebrachten Scheit oder einem Nußzweig am großen Feuer entzündet. Mancherorts gehen die Jungen mit Feuerresten von Haus zu Haus und geben sie gegen Gaben ab, so wie sie auch vorher die Scheite sammeln:

„Gebt mer a kleine Beisteuer
zu dem großen Hausfeuer."

In Ostpreußen wird das Feuer durch das Drehen eines Rades auf einem eichenen Pfahl entfacht, und jeder trägt einen Brand vom Pfahl in den häuslichen Herd.

Noch die restlichen angekohlten Holzstücke werden als Ackerkreuze auf die Felder getragen.

Natürlich gehört auch Tanz und Lied zum Johannisfeuer, gerade zu diesem Brand in der warmen Sommernacht, wo man noch so gut am verglimmenden Feuer alte Sagen erzählen und Balladen singen kann: die von Wieland und die von Siegfrieds Ritt durch die Lohe, die vor kurzem noch auf den Färöern getanzt wurde. Auch der Vierleutetanz, vor allem Fackeltänze, Männertänze, sind alter Sonnwendbrauch. Otto Schmidt schreibt einmal:

„Wir haben alle erlebt, welch ungeheure Kraft von dem Symbol des Hakenkreuzes ausging, einfach, weil natürliche Blutskräfte in den Herzen aufgerufen wurden, auch wenn die Menschen die tiefe Bedeutung jenes uralten Heilszeichens garnicht mehr kannten. Dieses Zeichen des sich drehenden Rades der Zeit und manch andere Form mit tiefem Sinn finden wir wieder in den Tänzen, die auf arische Überlieferung zurückgehen, mag dies ein feierlicher „Sterntanz" sein aus Bayern oder eine „Sünnrose" aus Norddeutschland oder ein „Westgöta-Achter" aus Schweden. Sie strahlen eine eigenartige, geheimnisvolle Kraft aus."

Vor Beginn des Johannistanzes trägt man in Niedersachsen in kurzem Umzug ein hölzernes Kreuz als Zeichen der Sonne auf den Acker, um es dort zu vergraben; wendet sich doch der Sonnenbogen nun immer stärker der Erde, dem Wassergrab, zu. Diese Sitte muß sehr alten Ursprungs sein.

Ein neugewachsener Brauch aus unserer Gemeinschaft ist die Wimpelweihe am Sonnwendfeuer, die aus der verpflichtenden, politisch durchglühten Auffassung des Festes entstanden ist. Aus der Stärke des Erlebens hat sich die Jugend selber dafür Inhalt und Formung geschaffen. Die Dichtung einer BDM.-Führerin aus Niedersachsen sei ein Beispiel:

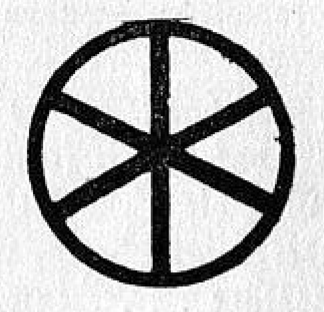
Vor dieser Fahne sind wir angetreten,
Und wer dem Rufe folgte, tat's zum Schwur.
Nun steh'n wir feierlich wie in Gebeten
Und spüren in dem flammenüberwehten
Verbande, daß uns Großes widerfuhr.

Nun gibt's vor dem Befehle kein Entweichen!
Soweit die Schatten dieser Flammen reichen
Steh'n wir zu heiligem Entschluß geschart.
Denn Gott hat uns der Fahne hohes Zeichen
Wie einen neuen Willen offenbart.

In dieser Fahne fordert uns die Zeit.
Und allen, die sich zur Gefolgschaft fanden,
Hat sie ihr Leben wunderbar geweiht.
Weh dem, der ihren Ruf noch nicht verstanden
Und der nicht sagen kann: Ich bin bereit!

In dieser Fahne wandelt uns die Zeit –
Sie riß uns los aus unsern engen Bahnen!
Zu ihr steh'n wir in alle Ewigkeit
Und steh'n zu Gott, denn Gott gab uns die Fahnen.

Ursel Sölter



Die Geschichte des Festes

Von dem Schicksal des Sonnwendfeuers, von seiner Umbenennung zum Johannisfest und der Verlegung auf den 24. Juni (also nur ungefähr auf die kürzeste Nacht), wollen wir den Österreicher Hans Sterneder berichten lassen:

„Sommersonnenwende! Du heidnisch erhabenes Fest tiefsten Wissens um den kosmischen Rhythmus des Lebens!

Du Fest der Wende, der Wende zur Reife an Leib und Seele, zur Erkenntnis des Daseinszweckes.

Fest Widars, des Wieder-Erneuerers: der Wiedervereinigung mit den hohen Kräften des Himmels.

Was die alten Völker aus dem Rhythmus von Sonne und Jahr lasen und in kosmischen Feiern begingen, das hat hernach die christliche Kirche in ihre Feste eingehüllt.

Die Kirche hat sich sorgfältig Mühe gegeben, das hohe heidnische Geist-Fest der Sommersonnenwende hinüberzudrängen in den zwei Tage später von ihr angesetzten Geburtstag Johannes des Täufers. Aber wenn es auch vielfach in christlichen Gegenden Brauch geworden ist, die Sonnwendfeuer in der Johannis-Nacht aufflammen zu lassen, — sie bleiben für die Menschen doch die Brände der sommerlichen Sonnenwende!

Die Wintersonnenwende, in der also die Sonne — der Erlöser aus den Banden der irdischen Finsternis — geboren wird, hatte in der Feier der Geburt Christi — des Erlösers aus den Banden der geistigen Finsternis — ihr Bild gefunden.

So war es verständlich, daß auch die Sommersonnenwende — wo die Sonne ihren höchsten Stand, ihre höchste Herrlichkeit erreicht hat — in der christlichen Kirche ihr Gegenbild verlangte.

Der Kirche kam für die Verchristlichung dieser Feier die Stelle aus dem Lucas-Evangelium 1, 26 entgegen, wo es heißt: Der Engel Gabriel wurde im 6. Monat der Schwangerschaft der Mutter des Täufers zur heiligen Jungfrau Maria geschickt, um ihr zu verkünden, daß sie den Weltheiland gebären würde.

Dieser Stelle zufolge ist also Johannes um sechs Monate, also ein halbes Jahr früher geboren als Christus.

Und da diese Geburtszeit wunderbar mit der Sommersonnenwende zusammenfiel, so machte man aus der Sonnwendfeier die Johannisfeier.

Die Kirche hatte damit das kosmische Sonnengeschehen allerdings nur ganz durchsichtig verborgen.
Die Dürftigkeit dieser Verhüllung hat schon der heilige Augustin gefühlt, und was er verschleiern wollte, hat er mit seiner Begründung eigentlich noch mehr enthüllt: „. . . . Nur die Geburtstage Christi und des Täufers feiern wir. Bei allen anderen Propheten, Märtyrern, Aposteln und Patriarchen hingegen die Todestage . . . Heute, wo die Tageslänge abzunehmen beginnt, ist Johannes geboren, damit der Mensch erniedrigt werde; an jenem Tage, wo die Tageslänge wieder zunimmt, ist Christus geboren worden, damit Gott erhöhet wird."
Tiefe Nacht. Unten im Tal ist dunkles Dämmer. Erloschen sind die Feuer, auch der Himmel flammt und grollt nicht mehr. Himmel und Erdfeuer haben gesprochen. Auch die Glühwürmchen fliegen nicht mehr. Und auch das andere um uns, das Rätselhafte, Geheimnisvolle, ist still geworden. Nur die Sterne! Die Sterne werden immer heller!"

(aus: Sommer im Dorf)

Auch bei den Indern sind die Sonnwendfeste mit Feuern begangen worden, und das erste christliche Johannisfest wurde erst 801 in Torea in Italien gefeiert, obgleich das damals stark von Germanen besetzte Italien schon lange christlich war. Den ältesten schriftlichen Beleg für ein Sonnwendfeuer haben wir aus dem Jahre 1090 anläßlich des Klosterbrandes von Lorsch. Aber das Feuer und der Feuersprung haben schon lange unser Brauchtum durchzogen. Im 15. Jahrhundert erfreute sich das auf den Johannistag verschobene Sonnwendfeuer der größten Beliebtheit, und es wird uns erzählt, daß auch „vil fürnehme Herren" sich an den Feiern beteiligten. So wird vom Kaiser Friedrich III. überliefert, daß er im Jahre 1473 während des Reichstages zu Regensburg sich mit „schoenen Frawen" beim Johannisfeuer auf dem Marktplatz vergnügte.
Dieser Feuerbrauch ist allerdings weniger als andere Sitten von der Kirche begünstigt worden. Er wurde vor allem vom Volk getragen und ist, als Aufklärung und Behörden die schöne Überlieferung zu vernichten drohten, von der völkischen Bewegung, von der deutschen Jugend wieder neu in das Leben des Volkes hineingestellt worden, als Ausdruck ihrer eigenen Bereitschaft, sich wie das Feuer für Volk und Land zu verzehren.



Unsere Ausgestaltung des Jugendfestes

Der Tag vor der Sonnwendnacht ist unser Sportkampftag und heißt „Tag der deutschen Jugend". Vom Beginn an muß er darum unter unserer Fahne stehen und vom HJ.-Geist bestimmt sein. Der Sport muß als ein Teil des Gesamtwillens und der Gesamtarbeit der Jugend in Erscheinung treten, als Ausdruck unserer Haltung. Darum hissen wir die HJ.-Fahne, ehe die Wettkämpfe beginnen, und sammeln uns unter ihr, wenn sie abgeschlossen werden.

Zu einer ordentlichen Fahnenhissung gehört ein formvollendetes, geschlossenes Antreten in einer langen Front oder einem offenen Viereck. Wir singen eins unserer Fahnenlieder und der Standortführer bzw. die -führerin stellt einen Spruch oder ein Gedicht über den Tag. Beispielsweise das Wort unseres Führers:

„Wir sind eine Generation, die mehr opfern muß als die, die vor uns waren. Das Schicksal will uns prüfen, ob das deutsche Volk leben und groß werden soll oder ob das Ende unseres Volkes nun gekommen ist. Wir müssen mehr auf uns nehmen als die vor uns an Leid, Verzicht und Opfer."

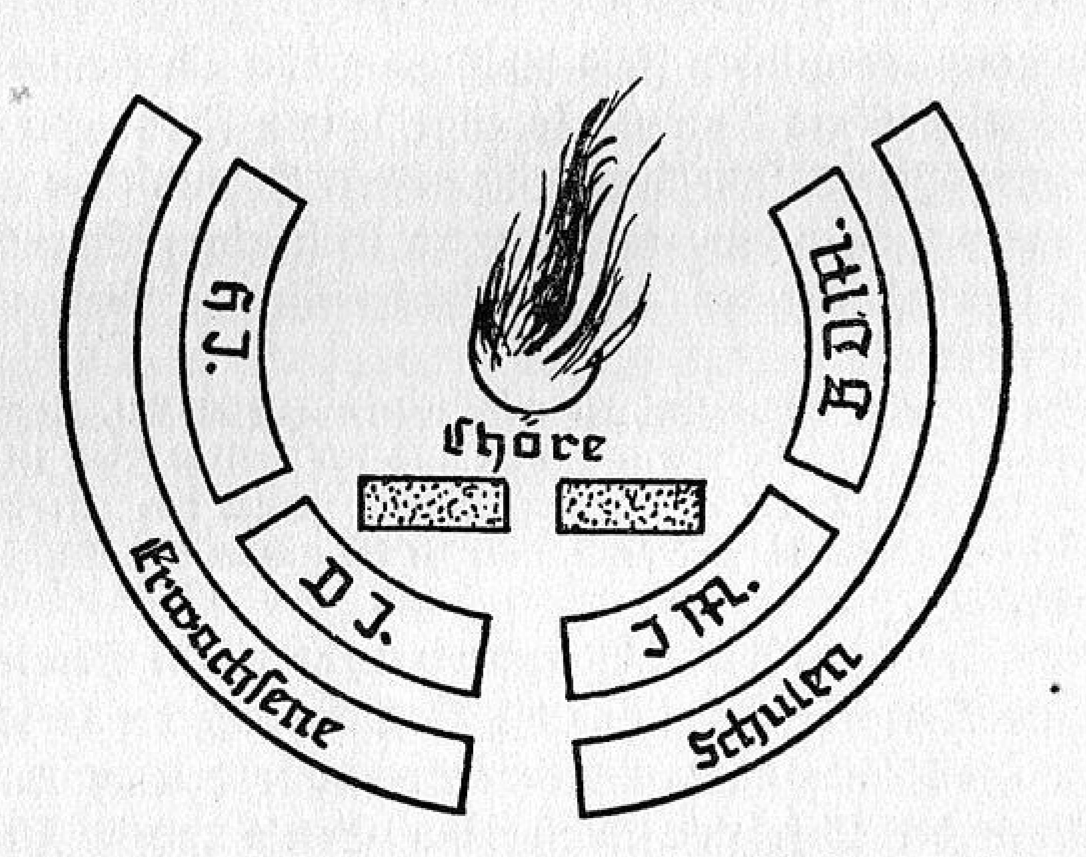
Dann spricht er vielleicht noch ein paar eigene Worte über unsere Körperbejahung und die Verpflichtung der Erhaltung von Volk und Rasse und der Sprechchor bekennt kurz den Willen der Gefolgschaft. Auf den Befehl „Heiß Flagge!" wird die Fahne aufgezogen. Nach dem Schlußlied beginnt der eigentliche Sporttag.

Ebenso erhält unser Sportfest durch die gemeinsame Flaggeneinholung einen letzten Ausdruck der großen Gemeinschaft und zugleich seine Sinngebung. Ein Spruch, ein Gedicht wie: „Stellt euch um die Standarte rund" und ein Lied bilden

den Abschluß. Vor dem Absingen des Schlußliedes wird die Fahne auf den Befehl „Hol nieder Flagge!" eingeholt. Diese kurze Abschlußfeier kann durch Siegerverkündung ausgebaut werden. Der Sinn dieser Umrahmung aber muß unverkennbar hervortreten: ein straffer Zusammenschluß aller Kämpfenden, verbunden mit einer Zielsetzung und dem Bekenntnis zu unserer Haltung.

Am Abend stehen Hitlerjugend, Schuljugend und Einwohnerschaft geschlossen am Feuer des Standortes.

Die Aufstellung am Feuer muß von vornherein durch die organisierte Jugend, also durch HJ. und BDM. bestimmt sein, soll sie ein klares Bild zeigen und zugleich den ungestörten Verlauf der Feier sichern. Daß ihr nicht zu dicht am Feuer stehen könnt, wißt ihr aus Erfahrung. Von Anfang an muß ein bestimmter, geräumiger Platz abgesperrt sein.



Es geht aber nicht, daß dies nur an einer Seite geschieht, und die Zuschauerschaft sich im übrigen im bunten Gedränge zwischen euch und dem Feuer bewegt und somit notgedrungen alles übertönt. Schon weil ihr selbst die Feier gestaltet durch Sprecher und Lied, müßt ihr dem Feuer am nächsten stehen. Man kann auch nicht in Linie antreten, sondern in großen um-

einander gelegten Kreisen, in Blöcken oder im Viereck. Die beste Lösung ist die Aufstellung im offenen Viereck, wobei die eine Seite nur durch eine dünne Kette von HJ.-Posten für die Ausrichtung der Schuljugend freibleibt.

Innerhalb dieses großen Ringes oder Vierecks nehmen dann wieder Fackelträger und Sprecher Aufstellung, die Sprecher können dabei aus dem Ring oder Block heraus- und wieder in ihn zurücktreten. Daß ihr nicht gerade die Hauptsprecher an die Seite befehlt, nach der der Rauch schlägt, ist wohl selbstverständlich.

Das Feuer ist verpflichtend. Daher fordert es in erster Linie als Beweis unserer inneren Dienstbereitschaft äußere Haltung und Geschlossenheit.

Und nun wollen wir uns über das klar sein, was unbedingt zum Gerüst einer richtigen Sonnwendfeier gehört, ob sie nun ganz große Ausmaße hat oder nur eine kleine Gemeinschaft umschließt:

Lied oder Spruch geben den eigentlichen Befehl zum *Entzünden* des Holzstoßes mit den Fackeln.

Der Standortführer gibt einen kurzen Hinweis auf den Sinn der Sonnenwende in Natur und Volk.

Wir antworten mit einem *Bekenntnis* zum Wachsen in Dunkel und Not, mit *Totengedenken* und Schweigen.

Darauf folgt die *Mahnung*, die Deutschen jenseits der Grenzen nicht zu vergessen – wir werfen dazu Kränze ins Feuer.

Wir halten *Gelöbnis*.

Dann erst schließen sich die *Feuersprünge* an. (Wir springen einmal, einzeln oder zu mehreren.)

Nach dem *Schlußlied* marschieren wir gemeinsam schweigend ab. Nur die Feuerwache bleibt zurück.

In kleinen Orten aber kann die HJ. auch das Verglimmen des Feuers abwarten, mit Lied und Erzählung vom Geschick des Volkes und dem Mythos der Götter.

In uns Jungen glüht das Erlebnis der Kampfzeit und des großen Krieges noch stärker als das Wissen um anderes Ge-

schehen. Der Geist der Gefallenen soll in uns brennen, soll durch uns leben und Taten erschließen. Wir sind die Wächter für Deutschlands Ewigkeit.

Wie ihre Gräber liegt um unsere Grenzen ein anderer Wall, der unsere Heimat hütet und schützt, selber die Sehnsucht nach Heimat im Herzen.

Versailles nahm uns: Westpreußen, Danzig, Posen, Oberschlesien und das Hultschiner Ländchen. 3 906 000 Deutsche harren jenseits der Ostgrenzen. 141 000 Deutsche werden im Memelland unterdrückt und entrechtet. Dem Reiche wurde entrissen: Elsaß-Lothringen, Eupen-Malmedy. 2 474 000 deutsche Menschen müssen Frankreich und Belgien dienen. In Nordschleswig warten 166 000 Deutsche auf die Rückkehr in die Heimat. Für die Kolonien setzten deutsche Arbeiter, Kaufleute und Soldaten ihre Kraft und ihr Leben ein.

„Nur wer selber am eigenen Leibe fühlt, was es heißt, Deutscher zu sein, ohne dem lieben Vaterland angehören zu dürfen, vermag die tiefe Sehnsucht ermessen, die zu allen Zeiten in den Herzen der vom Mutterlande getrennten Kinder brennt. Sie quält die von ihr Erfaßten und verweigert ihnen Zufriedenheit und Glück so lange, bis die Tore des Vaterlandes sich öffnen, und im gemeinsamen Reich das gemeinsame Blut Frieden und Ruhe findet." Adolf Hitler

Weit über unsere Grenzpfähle hinaus kämpfen deutsche Brüder für ihr und unser Volkstum. Auch ihnen gilt unsere Treue. Zum Gedächtnis der gefallenen Jugend unseres Volkes und der Blutsbrüder jenseits der Grenzen werfen wir einen Kranz in die Flammen. „Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich" (Adolf Hitler).

Die Rede oder Botschaft des Reichsjugendführers bildet den Kern unserer Feier. Dann schließt uns das gemeinsame Lied noch einmal zusammen, ehe wir über die verglimmenden Scheite springen. Und wieder eint uns alle das Schlußlied. Durch reifende Felder geht unser Weg. Wir wollen auch für unser Volk Flamme, Saat und Ernte sein.

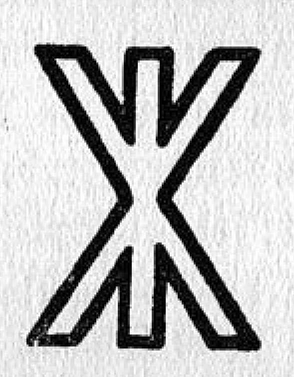
Ernte- und Totenfeiern im Herbst

Schwingt eure Sensen,
sie sind eure Schwerter
in einem friedlichen Arbeitskrieg —
Unter den Streichen
fallen die Schwaden,
sinken die Ähren wie goldener Sieg.

Unter der Sonne
brennen die Felder,
zittern im glühenden Atem der Schlacht —
Über den Schlägen
bebt auch der Himmel,
wie eine summende Glocke erwacht.

Läutet und läutet
das Glühen zum Brande,
daß alles Schwache zu Asche verbrennt —
Läutet und läutet
das Feuer zur Feier:
da sich die Erde zum Menschen bekennt.

Hans Baumann



Der Erntebeginn

Vor dem letzten großen, bunten Fest des Jahres, an dem alle Sommerlust noch einmal aufrauscht, ehe Winter und Frost eine stille Mauer um Haus und Dorf ziehen, bricht eine Zeit des tätigen Schweigens für den bäuerlichen Menschen an. Das Leben selber spricht aus den wogenden Kornfeldern, die reif und gelb in der Sonne aufleuchten wie ihr eigenes Bild. Schweigsam soll der Schnitter ans Werk gehen, damit er diese Sprache versteht und sein Tun wirklich Dienst ist am großen Gesetz des Lebens, das dem ganzen Volk durch ihn sein Brot

geben will. Nur das Rauschen der schweren Ähren unter dem ersten Schnitt soll hörbar sein. Denn heilig ist diese Stunde, und nur der ehrfürchtige Bauer selbst oder das andächtige Kind darf die erste Garbe des Jahres unter die Sichel nehmen. Dann schneidet der ganze Zug die erste Gasse durch das Korn: voran der Großknecht, hinter ihm bindet die Magd die Garben, daß kein Halm heraus hängt. Als letzter stellt der Hocker die Garben gleichmäßig und fest in die Hocken. Die Geräte und Kleider sind zum Erntebeginn mit Blumen und Bändern geschmückt, und den Burschen stecken die Binderinnen Erntesträuße auf den Hut. Die ersten Ähren bewahrt man zu Hause auf. In Lippstadt warf man die ganze erste Garbe dem Haushahn vor, als Dankopfer für den fruchtbringenden Segen der Aussaat.

Kommt der Gutsbesitzer oder ein Fremder in dieser Zeit auf das Feld, so bindet ihm die erste Binderin ein Ährenseil um den Arm, damit er sich daran erinnert, wie sehr er mit dem Boden und dessen Ertrag verkettet ist. Früher hat man dabei beide Hände fest zusammengebunden, heut aber legt man das Roggenband nur noch um den Oberarm, damit der Gebundene es den ganzen Tag tragen kann. Am Abend hängt er es dann bis zum nächsten Jahr in seiner Stube auf. Beim Binden spricht die Magd einen Vers; solcher Sprüche gibt es eine große Fülle:

„Ich bring dem Herrn ein Bändelein,
es sind viel schöne Blumen drein,
weiß, rot und blau,
daß der Herr seine Lust dran schau.
Dies Band hält fest wie dem Baum seine Äst,
wie dem Vogel sein Nest,
wie dem Vogel sein Gesang,
wie der Glocke ihr Klang,
wie Sonne und Mond ihr Schein.
Ich wünsche, daß aufs andre Jahr
das Beste gewachsen mag sein."

oder

„Ek bring dem Herre e Band von Koorn.
Dat häft jestande in Distel un Doorn.
So veel Oar, so veel Poar,

so veel Hock, so veel Schock,
so veel Matz, so veel Scheepel.
Un wer von dat ward eete,
ward den Herrgott nicht verjäte."

(Ostpreußen)

Als Dank für den Segensspruch ist der Gebundene zu einer Gabe verpflichtet. In manchen Sprüchen ist ganz deutlich darauf hingewiesen:

„Wir haben vernommen — der Herr wollt kommen,
wir wollen ihn binden — mit Ähren und Winden,
wir wollen ihn halten — mit Blumen und Halmen,
bis er uns gibt — groß oder klein,
dann wolln wir zufrieden und dankbar sein.
Ist mein Spruch auch schlecht — mein Wunsch ist echt.
Nun gebe der Herr — der zu uns gekommen;
wird jede Gabe dankbar genommen.

(Niedersachsen)

Selbst bei der Weinernte in Grünberg in Schlesien ist das Binden mit einer Rebe Sitte.

Allerlei wachsame Geister denkt man sich im Korn, und so sehr man sie auch zu dämonisieren versuchte, ihr ursprünglicher behütender Sinn blieb doch bis heute dahinter erkennbar. Im Bilmesschnitter, der nachts schmale Gassen ins Getreide schneidet, ist wohl der erste Ährenschnitt Gestalt geworden. In Ostpreußen sagt man, daß die Kornmutter, die Roggenmuhme, das reifende Korn bewacht. Kinder, die leichtfertig in das Getreide laufen und die Halme niedertreten, verwandelt sie in Blumen. So wirkt sie im Schein der heißen Mittagssonne Heil und Unheil für Bauern und Kinder. Doch mit Unglück straft sie nur den, der dem Korn keine Ehrfurcht zollt; es ist eine Lüge, daß sie Ähren ausreiße und die Felder zum Verdorren bringe. Im Osten denkt man sie sich nicht als bösen, rotgerockten Dämon, sondern wie die Frau Gode oder Frau Harke, strahlend schön und weißgekleidet. Den ehrfürchtigen Schnittern schneidet die Mittagsfrau den Roggen, wenn sie am Feldrain liegen und schlafen.

In Ostpreußen erzählt man sich auch, daß die Schnarrwachtel nur am Tage als Vogel erscheint. In der Nacht

verwandelt sie sich in einen Hauer, der seine Sense schärft und ruft: „Schrap, schrap, hau sacht, lange Dag, korte Nacht!“ Dieser Hauer hat einmal einem Bauern, dessen drei Söhne im Krieg waren und der sehr altersschwach war, in einer Nacht alles Getreide geschnitten und in Hocken gesetzt.

Streicht der Wind über die Felder, so heißt es oft: „Die Böcke jagen sich“ oder „Der Eber wühlt im Korn“ oder „Der Kornwolf treibt sein Wesen in den Ähren“. All diese Redensarten lassen die Erinnerungen an die alten Götter anklingen, an ihre Begleittiere und an Thors Gespann und Freyas Ausfahrt. Darum spricht aus ihnen das Wissen, daß die alten Bauerngötter selber das Korn segnen und sich in ihm den Menschen immer neu zu eigen geben.

Die letzte Garbe und die Erntekrone

Nach stillen fleißigen Arbeitswochen endet die Schnittzeit, und weit dehnen sich die Stoppelfelder. In Schaumburg-Lippe ließ man einen letzten Ährenkreis, den „Waulroggen“, unberührt von Sense und Sichel und steckte den blumenumkränzten „Waulstab“ hinein. Dann band man die Ähren um ihn fest und glaubte, die Fruchtbarkeit auf dem Acker zu halten, wenn man so dem Allvater Wodan die Opfergabe ließ. Die Schnitter nahmen den Hut ab, strichen ihre Sensen und riefen dreimal: „Waul, waul, waul“, was genau so viel bedeutet wie der Alte oder de Aule, nach dem in anderen Landschaften gerufen wird, so im Münsterland, wenn man die letzte Garbe tanzend umschreitet. Auch in Thüringen bindet man den Waulroggen, und in Mecklenburg ist der Waulstock ebenso bekannt. Oft sprechen die Bauern es noch aus, daß sie die letzten Halme des Jägers Schimmel, Wodans Roß oder Frau Harke, d. h. Frau Holle zugedacht haben, wenn man daraus auch eine „Sankt Mäha“ gemacht hat. Mit Blumen und Bändern gebunden bleibt die Garbe auf dem Acker, ein Sinnbild für neues Werden und neue Frucht. Und da die Erdkraft und der junge Mensch eng miteinander verbunden sind und ihre Kräfte auf-

einander ausströmen, hebt man die Mädchen und die jungen Frauen darüber hin. In Schleswig-Holstein binden die Bauern die letzte Garbe mit drei Seilen und lassen den „Wulf" dann auf dem Felde liegen. In anderen Landkreisen der Nordmark aber schließen die Männer einen Kreis um die letzte Garbe, gehen langsam einmal links und einmal rechts herum und sprechen einen alten Segen:

„Wode, wode, wode,
wie göw dem Schimmel Fode (Futter) –
in düssem Johr Dissel un Doorn,
anner Johr – bäter Koorn!"

In Pommern bindet man einen Strohmann aus den letzten Halmen und umtanzt ihn dann fröhlich als ein Bild des „Alten". In anderen Landschaften fährt man die letzte Kornpuppe erst mit ein und stellt sie in den Mittelpunkt des jubelnden Festes, später trägt man sie dann als Vogelscheuche wieder aufs Feld. In Masuren wird der Plon, die letzte Garbe, mit einem fröhlichen Lied auf den Hof gebracht und dort mit einem Spruch dem Hofherrn überreicht. Den Bauern und Binderinnen gießt man bei der Überreichung des Plon Wasser über den Kopf. Früher ist es sogar üblich gewesen, daß die Mägde, nachdem sie die Männer mit Wasser begossen hatten, von diesen in einem Gewässer ganz untergetaucht wurden.

Auch die Erntekrone wird häufig aus der letzten Garbe gewunden und dann feierlich ins Haus getragen. Bis zum nächsten Jahr hängt sie in der Diele oder Tenne; oft werden Körner von ihr unter die neue Saat gemengt. Die Krone oder der Kranz, aus allen Kornarten und mit Bändern und Blumen so gebunden, daß zwei Bogen sich über einem breiten Kranz kreuzen, wird auf dem letzten Fuder, von allem Gesinde begleitet, mit Musik und Jubel eingebracht. Der hölzerne, buntgemalte Erntehahn prangt auf der Spitze der Tragstange, und bunte Eierketten baumeln um seinen Hals und über dem breiten Kornreif. In Altbayern holt man ein Erntebüschel ins Haus und hängt es in die Stube, aber das feierliche Einfahren des letzten Fuders und die Übergabe mit einem Spruch an den

Herrn des Hofes ist überall zu Hause und nur hier und da durch die Großstadt vertrieben.

„Guten Tag, Herrschaften insgemein,
Ich bitt, nun ein Weilchen mal stille zu sein
Und meinen Worten hören zu,
Die ich weiter reden tu.
Wir haben gemacht den Erntekranz,
Der ist nicht halb, sondern der ist ganz.
Er ist nicht von Distel und Dorn,
Sondern von reinem, gewachsenem Korn.
Ich hatte ihn gemacht allerwegen,
Gedachte ihn meinem Herzallerliebsten zu geben.
Da der aber nicht da ist und nicht kommen kann,
Präsentier ich ihn meiner Herrschaft an.
So manches Ahr (Ähre),
So manches Jahr,
So manche Rispe,
So manche tausend Taler in des Herrn Geldkiste!
Ich will nun wünschen, daß die Pferde gut gehn
Und die Schwein' gut gedeihn
Und die Kinder reich frei'n.
Eins hab' ich noch vergessen,
Was wir heut Abend essen,
Gebratene Fische und Forellen,
Dazu kommen Jungfern und Junggesellen,
Und dazu 'ne Pfeife Tabak,
Dann haben die Mannsleute auch etwas.
Und von der Herrschaft bitten wir Bier und Wein,
Und dabei woll'n wir recht lustig sein.
Spielt auf, Musikanten!"

(Aus Kück und Sohnrey, „Feste und Spiele des deutschen Landvolks")

Der Großknecht oder die Großmagd, auch wohl beide zusammen, händigen den Kranz an den Herrn aus und sprechen den Segen. Ich will auch einen neuen Kornsegen aus unserer Zeit hier festhalten, denn gerade der Erntebrauch ist überall kräftig aufgelebt und wieder reich geworden an Inhalt und Ausdruck:

„Wie seit (säten) dat Kuurn in Storm un Regen —
Gott giff sien Segen.
Wi meiht (mähten) de Saat in Summersglot!
Dör unse Swäd (Schweiß) häbb jüm dat Brot —
Geb sick tofreen! (zufrieden)" H. Groß

Der letzte Erntewagen rollt in die mit uralten Heilszeichen ge-

schmückte Scheuer. Noch einmal schließen sich jetzt die Gedanken um die Sorgen und die Mühen, die das Korn in seinem Gedeihen begleiteten. Körbeweise werden die Früchte des Jahres in die Diele, auf den Tisch des Hauses und in die Kirche geschleppt. Ja, es gibt Erntedanktänze der Jugend in der Kirche! Mancherorts wird der Kranz im festlichen Zug durch Dorf und Felder getragen, das Feld soll dadurch für die kommende Saat gesegnet werden. Danach wird das erste neue Brot oder der Erntehahn in großer, fröhlicher Runde als Dankmahlzeit zum Erntebier verspeist. In Westdeutschland hat man den Hahn früher auf dem Felde getötet, damit sein Blut in den Boden sickerte und seine Lebenskraft und Fruchtbarkeit auf den Acker übertrug.

Aber nicht nur die Krone und der Kranz, auch der Baum gehört wieder zu diesem Wendefest. In Ostpreußen wird das letzte Fuder mit einer grünen Birke geschmückt, und in Westfalen pflanzt man nach dem letzten Schnitt einen grünen Erntebaum auf den Acker und hängt noch einen Erntekranz darüber. Dort nennt man das letzte Fuder mit dem Kranz auch die „Harkelmai", die Maie der Frau Harke, der Frau Holle. Wenn der den Zug beschließende Wagen mit den Deerns und Jungkerls in den Hof einbiegt, wird er mit Wasser begossen, denn man sagt, daß die Harkelmai „nit drög inkommen" darf, man muß der Saat dadurch im kommenden Jahr die nötige Feuchtigkeit sichern.

Dann aber beginnt der fröhliche Teil des Festes, das „Harkelmai-Essen" mit Umtrunk und Tanz. Mitten auf dem Platz steht der „Ernte-Mai", der Stamm mit dem großen Kranz. Die Hahnenbraut (das Mädel, das beim Topfschlagen den Hahn gewann) eröffnet den Rundtanz mit dem Bauern und seiner Familie. Scherzhafte und ernste Sprüche und Wünsche sagt man dem Herrn, der Frau und den Töchtern. Der Bändertanz wirkt ein buntes Zelt um die Erntekrone. Der „Kirmesbur", das „Hafermähn" und andere frohe Herbsttänze, der Rüpeltanz und der Nääsmarsch ergötzen jung und alt. Lustige Lieder und allerlei Spiele wie Wurstschnappen und

Sacklaufen bringen ausgelassenes Leben. Auch der Kasperle läßt sich sehen. Bei Torgau spielt man „Froschkarren" und „Eierlaufen". Die Burschen spielen auf dem Stoppelacker „Hahn haschen", und wer den losgelassenen Hahn einfängt, darf ihn behalten. Dort gibt's auch noch einen Stoppeltanz. In der Lüneburger Heide klettern die Burschen um zwölf Uhr Mitternacht auf eine Leiter und holen sich alles Eßbare außer Rüben und Ähren vom großen dörflichen Erntekranz im Wirtshaus herunter.

So geht unter Musik und Tanz das Erntefest, der „Aust", die „Sichelhenke" (Württemberg) oder der „Saathahn", wie man in Bayern sagt, seinem Ende zu. Die stille Zeit beginnt, nur die Jungen stürmen über die Stoppelfelder und lassen ihre Drachen steigen, wie es einst vor Tausenden von Jahren unsere Ahnen auch gemacht und damit Wolkenzug und Wind erforscht haben mögen.

Von der Kartoffelernte und der Weinlese

In den Industriegegenden und auf kargem Boden lebt die Erntefreude noch einmal bei der Kartoffelernte auf. Im Saarland vor allem hat sich der Brauch der Kornernte auf das Kartoffelauskriegen verschoben. Im Stall hängt schon ein gesegneter Krautwisch, auch das zuerst geerntete Heu wurde mit Brunnen- oder Bachwasser besprengt und aufbewahrt.

Diesen Erträgen des Frühsommers gesellt sich nun die letzte Ernte zu. Sind die letzten Kartoffeln aus der Erde geholt, dann wird der Thor geweihte Erntehahn gefangen. Allerdings vertritt heute ein Strohwisch oder der letzte Kartoffelstock den Hahn, weil man mit den lebenden Hähnen zu sparen lernte. Sind nun alle anderen Kartoffelbuschen ausgebuddelt, eilt sich jeder, den letzten Stock zu erlangen. Das nennt man nun den „Hahn fangen". Die Frauen stoßen Jubelschreie aus und ahmen das Krähen des Hahnes nach, dann bringen alle den Kartoffelstock mit Blumen geschmückt auf einem grünbehängten Wagen nach Hause, wo eine frohe Feier mit Tanz und Schmaus anhebt.

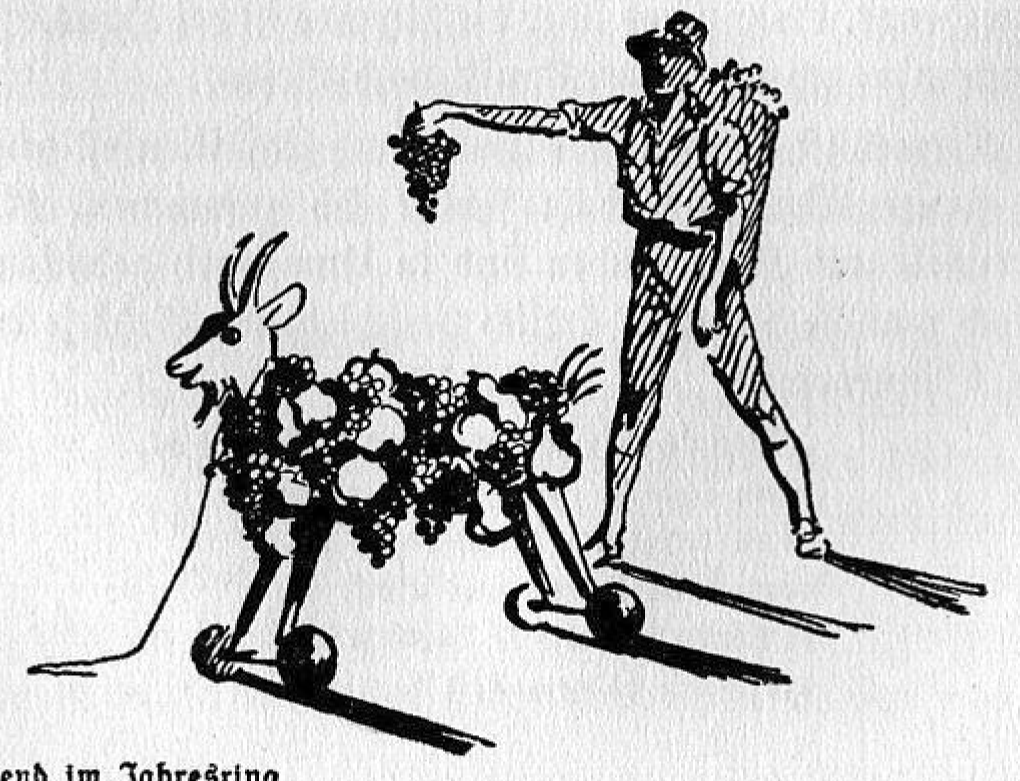
Wenn im Sauerland alle Kartoffeln eingebracht sind, schmükken die Kartoffelleser eine Forke. Sie stecken zwei große Kartoffeln und eine Rübe auf die drei Zinken der Forke und winden dann eine Dornenranke, besteckt mit winzigen Kartöffelchen, die noch von dem Nachlesen, dem Eggelesen, stammen, um den Forkenstiel. Nun ziehen die Leser mit Gesang vor das Haus des Bauern und tragen die Forke bis zum Herd. Ein Bursche sagt dabei den Spruch:

Guten Abend im Haus,
die Kartoffeln sind aus,
sind gut geraten, zum Backen und Braten,
zum Kochen und Backen, zu allerlei guten Sachen.
Wir haben uns beflissen, die Kartoffeln auszuwissen.
Wir haben uns bedacht, der Frau einen Kranz gemacht.
Die Frau soll leben, der Hausherr daneben,
die anderen dabei, so leben sie alle drei.

So leicht wird es den Leuten nun gerade nicht gemacht. Nur ein trockener Kranz hat seine Gültigkeit. Gießt die Hausfrau einen Eimer Wasser über die Forke, so braucht der Hausherr die Abgabe nicht zu zahlen. Sonst aber hat er für jeden Helfer eine Runde auszugeben. Andere flechten auch einen regelrechten Kranz aus Dornen, bestecken ihn mit ganz kleinen „Schweinetöffeln" und tragen ihn mit einem Spruch zur Hausfrau.

Über alle Felder zieht der Rauch der Kartoffelfeuer.

Auch die W e i n l e s e ist eng mit dem Kornernte-Brauchtum



verbunden. Der letzte Wagen ist mit Baumgrün geschmückt. Der Erntehahn ist dabei, auch das Binden, die Fesselung, ist erhalten. Als Besonderes aber führen die Winzer bei ihrem letzten Zug mit den traubenbeladenen Wagen eine Habergeiß oder Weingeiß in den Ort. Ein saftiges Traubenfell, ein Holzkopf mit langer roter Zunge, ein nahrhafter Äpfelbehang und Blumenschmuck geben ihr ein fröhliches Aussehen.

Die Kirmes — ein herbstliches Volksfest

Die Kirmes, Kerwe oder „K i r c h w e i h" gehört eigentlich zum Erntefest, selbst wenn sie heute nur noch in der Hälfte des Reiches üblich ist. Dafür gibts aber in Norddeutschland dasselbe — auch nach der Ernte — unter anderen Namen: als Jahrmarkt, Freimarkt, Kramermarkt oder wie das Volksfest sonst heißen mag. Wie zu jedem Wendefest — und kaum eins bedeutet solchen Umbruch wie das herbstliche — treffen Märkte, Gesindewechsel und Wettkämpfe zusammen. Herbstliche Tierschau und Wettschießen sind überall bekannt. Oft fällt das Erntefest genau mit der Kirmes zusammen. Und wenn wir feststellen, daß eine „Kirchweih" auch in Dörfern gefeiert wird, die nie eine Kirche hatten und die Bezeichnung sich sprachlich durchaus nicht mit der „Kirmes" deckt, dann wissen wir, daß es sich hier um etwas Älteres handelt, wohl um die Reste des alten Erntethings. Genaueres über die Kirmes ist bei Hans Strobel: „Bauernbrauch im Jahreslauf" nachzulesen.

Die Kirmes ist ein richtiges Dorf- und Familienfest geworden. Die ganze Verwandtschaft findet sich zusammen. Krapfen, Streußel- und Kranzkuchen sind in Unmengen gebacken, ebenso noch manche anderen, örtlich verschiedenen Gebäcke in kultischen Sinnformen.

„Wenn's Kirmes is, wenn's Kirmes is,
dann schlacht mei Vadder e Bock,
dann danze ich, dann danze ich,
dann wackelt mir mei Rock,
so hemm ich noch kä Rock gehätt,
der miere so gewackelt hätt!

So singt der Saarländer und handelt noch heut danach.

Drei Tage dauert das Fest. Samstag wird die Kirmes eingeholt. An der Spitze des langen Zuges marschiert ein Laternenträger; dann kommt der Fahnenträger, der statt der Fahne einen auf ein Brett genagelten Kuchen hoch über alle Häupter schwingt. Es folgt eine Masse von Leuten mit Hacken, Schippen und einem Faß Bier, das auf einem Schubkarren nachgefahren wird. So geht es zu einer bestimmten Stelle, wo eine vergrabene Flasche Wein oder ein Pferdeschädel feierlich wieder ausgegraben wird. Das nennt man: die Kirmes einholen.

Der richtige Trubel geht aber erst am Sonntag nach dem Kirchgang los. Da stürzen sich alle aus der Kirche zu dem Platz, wo „der Hammel herausgetanzt" wird. Der mit blauem oder rotem Tuch bedeckte und mit bunten Bändern geschmückte Hammel wird hinter den Musikanten von einem Burschen in Metzgerkleidung im Triumph durch die Straßen geführt. Auf einer Wiese tanzen alle Kirmespaare im Kreis um den Hammel herum. Während des Tanzes wird ein Strauß von Paar zu Paar rundgegeben. Plötzlich ertönt von einer abseits gelegenen Stelle ein Schuß. Unter lautem Geschrei wird festgestellt, wer in diesem Augenblick den Strauß hat. Dieses Paar ist der glückliche Gewinner des Hammels und muß für seine Zubereitung sorgen. Inzwischen stimmen im Tanzsaal Geiger und Bläser ihre Instrumente. Bis tief in die Nacht hinein schwingt sich das junge Volk im Tanz. Abends kommen die Alten und schauen dem Treiben der Jugend zu. Zu jeder echten Kirmes gehört natürlich auch eine solide Rauferei, die dem Ganzen erst die rechte Würze gibt.

Das Abholen der Mädel und der anschließende Umzug der ganzen Jugend geben im Ostfränkischen und in Hessen zusammen mit dem Raustanzen des Hammels oder des Hahnes den Hauptinhalt der Kirmes. In Bornheim und Frankfurt am Main schleppt der Zug der „Kerweborsche und -mäderchen" einen Hahn im Käfig mit und einen Dreschflegel. Am Festplatz schlagen dann die Burschen mit verbundenen Augen nach dem

Topf, um den Hahn zu gewinnen, der noch am selben Abend verschmaust wird. Im Thüringer Wald wird der Zug der Kirmesburschen im weißen Anzug mit einem hahnenfedergeschmückten Strohhut, einer prächtigen Schärpe um den Leib und einem stolzen Bänderstab in der Hand angeführt. Wirft er Stab und Hut in die Luft, stößt alles laute Juchzer aus, bis der Zug im Wirtshaus endet.

Es gibt eine Menge übermütiger, zum Teil aber noch sinnbildreicher Kirmesliedchen, die das Fest verschönen. Auch einen Kirmesbaum kennt man noch in einzelnen Gegenden. Auf dem Kirmesplatz herrscht drei Tage lang der richtige Markttrubel, wie wir ihn auch in anderen Gegenden kennen. Buden und Stände sind aufgebaut, Karussels quietschen, Gewehre knallen und am „Lukas" erprobt jeder seine Kraft. Ein riesenhafter Kletterbaum ist errichtet. An seiner Spitze baumeln verlockende Preise, meist sind es Würste oder gar ein Hahn. Aber es ist schwer, bis obenhin zu kommen, denn das Ende ist mit Schmierseife glatt gemacht.

In der anderen Ecke des Platzes schnappt die Jugend nach Wurst und Wecken, veranstaltet Wettlaufen in Säcken oder mit Schubkarren. Anderswo wird ein Wettlauf mit Wasserkübeln durchgeführt, dort wieder Ringstechen und Wurstschnappen. Beim „Purzelmarkt" in Billigheim in der Pfalz aber spielt das Purzelbaumschlagen die größte Rolle.

Dann folgt der Tanz, meist ausgelassen, aber hier und da noch in schönen klaren Formen, wie der oberbayrische Bandeltanz. Oft wird es schon wieder hell, ehe alles in den Betten liegt.

Etwas bleich und blaßwangig, aber mit ungebrochener Festesfreude geht es am Montag weiter. Da wird die Kirmes begraben. Unter Trauermusik, mit Heulen und Schluchzen werden ein paar leere Weinflaschen und die abgenagten Knochen des Kirmesschinkens in die Erde gelegt und nach einer Grabrede feierlich zugedeckt. Dann spucken alle in den leeren Geldbeutel und marschieren ins Wirtshaus zum letzten Trunk, falls sich der Wirt zu einem Pump erweichen läßt.

Doch auch die bunte Schönheit des Herbstes findet in Nebel und Blätterfall ihren Beschluß. Das Vieh wird von der Weide talab getrieben (am 16. Oktober oder am Martinstag), und der farbige Kopfschmuck, die Tannenkränze, Larven und Girlanden der Tiere künden dem Bauern schon von weitem an, daß kein Rind verunglückte; so empfängt er den Zug mit fröhlichem Böllerschuß.

Die Erntefeier ist vorbei. Wohl finden wir auch am Martinstag die Freude am Schmaus, aber die Lichterumzüge der Kinder, der Maskenzug und die Beschenkungen weisen ebenso stark hinüber in das November- und Weihnachtsbrauchtum.

Der Tag des deutschen Bauern

Gläubig dienen wir der Erde
und dem großen deutschen Werde.
(Artamanenspruch)

Das Dritte Reich ist ein Reich aller Stände. Wir alle finden uns in der Volksgemeinschaft zusammen, und die Not des Bauern ist die Sorge des Volkes geworden, seine Ernte ist unser aller Brot.

Was an naturverbundenem alten Brauch in Deutschland lebt und etwas von dem Sinn des Jahresrades (= Hakenkreuz) in sich trägt, steht unserem neuen Verbundensein mit Blut und Boden nicht mehr fern und findet seine Geltung und seinen Ausdruck am ersten Oktobersonntag, an dem großen Erntedankfest unseres ganzen Volkes, das heut in Stadt und Land gefeiert wird.

Der Führer und der Reichsbauernführer halten auf dem Bückeberg Heerschau über das gesamte deutsche Bauerntum. Die verschiedenen Trachten, die klaren, von der Arbeit in Feld und Wald geprägten Gesichter, die verschiedenen Tänze und Bräuche

geben ein stolzes Bild von der Mannigfaltigkeit deutschen Lebens.

Das ganze Volk findet sich in Dörfern und Städten — dort eröffnen Bauernabordnungen den Zug — auf großen geschmückten Festplätzen zusammen, um die Rede des Führers zu erleben und gleichzeitig der Dankbarkeit und der Verbundenheit des Städters mit Arbeit und Ernte des Bauern einen festlichen Ausdruck zu geben.

Die Kirmes und die Erntefeier der letzten Garbe sind ja örtlich und zeitlich verschieden angesetzt und bleiben unberührt neben dieser großen Kundgebung dem Lande erhalten. Sie sind Ausdruck der kleinen Arbeitsgemeinschaft von Hof und Dorf, während am Bückeberg die ganze große Gemeinschaft des Volkes ein Bekenntnis zur bäuerlichen Lebenshaltung ablegt.

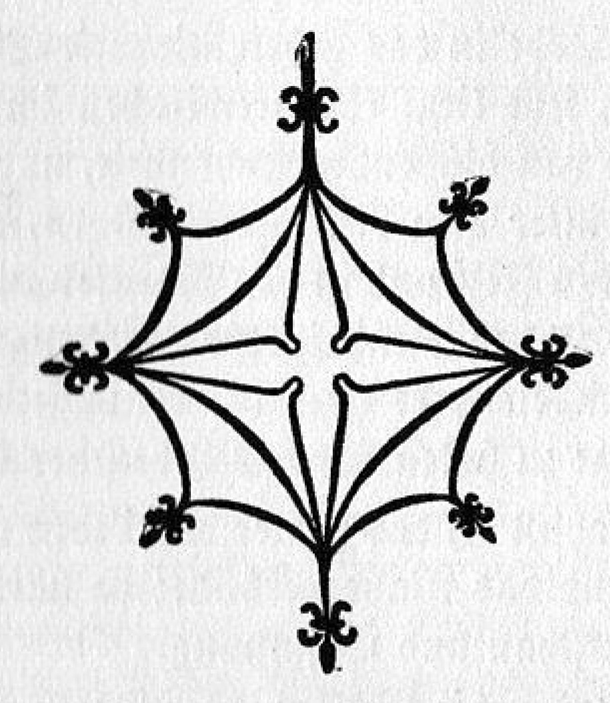
Mehr als früher klingt durch dies Fest der politische Gedanke, das Wissen um die Not des Bauern und unseres Volkes, um überstandenen und noch währenden Kampf und das Erlebnis der großen neuen Volksgemeinschaft.

Wer steht mehr als die junge Generation so unmittelbar und offen in dem Erleben der neuen Zeit und unter der Ahnung der neuen Volkskultur, neuer Fest- und Feiergestaltung, die selbstverständlich und schlicht aus der Gemeinschaft herauswächst? Darum ist es unsere Aufgabe, Anregung und Ausführung in weitem Maße zu tragen. Niemals als Schaustellergruppe, sondern als ein großer Teil der Gemeinschaft, die durch Lied und Tanz immer wieder in die Handlung einbezogen wird, ob wir nun draußen auf dem Anger um die Erntekrone stehen, im Festzug durch das Dorf ziehen oder im Saal feiern.

Schlicht sei der Schmuck unserer Feier: Früchte, große Kohlpflanzen, Rüben und Garben, Fahnen und Bänder geben das festliche Bild. Lied, Sprechchor, Wort und Tanz fügen sich zu einer Einheit, vielleicht zum großen Spiel von Bauernarbeit und Kampf, vom Gegensatz Stadt und Land und dem neuen Zusammenstehen von Bauer und Werkmann in einem dem Boden zugewandten, allumfassenden neuen Vaterland.

Rückblick, Dank und Erntesegen und neue Zielsetzung bilden

den ernsten Teil, dem der frohe mit Lied, Spruch und Tanz folgt. Nichts ist „dirigiert", alles von unserem eigenen Erleben durchblutet, klar und frisch — eine Offenbarung unserer Haltung.



Totengedenken

> Wir gehen hellen Blickes in den Herbst und den klaren Winter hinein mit dem Gedanken: nicht daß die Stürme an unserem Haus vorbeiziehen mögen, sondern daß wir sie bestehen. Gorch Fock

Kalt und feucht ist der Herbst geworden. Grau und dunstig steigt der Nebel aus den Gräben, schluckt Bäume und Sträucher, saugt das ersterbende Gold und Rot ihrer Todesbejahung auf und wogt wie ein ahnungtragendes Meer über die laubbedeckte Erde, voll geheimer steigender Bewegung; nur die hohen Äste strecken ihre kahlen Zweige suchend darüber hin. —

Das ist die Brücke zwischen Leben und Tod der Erde, wenn die neuen Knospen schon an den Bäumen schlummern, während das leuchtende Bunt des Herbstes erstirbt. Das ist die Zeit, wo das große Schweigen durch die Felder zieht, einschläfernd, beruhigend, bis die Wendesonne wieder den Saft in Äste und Knospen treibt, das Leben anfeuernd, ewiges Zeitmaß Gottes.

Wer ein Herz hat zu spüren und Augen zu schauen, weiß um das Leben hinter dem Antlitz des Todes, der kennt den regeln-

den, hütenden Sinn seiner Herrschzeit. — Der kennt auch den Sinn des Ringes und Reigens, den die Mädchen schreiten, wenn sie zur „goldenen Stunde" auf die Flur gehen, Ringelblumen in Händen, um den Reigen für die Toten zu tanzen.

Eingehüllt ist die Erde in das geheimnisvolle Schweigen, und die Kinder wissen, jetzt liegt Schneewittchen im Eissarg, kalt und starr und doch voll blühender Schönheit, und Dornröschen schläft unbefreit hinter dem blütenlosen Dorn, und die schöne Königstochter, in ein Fell und in den Mantel aus dem eigenen Goldhaar gehüllt, sitzt wartend in der Höhlung des Baumes. Wodan geht sorgenbeschwert über die braungelbe Erde hinab zu Mimir, um Rat zu holen für das Leben der Götter.

Durch den Nebel ahnst du das hinter das Leben Gerückte. Das Ferne wird nah und das Nahe verhüllt; da hältst du Einkehr in dich selber, Rückschau und Besinnung.

Um diese Zeit gedenken die Völker ihrer Toten. Um diese Zeit war auch das Totenfest der Perser und Griechen.

Düster werden die Tage, kurz und lichtlos, und der schwarze Wolf verschlingt das helle, kleine Rotkäppchen, wenn der Jahresring sich zum Dunkel senkt. Dann brausen die Stürme über das Land, heulend und vernichtend, die wilde Jagd fährt über die Wälder — die Toten kehren zurück. Und die Midgardschlange peitscht die See gegen die schützenden Deiche.

Kampf ist da draußen, und der germanische Mensch fühlt sich einbezogen in das Ringen ums Licht und stellt brennende Lampen an den Herd und Lichtlein auf die Gräber. Die Kinder ziehen schon seit September mit Laternen über die Straßen.

Die Kerze gleicht ja in ihrem Aufflammen, Sichverzehren und Verlöschen dem Leben des Menschen, und da sie ihre Kraft aus dem Docht nimmt, dem Lebensfaden, den die Nornen spannen, ist sie das Bild geworden für die Seele, wie es uns in den Märchen begegnet, vor allem in dem vom Gevatter Tod. Wodan selbst ist der Gevatter Tod, der Freund Hein, der helfend und gütig, aber um der Lebensordnung willen auch zwingend die Menschen mit sich in das Land führt, das im Hinter-

grund des Lebens liegt, seinen Schein aber in das Leben zurückwirft.

Wodan ist der Totenferge, der die Sterbenden an das andere Ufer, über die Brücke oder durch das Wasser führt. Er ist auch der Schiffmann, der im Volkslied und in dem strengen Laich vom Mägdlein, das Vater, Bruder und Liebsten um Hilfe ruft, das Leben in seinen Händen hält und nur dem freigibt, der das Recht und den Willen hat, sein eigenes dafür zu setzen. Ergreifend stellt der Laich die schicksalhafte Schuld dar, in die das Leben den Menschen treiben kann: Vater und Bruder verweigern dem Mädchen nicht aus Hartherzigkeit die Hilfe. Der Vater kann aber dafür Haus und Hof nicht einsetzen, denn er muß es der Sippe bewahren, ob auch seine schönste Tochter darüber zu Grunde geht. Der Bruder kann sein Schwert, seine Wehre nicht hergeben, sie gehört nicht ihm, sondern dem Gefolgsherrn und dem Volk. Allein der Liebste darf sich opfern; er befreit, indem er sich dem Tode stellt, sich und das Mädchen, weil sie durch ihn dem Leben sinnvoll dienen kann und Mutter wird. Germanisches Denken vom Tode hat hier seinen klaren Ausdruck gefunden und so die Jahrhunderte überdauert.

Als T o t e n f e r g e erscheint Wodan auch in der Edda, z. B. im Männervergleich mit Thor, als dieser sich vergebens bemüht, die Überfahrt zu erlangen. Wodan – Odin entspricht als Herr der Außenwelt Hagen, wie seine Rolle als Freund Hein beweist; auch Hagen ist im Nibelungenlied der Ferge, als die Nibelungen auf der Fahrt zu Etzel, von der sie nicht mehr zurückkehren sollen, über den Rhein setzen.

Die Vorstellung von der Fahrt des Toten liegt auch den germanischen Schiffsgräbern zugrunde. So setzten die Wikinger ihre Totensteine um die Grabkammern der Toten nicht mehr im langgestreckten, abgerundeten Rechteck, in der Form der Bauerngehöfte, sondern in den Umrißlinien eines Schiffes. Ketils Tochter, die zu den ersten Siedlern auf Island gehörte, wurde wie die Könige daheim im Schiff unter einem Hügel begraben.

Karl Simrock hat einmal nachgewiesen, daß nur der nordische Mensch die Sage vom dankbaren Toten kennt, der dem Nachfahren hilft, wenn dieser das vollendet, was des Toten eigenes Streben war. Die norwegischen Märchen vom Unterirdischen im Grabhügel als Schirmer und Ratgeber des Bauern und der deutsche Brauch, vor oder nach dem Weg zum Traualtar an die Gräber der Ahnen zu gehen und ihnen die Hochzeit anzusagen, sind kennzeichnend für diese Gesinnung inniger, furchtloser Verbundenheit über den Tod hinaus.

Ein besonders schönes Beispiel erschließt auch die Saga der Leute von Borg, deren Ahn Kveldulf auf der Seefahrt nach Island starb und sterbend verlangte, daß man seinen Sarg ins Meer ließe. Erreiche er dann vor seinem Sohn Grim die Insel, so solle dieser zunächst dort seine Wohnung aufschlagen, wo der Sarg an das Land trieb. In dieser fruchtbaren Bucht gründete Grim den Hof Borg und errichtete seinem Vater Grabhügel und Bautasteine.

Beim Totenmahl läßt man den Stuhl für den Verstorbenen frei, damit er unsichtbar teilhabe an der feiernden Reihe. Man stellt auch im andächtigen Gedenken, aber ohne Furcht dem Heer der Gewesenen Speise und Trank bereit. Auch die Lebenden essen von dieser Speise.

Die Mutter backt den Kindern zu Allerseelen Pferde und Hasen und den Mädchen Hennen aus Weizenmehl. Honig gibt es, Mohnkuchen, Zöpfe und Hörnchen — jede Form hat ihren Sinn, an den Glauben anklingend, der naturentwachsen sich um das Jahresgeschehen schlingt.

So reichen sich auch an diesem stillen Tage Andacht und Freude die Hand.

Der Langemarcktag und der 9. November

> Die Überlebenden sollen mehr sein als die Schatten ihrer Lieben. Ein Schatten erlischt, wenn ein aufrechter Mann zu Boden stürzt. Ihr sollt nicht Schatten sein, Bäume sollt ihr sein, die über Gräbern blühen und Frucht tragen. Walter Flex

Es ist gut, daß all unsere Gedenktage in diesen Monat fallen, in den Nebelmond des Erinnerns: Allerseelen, der 9. November, der Langemarcktag am 11. November und der Totensonntag – Politisches und ganz Persönliches zusammen in die uralte Zeit der Totenfeiern. Gibt es doch für uns heute kein Fest, das nicht durchdrungen ist von dem gewaltigen politischen Erlebnis unserer Zeit, von dem tiefen neuen Glauben an die deutsche Sendung – und gibt es doch keine politische Feier mehr, die nicht auch eines jeden ganz persönliche Angelegenheit ist, fordernd und führend. Wir folgen an diesen Tagen dem Wort: Versenk auch du dich in den Kern der Flamme!
Lichter leuchten in unserm Heim oder Feuerschalen bei unseren Wimpeln, und der große Holzstoß lodert draußen im Herbstfeld. Buntes Herbstlaub und Tannengrün füllt unsern Raum. Bilder sprechen zu uns aus ernster Zeit, über allen das unseres Führers. Glaube heißt unsere Flamme, Andacht und heiliger Glaube an das Leben, das erst groß wird, wenn wir die Weihe des Todes dahinter ahnen. Als helle Gewißheit erwächst uns daraus unser Bereitseinmüssen zum Leben und Sterben für Deutschland und die Kraft, niemals feige zu sein. So feiern wir den 9. November und den Langemarcktag.

Wir tragen die Fackel von Langemarck weiter!

> „Ich, Tod von Flandern, grüße dich.
> Begreife mich und lobe mich!"

„Großes Hauptquartier, 11. November 1914.
Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie."

Langemarck – junge Regimenter brechen mit dem Deutsch-

landlied aus den Schützengräben, rücken gegen die englische Stellung vor, schutzlos unter dem niederprasselnden Geschützhagel der feindlichen Batterien, zu Tausenden niedergemäht von den tödlichen Garben der Maschinengewehre. Sie aber stürmen — stürmen — stürmen! Ahnen sie die Sinnlosigkeit ihres Sturmes gegen das schwere englische Feuer? Sie konnten nichts dagegen setzen als ihre Jugend, ihren Kampfwillen — für die meisten war dies der erste Kampf. Kriegsgewohnheit, ständiger Einsatz hatte ihnen noch nicht das Vorspringen von Trichter zu Trichter beigebracht; sie liefen aufrecht über die zitternde Erde — Symbol und Opfer für Deutschland. So gewannen sie Ewigkeit und zwingen auch uns mit in die Bresche gegen Verzweiflung und Selbstaufgabe. Dieser Geist erkämpft noch heute Siege für den lebendigen Glauben an das Lebenmüssen des Volkes und die Freiheit des Vaterlandes.

Leuchtende Taten, aufbauende Pläne, viel heiliger, kräftiger Lebenswille gingen mit den Toten von Langemarck zu Grunde. Ihr gewaltiges Vorsterben aber hat nur Ewigkeitskraft, solange eine deutsche Jugend fähig und willens ist, daran zu wachsen und die Verpflichtung zu sehen. Wir wissen: Von unserem Bekenntnis zu dieser schweren Aufgabe hängt der Fortbestand unseres Volkes ab. Wir fühlen uns wieder eingefügt in die wegweisende und fordernde Kette der Generationen und bejahen mit vollem Herzen die Pflichtenlast der Jahrhunderte und die unerfüllten Taten, zu denen uns die Gefallenen des Weltkrieges rufen.

Keine bittere Erkenntnis soll uns zurückreißen. Für uns hat auch der verlorene Krieg seinen heiligen Sinn gewonnen: das Wiedergewinnen aller gesunden und kampffähigen Kräfte aus gleichgültiger, artfremder Lebensform. Im Dreck des Schützengrabens galt nur der Kamerad, der ganze Kerl, dort wuchs der deutsche Sozialismus — die Volksgemeinschaft.

Langemarck ist uns Symbol geworden. Hier siegte Jugend über eine alte Welt, hier zwang die Bejahung der Pflicht das Ahnen der Sinnlosigkeit nieder, mit der Falkenhayn ungeübte blutjunge Regimenter gegen die vernichtende Front der feindlichen

Geschütze anstürmen ließ. Ihr Pflichtbewußtsein umfaßte mehr als nur militärischen Gehorsam. Sie gehorchten einem Größeren, Höheren — der Nation! Durch diesen Geist überwanden sie den Tod — und gaben uns den Wert der Kameradschaft und der Verbundenheit wieder. Die Frontjugend wurde Sinn- und Richtunggeber der neuen Volks-Jugendbewegung.
Es ist Symbol, wenn ihr Kampflied eines der ersten Lieder wurde, mit denen die nationalsozialistische Jugend marschierte:

„Wir traben in die Weite,
das Fähnlein weht im Wind,
viel Tausend uns zur Seite,
die ausgezogen sind,
ins Feindesland zu reiten,
hurra Viktoria,
fürs Vaterland zu streiten,
hurra Viktoria!

Fall ich auf fremder Erde —
wohlan, so soll es sein!
Laßt rasten nicht die Pferde!
Ins Feindesland hinein!
Dringt euer Rosse Traben
ins Grab mir, Gloria —
daß wir gesieget haben,
weiß ich, Viktoria! —"

Die Toten wollen siegen durch uns. Wir sollen ihren Vorstoß als Endkampf austragen und das Deutsche Reich ihrer Gedanken zur ewig verankerten Wirklichkeit machen. Nur Arbeit, Besinnung und Leistung kann unser Dank an sie sein.

„Ihr starbt, damit die Heimat nicht verdorben.
Wir leben, daß ihr nicht umsonst gestorben."

Die alten Kreuze vom Jahre 1914 trugen das Wort: „Er starb für Kaiser und Reich." Dann kamen die Jahre, wo man mit ungelenker Hand schrieb: „Er starb für sein Vaterland." Und jetzt schreiben wir darauf: „Er starb für die Heimat."
Liegt nicht ein tiefer Sinn in dieser Wandlung? Ist sie nicht eine Steigerung, die, allen unbewußt, in allen geworden ist? „Er starb für seine Heimat."
Oder man könnte dafür sagen: „Er starb für sein Volk." Von der Form des Staates ging der Weg des Kreuzes-

spruches zum Vaterland: zu Menschen und Land, das die Väter mit dem Schwert erkämpft, auf dem sie und ihre Dome wuchsen, in das sie zurücksanken und über das die Söhne schritten.

Doch der Kreuzesspruch ging weiter zur nächsten Station: zur Heimat. Ein tiefer Klang: Heimat. — Heimat ist überall, wo ein deutsches Lied, ein deutsches Schwert erklingt. Heimat ist die Mutter, die Gebärerin. Es ist die große Mutter, das Volk und sein Gedanke, nach dem sein Weg durch die Jahrtausende geht.

Auf all den Millionen Gräbern, in die deutsches Leben gebettet ist, steht ein Spruch der Hoffnung oder besser des Glaubens. Kein Soldat hat dem andern aufs Grab geschrieben: „Er starb umsonst." Stellrecht, „Trotz allem"

Es gibt einen Brauch in der deutschen Jugend, den wir lebendig erhalten wollen: den Toten zu zeigen, daß wir gestählt und bereit sind wie sie und durch Taten ihrer gedenken, nicht nur in schöner Feier daheim: der Langemarckmarsch. Wir schreiten still, schweigsam und ernst in den dunklen Abend hinein, um uns mit anderen Gruppen draußen am Feuer zu treffen, dort mit Worten zu geloben, was wir als das Vermächtnis der Toten erleben. Wir legen unsern Kranz nicht allein an den Denkmälern der Städte nieder, sondern verbrennen ihn in den winddurchwühlten, lodernden Flammen. Mit Liedern geht es heimwärts:

„Wir ziehn auf stillen Wegen, die Fahne eingerollt.
Es rinnt so leis der Regen, als wär' es so gewollt."

Ein anderer 11. November wird als Trauertag in das Geschichtsbuch unseres Volkes geschrieben. Im Walde von Compiègne steht eine Gedenktafel, auf der lesen wir unter dem Datum des 11. November 1918 die Inschrift:

„Hier unterlag der verbrecherische Hochmut des Deutschen Reiches, besiegt durch die freien Völker, die es unterjochen wollte."

Ein schmachvoller Friede wurde hier begonnen, von Vertretern der Gesinnung, gegen die eine kampf- und notharte Jugend unseres Volkes am 9. November 1923 zum Sturme

antrat. Vier Jahre nach der Schandrevolte zerbrach der Aufbruch der jungen völkischen Bewegung am Verrat der Reaktionäre. Deutsche Soldaten mußten wieder wie damals 1918/1919 auf ihre eigenen Volksgenossen die Gewehre richten. 18 Kämpfer fielen und viele wurden verletzt. Aber der Widerstand der nationalsozialistischen Partei wurde dadurch nur härter und fester für den stetig weiter um sich greifenden Kampf um das Vertrauen des Volkes, bis das ganze deutsche Volk am 9. November 1935 die Aufbahrung der Toten in den Ehrentempeln am Königlichen Platz in München als eine Ehrung seiner Helden miterlebte. Was der Führer ausgesprochen hatte, war Erfüllung geworden:

> „Diese 18 Helden will ich den Anhängern und Verfechtern unserer Lehre als jene Helden vor Augen führen, die im klarsten Bewußtsein sich für uns alle geopfert haben. Sie müssen den wankelmütig Werdenden und den Schwachen immer wieder zur Erfüllung seiner Pflicht zurückrufen, zu einer Pflicht, der sie selber in bestem Glauben und bis zur letzten Konsequenz genügten." Adolf Hitler

> „Wir jungen Kameraden wollen die Bilder unserer Toten vor uns hertragen als Feldzeichen im Kampf um die totale Verwirklichung des Nationalsozialismus. So schreiten wir durch das dunkle Tor in die Zukunft. Du aber, deutsche Jugend, folge unserer Fahne! Sie liegt auf den Bahren unserer Toten und flattert über die Lebenden, Symbol der Blutsbrüderschaft von vier Millionen."
>
> Baldur von Schirach

In jedem Jahr stellen wir hart und klar die Schmach und den Aufbruch unseres Volkes am 9. November vor unsere junge Gefolgschaft, damit wir alle umso leidenschaftlicher und einsichtiger unser Ziel erfassen und den Kampf von Führer und Bewegung verstehen. An diesem Tage nimmt die Partei den in vier Jahren Einsatz bewährten Hitlerjungen und BDM.-Mädeln den Treueschwur ab und gliedert sie ein als künftige Trägerschaft des nationalsozialistischen Kämpferordens. Vergangener Kampf und klarer Ausblick in die Zukunft sprechen zu uns aus dem Marsch der alten Kämpfer von der Feldherrnhalle bis zur Verpflichtung der Jugend an den Ehrentempeln der Ge-

fallenen. Auch draußen in allen Städten und Dörfern des Reiches stehen wir in fester Gemeinschaft mit der Generation der Kämpfer an den Ehrenmalen, stolz auf das wiedergeeinte Volk und dankbar für die Aufgaben, die uns gestellt sind:

„Der Himmel blau und die Erde braun –
Eure Gräber und Kreuze, die mahnen!
Und wieder vom Turm klingt die Glocke Sturm –
Nun tragen wir eure Fahnen!“

*

Der Totensonntag beschließt die Reihe der Tage stillen Gedenkens durch den Weg der Familie an die Gräber ihrer Toten. Doch können wir weinen und klagen, trostlos verzagen, dürfen wir den Tod als Unheil oder Strafe sehen, als den widergöttlichen Feind? Der deutsche Held ist seinen Weg immer zwischen Tod und Kampf gegangen, sicher und stolz, daß er ein Schicksal trug, eine Aufgabe, die das Leben weihte, ein Leben, das dem Sterben Krönung sein konnte, eine Vollendung mit dem Glück des Erfüllthabens – ohne Tränen und Jammern. Der ewige deutsche Soldat würde das Weinen verachten; Kraft will er uns geben durch unsere Erinnerung, Wegweiser will er sein für unser Leben hier auf der Erde. Kraft wollen dir auch die toten Ahnen geben, deren Leben du weiter lebst. Sie wollen nicht Schatten sein, die Trauer bereiten, sondern Lebende in ihrer uns verwandten Menschlichkeit. Nur wenn wir diesen Sieg über die Todesfurcht erringen, werden wir unser Leben erfüllen können! Aus unsern Feiern soll darum Stolz statt Zerknirschung sprechen, Pflichtbejahung und Ernst!

Vom Lichtertragen und der Martinsgans

„Wenn die Mertensgos upn Ise steit,
dat Kristkinneken in'n Drecke geit!“

Die Totenfeste sind immer zugleich Abschlußfeiern, Gerichts- und Neuordnungstage geblieben. So fällt mancher Brauch bäuerlichen Jahresabschlusses in den Nebelmond, den November. Darum tritt auch der Erntebeschluß und Hirtenbrauch am

Martinstage besonders in Erscheinung. Wie am Michelstag wird ein Arbeitsjahr beendet, und die Winterruhe beginnt.

In den Gebirgslandschaften wird das Vieh abgetrieben und eingestallt. In Norddeutschland eröffnet das Schlachtfest die Vorweihnachtszeit, und überall wird das im Winter nicht so zahlreich wie zur Ernte benötigte Gesinde entlohnt und bekommt eine Wegzehrung mit: Martinsbrot, Martinshörnchen und andere bestimmt geformte Gebäckarten.

Die Rückkehr der Hirten ist mit einer Fülle rauhnachtähnlicher Bräuche verknüpft. Die „Martinsgerte", also eine Lebensrute, bringt der Hirt von den Bergen heim und verwahrt sie als Segenszweig bis zum neuen Auftrieb der Herde im Frühjahr. Im Kaisergebirge in Tirol ziehen die Melker, Fütterer und Bauernburschen unter Kuhglocken- und Peitschengelärm beim „Albererfahren" und „Grasausläuten" durch Dorf und Flur. Überall in den Bergen versucht man beim „Martinsgestampf" der „Wilden Ochsen" und „Martinsvögel", im Salzburgischen durch das Lärmen der vermummten, nächtlich talabfahrenden „Kasmandlen" die schwächer werdende Sonnenkraft wieder herzulocken und vor allem das Leben zu wecken, die Saat, die schon in die Erde gesenkt ist, damit sie unter der Winterruhe heranwächst.

Im Bayrischen Wald vollführen die Kinder den Umzug mit Musik und Lärm von Trommeln und Pfeifen, Sensen und Töpfen. Die Bezeichnung „Wolfaustreiben" oder „Wolfablassen" erinnert uns an die schleswig-holsteinische Benennung „Wulf" für die letzte Garbe der Ernte. Man wird also wohl etwas anderes damit meinen, als den etwa der Herde nachlaufenden Wolf.

Lichter- und Heischezüge der Kinder kennzeichnen das Martinsfest im ganzen Reich. In Westfalen trugen sie schon am Lampertitag lichtgeschmückte Laubgewinde und Lampenpyramiden, mit Äpfeln geschmückt, auf die Straßen, und in Norddeutschland zogen die Kleinen bereits an den dunkelwerdenden Septemberabenden mit ihren „Bummellaternen"

und alten Liedern über die stillen Wege und Straßen — ein Brauch, den sie sich selbst noch in den Städten gerettet haben.

Die größten Lichter- und Fackelmärsche finden jedoch am Martinstage statt, der alles Brauchtum der Ernte-, Hirten- und Vorwinterfeste auf sich vereinigt. Selbstgemachte und Fabrikfackeln, Laternen aus Papier, Glas oder Rüben tragen die Kinder in großen Zügen durch die Ortschaften, singen Heischeverse und sagen gute Wünsche für das nächste bäuerliche Arbeitsjahr. Sie lassen sich dafür Äpfel und Gebäck geben oder reihen immer mehr Würste über die Wurststäbe, die sie mit sich herumtragen. Den Geizigen schmettern sie böse Spottverse nach, denn sie haben dasselbe Recht zur Forderung von Speise und Trank wie die Heischegänger der Rauhnacht und der Fasnachtszeit. Sie haben die Gaben einzuholen, die dem wilden Heere zugedacht sind, das Erinnerungsmahl für die Toten.

Trotz dieser großen Übereinstimmung machen sich beim Martinsfest in den letzten Jahrhunderten gewachsene örtliche Verschiedenheiten im Westen und in der Mitte des Reichs, im Süden und in Ostfriesland bemerkbar. Dort vermummt sich die Jugend mit alten Kleidern und schwärzt die Gesichter, während die Halbwüchsigen eigene M a s k e n anfertigen und damit dem Abendumlauf das Gepräge geben.

Bei Lüneburg ist die Gestalt Martins wieder ganz ins bäuerliche Leben einbezogen. Wenn die Kinder umhergehen und ihr Lied von der Kleidung der Gänse singen, rufen sie ihre Frage in die Häuser: „Is Mattenbuer good west?" Im ganzen Heidegebiet sind Heischegänge mit Fackeln üblich. Die Lieder ähneln oft denen an den entferntesten Reichsgrenzen.

In Thüringen aber, vor allem in Erfurt, finden große Luther-Geburtstagsumzüge unter Teilnahme vieler Vereine statt. Hier hat sich das Brauchtum, das anderswo dem heiligen Martin gilt, ganz auf Luther verlagert, und statt der Heischesprüche singt man Choräle und feierliche Lieder.

Im Rheinland wiederum reitet der heilige Martin selber mit wehendem Mantel auf seinem Schimmel in der lichterwogenden Menge, die schließlich bei einem großen Holzstoß auf dem

Marktplatz oder auf einem Berg halt macht und das von allen gesammelte Holz wie ein Oster- oder Sonnwendfeuer verbrennt. In Köln gab es dabei vor einiger Zeit Straßenkämpfe, die den Kampf zwischen dem scheidenden Sommer und dem einziehenden Winter versinnbildlichen sollen.

Schon diese Sitte weist ebenso wie auch das Lichtertragen und Feuerstoßabbrennen deutlich auf eine vorchristliche Herkunft des Martinsbrauchtums hin. Der Pelzmärte, der um Nürnberg am Martinstag Gaben bringt und wie der Weihnachtsmann die Rute schwingt, schließt nicht nur das Herbstbrauchtum schon fest an die kennzeichnenden Geschehnisse der Weihnachtszeit, sondern erhärtet die eben gesagte Behauptung. Diese Ehrungen waren einmal dem ältesten mythischen Schimmelreiter, sie waren Wodan zugedacht und üblich, ehe der aus Ungarn stammende heilige Martin um 400 als fränkischer Bischof in Tours verstarb.

„Auch die Martinsgans hat mit dem Heiligen nichts zu tun, und die Legende von der schnatternden Gans, die ihn verraten haben soll, ist eine kirchliche Erfindung. Sicher ist, daß die Gans ebenso wie Hahn oder Bock bei den altgermanischen Erntefesten als Fruchtbarkeitssinnbild eine große Rolle gespielt hat. Das Schlachten und Verzehren der Martinsgans ist bis in die früheste Zeit unserer Geschichte zurückzuverfolgen. Man wollte mit dem Verzehren der Gans gleichsam die ihr innewohnende Kraft und Fruchtbarkeit in sich aufnehmen.

In Böhmen teilt der Bauer am Martinstag selbst die Gans. Der Großknecht und die Großmagd bekommen je ein Bein, damit sie tüchtig laufen und arbeiten können. Die jüngeren Dienstboten erhalten einen Flügel, um bei der Arbeit recht beflügelt zu sein. Aus der Farbe des übrigbleibenden Brustbeins liest die Bäuerin ab, wie das Wetter des kommenden Winters wird."

So schreibt Rehm („Führerblätter" vom November 1935).

Auch das Schwein spielt in dieser vorweihnachtlichen Zeit eine Rolle, die ja in Norddeutschland die Schlachtezeit des Jahres bedeutet. Doch auch in den Alpen tanzt man beispiels-

weise den „Sautanz". Und vergnügliche Mahlzeiten hat es um diese Zeit überall gegeben, ist doch nach getaner Erntearbeit wirklich gut ruhen. So wurde Martin auch der Wein- und Schlemmerheilige der fröhlichen Franken und Flamen, was mit seiner Mantelteilung bestimmt nichts zu tun hat. Schon Sebastian Frank berichtet vom Martinsschmaus der Franken: „Unselig ist das Haus, das nit auff deß nacht ein ganß zuo eßen hat, da zepffen sy yre neuerem wein an, die sy bisher behalten habe." Die Martinsgans gehört zur Feier der Familie, die sich in dieser winterlichen Zeit öfter zusammenfindet als während der Erntearbeiten. Und das Essen des Martinsbratens ist nicht nur um des Geschmacks willen ein festlicher Höhepunkt dieser Tage, ebenso wie auch das Schön- und Stärketrinken mit Met, Bier oder Wein für die Familie und das liebende, sich damit gleichsam versprechende junge Paar bedeutungsvoller ist als ein gewöhnlicher Trunk.

Nun versammeln die Federschleißstuben und die Spinnstuben Mädchen und Frauen zu stillem Fleiß, zu Gesang und Erzählung, und das Dreschen gibt den Männern Freude in der kleineren Gemeinschaft auf der Tenne. Dabei stattfindender Spuk und Rügegerichte machen den Winter zu einer fröhlichen Zeit.

Wieder beherrscht die Friggespindel, der Orion, den nächtlichen Himmel, und die göttliche Spinnerin beginnt ihren Umgang in freundlicher Sorge um häuslichen Fleiß, um Kind und Herd. Neigt sich das Leben auch der Stille des dunklen Winters zu, so wachen doch die Lichter mit ihrem hellen Schein, und die waltende Hand der ewigen Mächte wirkt schon im „Hollerland" den kommenden Frühling.

> „Und nirgends ist Tod: Das Jahresrad rollt immer wieder zu neuem Anfang; so folgen im Menschenleben Geschlechter auf Geschlechter. Überall geht es immer wieder vom Keimen zum Fruchttragen und Absinken und wieder zu neuem Blühen; das natürliche Sterben vernichtet nur das, was seine Aufgabe erfüllt hat im Dienste am Ganzen: wie das jährliche Blätterkleid am Stamme, der selbst weiterlebt. Die einzelnen Menschen gehen dahin im größeren Dasein ihrer Familie, ihrer Sippe, ihres Stammes und ihres Volkes."
>
> Hans Hahne

Der Lebensring

Wo immer das Leben erglommen,
Da will es als Flamme stehn.
Wir wissen, woher wir kommen,
Wir wissen, wohin wir gehn.

Wir bleiben dem Ewigen verbunden,
Ein jeder nach Volkes Art.
Drum stehn in den hohen Stunden
Wir hell um das Licht geschart.

Die Flamme leuchtet und kündet:
So soll unser Leben sein.
Im Ewigen ward es entzündet,
Ins Ewige wandert's hinein.

Herybert Menzel

Neugestaltung nach alten Sinnbildern

ist notwendig!

Wie das Licht mit wachsender Wärme aus dem Dunkel hervorbricht, leuchtend und lebenzeugend auf der sommerlichen Höhe des Jahres seine Kraft an die reifende Erde verschwendet, um dann in einem letzten Aufleuchten die Früchte des Herbstes den Menschen zu spenden und die Welt in dämmernde Ruhe zu hüllen, daß aus dem eigenen Sterben, aus stiller Besinnung wieder neue Kraft geschöpft wird für das neuaufleuchtende Leben von Frühling und Licht –

so steigt auch das Leben des Menschen bis zur mittäglichen Höhe von Ausgriff und Tat und neigt sich dann mit stiller und weiter Schau am milddurchsonnten Abend seinem Ende zu, in starker Gewißheit, daß in den Enkeln das gleiche kräftige Feuer brennt und Taten zündet, die vollenden, was der Vorfahr geplant.

Darum formten unsere Ahnen dasselbe Sinnzeichen für Sonne, Jahr und Mensch, weil das gleiche göttliche Gesetz ihnen seine Gezeiten gab und ihre ewige Ordnung. Dem Menschen aber verlieh es die Freiheit, diese Ordnung bejahend und am großen

Leben mitgestaltend zu erfüllen, oder sich dagegen aufzulehnen und dann ausgelöscht zu werden wie alles in der Natur, was sich entartet gegen die Bestimmung des Lebens stellt.
So spiegelt das Menschenleben nicht nur zu jeder Jahreszeit das Bild des Jahres in Empfindung und Brauch – während des erwachenden Lenzes finden sich im Mailehen die jungen Paare zu Freundschaft und Verspruch, am Polterabend klingt Fasnachtsfröhlichkeit auf, und mit der Natur hält man um Sonnenwende Hochzeit und feiert Totenfeste, wenn die Bäume sich entlauben – auch über dem Lebensring eines jeden einzelnen stehen dieselben Sinnbilder, die im Jahreslaufbrauchtum vom Lebenssinn und von der Ewigkeit künden. Dem Neugeborenen setzen die Bauern den Lebensbaum, und bei der Hochzeitsfeier leuchten die Bänder von der großen grünen Brautkrone und von dem Bäumchen, das man vor die Haustür setzt, während die Braut selbst den grünen, schmückenden Kranz im Haar trägt. So setzt man auch dem Toten einen Baum aufs Grab, einen „Lebensbaum", und Kränze decken den Hügel.

Am Geburtstag leuchtet das stille Feuer der Kerze im Kranz auf, in jedem Jahr von neuem, aber auch am Hochzeitstag brennen die Lichter während der Trauung. Die Braut schürt das Feuer in dem ihr neu anvertrauten Herd, dessen Flammen gelöscht werden, wenn der Hausherr oder die Hausfrau stirbt und wieder am Sarge das Lebenslicht brennt, Gleichnis des schnell sich verzehrenden Seins, dessen Flammen der Gevatter Tod löscht – so wie es das Märchen schlicht und ergreifend berichtet. – Der Lebensdocht erlischt, wenn die Nornen den Faden abschneiden, den sie einst spannen und warfen, als sie das Geschick des Menschen wirkten am sausenden Webstuhl der Zeit. – Manches Lebenslicht brennt hell und klar, und sein Schein ist von längerer Dauer als der unruhig wie ein Irrlicht flackernde Schein der Lebenskerze eines anderen Menschen. Viele Lichter sah der Arzt im Hause des Todes, lange und kurze, stille und heftig bewegte, Bilder der menschlichen Seele. Sie haben die gleiche Bedeutung wie die Lebensbäumchen, die – nach einer neueren Märchenfassung –

die Mutter in der Obhut des Todes fand, als sie den weiten Weg zu ihm wanderte, um ihr totes Kind zurückzuholen. Unsere Sagen und Märchen sind bis weit in die mythenbildende Zeit zurück immer wieder neue Beweise der gleichen Bräuche, die sich um Lebensbaum und Lebenslicht schließen. Uns ist nur soviel davon verloren gegangen. Zwar bekommt noch manches Großstadtkind seinen Geburtstagslichterkranz, aber wer kein eigenes Stück Boden mehr hat, kann keinen Lebensbaum für die Kinder pflanzen. Durch häufigen Wohnungswechsel geht die Verbundenheit mit den Gräbern der Ahnen, das Wissen um die stillen, geschichtereichen Friedhöfe mit den hohen Umrissen der Lebensbäume und damit auch die Bindung an die Heimat und die große Sippengemeinschaft verloren, die als stärkste Kraft aus jedem Brauch erwuchs.

Gerade unsere Familienfeiern, die Wendepunkte des Lebensringes, sind unter dem steigenden Einfluß von Verstädterung und Materialismus wohl geräuschvoller und üppiger in der Speisenfolge, aber immer ärmer an sinnvoller Gestaltung geworden. Man gleitet so leicht an der eigentlichen Bedeutung eines solchen Tages vorbei und gewinnt mehr und mehr bei jedem Fest, gleich ob Geburtstag, Hochzeit oder Taufe, den allgemeinen Eindruck einer festlichen Gesellschaft und nicht viel mehr.

Ein Volk aber, dessen ganzes Leben neu erfüllt ist von einem verpflichtenden Wissen um die Gesetze des Blutes und von einem ernsten Willen zur Erhaltung und Besserung seiner Rasse, sieht jeden Schritt im Leben des einzelnen wie der Familie in neuem Licht. *Die Feiertage des Lebensringes werden nicht nur für den einzelnen wieder entscheidend*, der einen neuen Lebensabschnitt beginnt, *sondern für das ganze Volk*, dessen Lebenskraft und Dauer von solchem Beginnen abhängen!

Aus dieser immer stärker werdenden Anteilnahme am Leben der Sippe ist in den Kämpfern um die völkische Erneuerung ein starkes inneres Bedürfnis nach neuer Gestaltung der Lebenslauffeiern gewachsen. *Wir wollen der Bedeu-*

tung eines solchen Tages von unserer nationalsozialistischen Weltanschauung aus einen unserem Wesen entsprechenden Ausdruck geben. Wir wollen ehrlich unser Erleben gestalten!

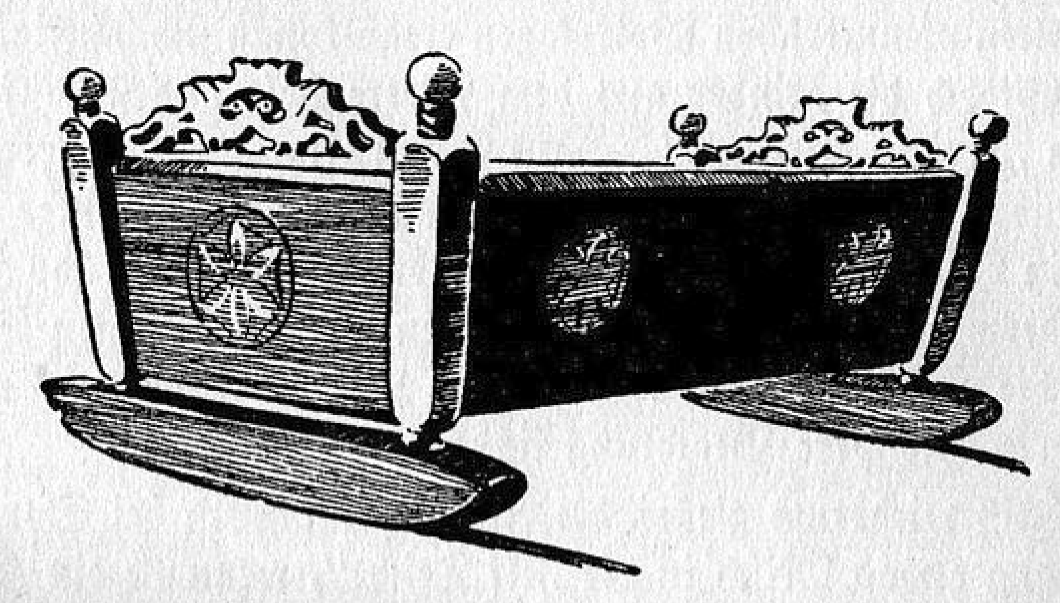
Wir sind uns dessen bewußt, daß wir nicht einfach neues Brauchtum aus der Luft greifen können. Aber wir wissen auch, daß unsere bäuerlichen Vorfahren aus ihrer Wesensklarheit und Lebensnähe ein Brauchtum entwickelt haben, das noch schlicht genug ist, unserer neuen Festformung als Grundlage zu dienen, und das sich, gerade an den Gezeiten des Lebens klar erkennbar, über die wild hochwuchernden Spuk- und Dämonengedanken hinaus erhebt und verwandt und verständlich zu uns spricht. Nur ein kurzer Blick in den Reichtum dieser Sitten genügt, um Anhaltspunkte zu finden für die Neubildung eines klaren Ausdrucks unserer wieder erstarkten Gesittung.

Geburt und Namengebung

Lebendige Überlieferung vom Lebenswasser, Storch und Lebensbaum

Die Geburt eines Kindes ist in bäuerlichen Gegenden heute noch eine Angelegenheit des ganzen Dorfes. Jeder nimmt unmittelbaren Anteil an der Freude der Eltern und scheut keine Mühe, der Mutter die Haushaltspflichten abzunehmen, sie selbst und das Kind zu versorgen und den Kuchen für das Fest der Namensgebung, für die öffentlich ausgesprochene Aufnahme des Kindes in die größere Gemeinschaft, zu bereiten. In ganz bestimmter Weise ist diese Hilfspflicht auf die Nachbarn verteilt. Während sich alle Mütter des Dorfes um den Neuankömmling und die Mutter mühen, erzählen sich die Kinder, woher das kleine Wesen gekommen ist. In Norddeutschland heißt es, der Storch habe es fallen lassen, nachdem er es erst

aus dem Teich geholt hat. Im Rheinland und in Süddeutschland hat es die weise Frau, die Hebamme oder eine andere ehrfürchtige Frau, die „Ammebas", die Percht oder Frau Holle der Mutter in die Wiege gelegt, nachdem auch sie es aus dem Brunnen holte, aus dem Kindlesbrunnen oder Milchbrünnlein, der die Neugeborenen birgt und nährt. Von alten Brunnen in Goslar und in Köln, vom goldenen Brunnen in Nürnberg, vom Baseler Milchbrünneli und von anderen alten Brunnen erzählen sich die Kinder noch heute, daß sie die Lebensbrünnlein für die kleinen Geschwisterchen sind. Und werden die Kinderbringer auch zum Böhmischen hin immer dämonischer,



zum Wassermann, zur furchterregenden Nachtfrau und zur Nachtmahr — so ist hier doch die spätere Überfremdung deutlich erkennbar. Immer noch leuchtet dahinter das Gleichnis vom Lebenswasser auf und ein Erinnern an die Erd- und Himmelsmutter Frau Holle, die die Sippen betreut und vor allem die Kindlein. Selbst in den ziemlich poesielos gewordenen Erzählungen des großstadtübersäten Westens von der Hebamme, die die Kinder in der großen Tasche herträgt, ist das Bild der Frau Holle zu vermuten. Darum ist es uns auch nicht verwunderlich, wenn im Österreichischen ihre männliche Entsprechung, der „Klos" (Nikolaus), als Kinderbringer gilt (siehe Weihnachtsabschnitt). Grimmige Züge hat man ihm auch bei dieser Rolle zugefügt. Er gibt der Mutter einen solchen Tritt in den Rücken, daß sie lange krank liegen muß, heißt es.

Die größte und ursprünglichste Rolle aber spielt der Storch als Lebensbringer. Er gehört ja auch eng zur Percht und in die weihnachtlichen Umzüge. Und da er doch der Frühlingsbringer ist, und früher die meisten Kinder im Lenz oder Mai auf die Welt kamen, weil die Hochzeitsfeiern um die Sonnenwende stattfanden, war er den Kindern doppelt bekannt. Noch heute hören wie sie oft den Störchen nachrufen:

„Storch, Storch, bester,
bring mir 'ne kleine Schwester!"

oder

„Adebar, du Guter,
bring mir einen Bruder!"

In alten pommerschen Volkssagen erzählt man sich häufig, daß der Storch die Kinder aus dem Meere holt und sie auf den alten „breiten Steinen" – auf Steinzeitgräbern – trocknet. Darüber hinaus heißt es sogar, daß die Kinder unter dem Stein verborgen waren. Der Lebensbringer holt also das Kind geradeswegs von den Ahnen, von den alten geheiligten Stätten, die auch im Hochzeitsbrauchtum Niederdeutschlands mancherorts besondere Beachtung finden.

In Zeitz wiederum gießen die Frauen Pfingsten bei Sonnenaufgang etwas Milch in die „elf Teiche", wenn sie ein Kindchen haben möchten. Nach Osten zu taucht hier und da noch die Sage auf, daß die Kinder aus Bäumen kommen und daß Tote wiederum in Bäumen weiterleben. Auch das ist nicht so unerklärlich, wenn wir uns daran erinnern, daß ja die Percht, die fliehende Jungfrau, ein hölzernes Gewand trägt (Karin Holzrock) oder eine Zeitlang im Baum verborgen lebt, und daß die Prinzessin im Märchen auch im Walde ein Kind bekommt und dort wartet, bis der Vater des Kindes zurückkehrt, der sie von der Verzauberung befreit.

Wir brauchen auch nur an die schöne S i t t e d e s L e b e n s b a u m s e t z e n s zu denken, um die Bedeutung zu erkennen. In der Vordereifel pflanzt der Vater gleich nach dem Taufschmaus einen Obstbaum für sein Kind, und wenn der junge Baum seine ersten Früchte trägt, wird er der Lebens-

baum genannt. Erkrankt der Baum aber und geht ein, so haben die Eltern große Sorge um ihr Kind, denn der Baum und das junge Kind sind einander eng verwachsen. Es ist vorgekommen, daß ein Bauer im Zorn den Lebensbaum seines Sohnes fällte, als er sich von seinem Kinde los sagte und dessen Leben damit als erloschen ansah.

In Niedersachsen und Westfalen — vor allem in der Heide und im Münsterland —, sogar in der Nähe Dortmunds, setzt man heute noch Lebensbäume. Oft umstehen ganze Reihen von Eichen, die von allen Generationen des Hofes gepflanzt wurden, die alten Bauernhäuser als beredtes Zeichen für die Menschenleben überdauernde Verbundenheit von Sippe und Heimatscholle.

Der in vielen deutschen Landschaften gebräuchliche Hochzeitsbaum wird in Südhannover-Braunschweig zum Kinderbaum. Man läßt ihn bis zur Geburt des ersten Kindes im Schmuck seiner Bänder vorm Haus stehen, um nach der Kindtaufe darunter zu rasten, das Festmahl zu halten und ein wenig vom Umtrunk auf den Stamm zu schütten. Auch in die Wiege schnitzen die Bauern den Lebensbaum oder malen ihn mit klaren Farben zwischen die Segen und Mehrung bringenden Sonnenzeichen, neben den Wendestern, die Spiralen und Rauten, die auch das Kissen zieren und das Häubchen, das die Mutter dem Kind aufsetzt.

Patengeschenke

Auch die Patengeschenke sind mit diesen alten Zeichen übersät: zunächst der buntgemalte und kunstvoll gefaltete Patenbrief mit seinen Segenssprüchen, in den der Tauftaler hineingewickelt wird, ehe man ihn in die Wiege legt oder ins Steckkissen bindet. Diese Art, dem Kind die Gaben zu überreichen, ist Anlaß für den Ausdruck „Angebinde" geworden. In der Mark Brandenburg streute man früher den Knaben neunerlei Getreidearten ins Angebinde, einem Mädchen aber Leinensamen, damit es eine tüchtige Spinnerin würde. Im Oldenburgischen und in Ostfriesland schenkt der Pate einen Apfel mit

dem Tauftaler und wiederholt sein Geschenk jedes Jahr zum Geburtstag oder aber zu Neujahr und Ostern, wenn überall die schulpflichtigen Patenkinder ihre Gaben von den Gevattern und der Gote holen. Diesen Apfel legt der Pate auch dem sterbenden Kind in die Hand, damit ihm das Sterben leichter wird. Erinnert uns das nicht an die Geschichte vom Leben und Jugend spendenden Wunderapfel der Märchen und Mythen?

Kuchen in schönen, sinnbildlichen Formen und bemalte Eier gehören zu den häufigsten Patengeschenken. Die Ostereier werden auch in den Kuchen eingebacken, in den Leib eines Teigmännchens oder — wie im Bayrischen Wald — in den Osterkringel. In der Eifel werden sie in ein Körbchen gelegt. Die Gebildkuchen bevorzugen bestimmte Formen. Am meisten treffen wir Zopfbrote an, Brezeln und Kränze. Denken wir nur an die großen Osterkringel von Lügde in der Form des Sonnenrades und an die Patensemmeln. Auch die Mutter bekommt schönes Gebäck von der Patin oder den Nachbarinnen gebracht, so den „Kilberstuten" (Kindtauf-, Kindelbierstuten) aus gutem Rosinenteig mit schönen Spiralen verziert, den die Südoldenburger in einem Kissenbezug der jungen Mutter bringen.
Allerlei andere sinnbildliche Handlungen sollen des Kindes Lebenskraft steigern. So steckt man ihm in Bayern dreierlei Kräuter ins Taufkissen, Rauten, Wermut und Salbei, und vertraut auf ihre lebenfördernde und vor Krankheit schützende Kraft. In Ostpreußen und auch in anderen Landschaften aber legt man die Axt, das Zeichen Thors, mit dem er auch die Ehen heiligte, unter die Wiege und auf die Schwelle. Der Hammer hat sich noch lange im Brauchtum erhalten. Mit dem Hammerwurf entschied man wie in der Edda die Grenze seines Eigentums. Und die vielen hölzernen Schulzenhämmer, die bei uns und in den nordischen Ländern in den Museen bekannt sind, ja, selbst der Auktionshammer und allerlei andere Hammer- und Axtbräuche erinnern uns sichtlich an den Bauernfreund Thor. —

Schon früh bringt man die Kinder mit den Haustieren zusammen. Man trägt die kleinen Knaben in den Pferdestall, die

Mädchen in den Kuhstall, daß sie sich dort bald heimisch fühlen möchten. Den Jungtieren gibt man die Namen der Kinder, um diese Verbundenheit zu verstärken. Und oft bekommt das Mädchen eine nach ihr benannte Kuh als Brautgut mit in die Ehe. Diese Kuh darf dann auf keinen Fall verkauft werden, da doch beide miteinander aufgewachsen sind.

Weil das ganze Dorf regen Anteil an allem Familiengeschehen nimmt, sagt der Vater (beispielsweise in der Eifel) den Nachbarn sofort die Geburt des Kindes an. Zum Taufschmaus aber fordert ein Einlader auf. Da alle und vor allem die Paten zur Bewirtung beisteuern, kann die ganze Nachbarschaft geladen werden:

„Wer nicht kommt zum Kindtaufschmaus,
mit dem ist alle Freundschaft aus.
Wer nicht bringt die gebräuchlichen Gaben,
der wird das nächste Mal nicht mehr geladen."

In der Eifel findet der Taufschmaus für ein Mädchen bei der Gote, der Patin, statt; dann darf sich außer dem Paten kein männlicher Besucher sehen lassen, es sei denn, daß er einen Schoppen Wein für alle stiftet.

Auswahl und Bedeutung der Paten

Die Auswahl der Paten ist eine ernste Angelegenheit, stehen sie doch neben den Eltern als Bürgen für die Erziehung des Kindes zu einem tüchtigen Glied der Gemeinschaft. Ihre Namen werden dem Kinde mit auf den Lebensweg gegeben. Und ein Name stellt zugleich ein Vorbild vor den Menschen, der ihn trägt. Er formt ihn mit, er läßt ihn nicht mehr los. Verlieh man doch ursprünglich die Namen nicht nur sinnlos ihres schönen Klanges wegen. Sie bedeuteten Eigenschaften und eine unlösliche Verbindung mit dem Ahn oder Paten, der ebenso hieß. Von dieser Anschauung läßt sich wohl die biologisch nicht gerechtfertigte Meinung herleiten, daß die Paten ihre Eigenschaften auf das Kind „vererben". Aber schon durch ihren Namen, durch das Vorbild beeinflussen sie es, wenn man es ernst nimmt. Die Sprache

nennt sie ja auch die „Mitväter" = Gevatter. Oft mußten die unverheirateten Paten ihre Mitpaten stellen. Der Gevattersbursche schenkte dann der Gevattersjungfer einen Strauß und sie gab ihm einen schönen Teller oder einen Bierkrug. Nach der Taufe galten sie vor der katholischen Kirche als blutsverwandt; dadurch ist die früher natürliche Möglichkeit abgelöst worden, daß aus dem Patenpaar ein Brautpaar wurde.

Einen Paten und eine Patin hat jedes Kind. Ganz angesehene Eltern aber suchen oft eine größere Anzahl von Gevattern, um ihrem Kind Förderer und Geschenke zu sichern.

In der Eifel ist es üblich, daß die Patenschaft bis zur Taufe geheimgehalten wird. Sickert dann aber doch etwas durch, so werden der Pate und die Gote „gescheuert". Der Gote fahren die Burschen bei einem scheinbar ganz freundschaftlichen Besuch plötzlich mit geschwärzten Händen durchs Gesicht; das gleiche geschieht dem Paten durch die jungen Mädchen des Dorfes. Wahrscheinlich hat dieser Brauch dieselbe segnende Bedeutung wie das „Schwärzen" beim Lichtmeßfest in Spergau und beim Osterfeuer.

Die Bedeutung der Paten geht soweit, daß es oftmals allein *ihre* und nicht Elternsache ist, das Kind in die Kirche zu tragen. In der Eifel hält es die Nachbarsfrau, und die Paten begleiten sie. In Baden gehen der Vater und die Hebamme mit dem Kind zur Taufe. In anderen katholischen Gegenden bleibt selbst der Vater zurück. Im Bezirk Schweidnitz trägt der älteste Pate das Kind auf dem Hinweg, auf dem Rückweg aber muß der jüngste möglichst schnell mit dem Kind laufen, damit es später flink werde.

Fremde Sitten und germanischer Brauch

Können wir alle bisher angeführten Bräuche verstehen, so daß sie uns, rein gedanklich gesehen, heute noch ansprechen, so bleibt uns die Zurücksetzung der Mutter bei der Taufe des Kindes jedoch unbegreiflich. Denn der Ursprung dieser Sitte ist nicht aus der germanischen Lebenshaltung, sondern aus eingeführten Gedankengängen und Dogmen zu erklären. Und es ist unhalt-

bar, mit einem Hinweis auf Regeln und Anschauungen fremdrassiger Völker weiterhin Gedankengänge als Urglauben unseres Volkes zu bezeichnen, die andere, „Primitive", besessen haben mögen, unserem Volk aber, dem auch das irdische Muttertum immer heilig und groß erschienen ist, jederzeit fremd gewesen ist. Die in katholischen Gegenden feststellbare Anschauung, Mutter und Kind seien bis zur kirchlichen Aussegnung im Banne von Dämonen, kann durch solche Hinweise — beispielsweise auf das spätere Indien und auf Kleinasien — nicht zum alten germanischen Volksglauben gestempelt werden. Solche Begründungen in deutschen Brauchtumsschriften müssen uns reichlich überholungsbedürftig erscheinen. Diese Anschauung von der Unreinheit der Mutter ist m. W. nur aus Asien belegt. Mit dem 3. Buch Moses ist sie zu uns gekommen. Und aus den selbstverständlich freudig und nicht als Aussöhnung empfundenen Dankgebeten und Dankgaben der vor Glück überströmenden Mutter konnte man daraufhin ein Sündopfer konstruieren. Wir können uns aber auf Grund unserer Haltung ein in Ehren geborenes Kind erbgesunder und artbewußter Eltern niemals als sündebehaftet vorstellen und lehnen daher aus inneren Gründen einen solchen Brauch scharf ab. Darum berührt es traurig, wenn diese Fremdanschauung sich im Volksglauben eingenistet hat. So darf beispielsweise im Kreise Zeitz eine Mutter erst sechs Wochen nach der Geburt ihres Kindes Wasser holen und muß dann reinigendes Salz in den Brunnen werfen, weil sie als unrein gilt.

Aber ebenso unhaltbar, wie solche Sitte und Anschauung sind, ist der Versuch, kritiklos über die Widersprüche zwischen Aberglauben und artgemäßer Lebensanschauung hinwegzugehen und solche Maßnahmen als Gesundheitsvorsorgen zu erklären, wie es W. Hansen in seiner kleinen Schrift „Der bäuerliche Lebenskreis" noch 1934 unternimmt. Es heißt dort (Seite 6 ff.):

„Zum Teil mögen diese und ähnliche strengen Vorschriften aus der Sorge um die Gesundheit der jungen Mutter entstanden sein. Sie darf in den sechs Wochen nicht spinnen, sie darf

keine Leiter hinaufklettern und auch kein Brot backen, da der Teig angeblich durch sie verdorben würde. Erst durch die kirchliche Aussegnung, die lange nach der Taufe stattfindet, wird sie wieder in die Dorfgemeinschaft aufgenommen. An diesem Brauch wird heute besonders noch in streng katholischen Gegenden festgehalten, während im evangelischen Deutschland diese kirchliche Aussegnung immer mehr mit der Taufe zusammenfällt.

Auch das Kind wird erst durch die Taufe vollkommen in die Dorfgemeinschaft aufgenommen, denn man sieht es als ein großes Unglück an, wenn ein Kind ohne Nottaufe stirbt. Es muß dann unstet im Gefolge der Frau Holle, der Berchtel oder des wilden Jägers umherwandern und kann keine Ruhe finden. Früher zeigte sich auch die ganze Härte kirchlicher Strenge darin, daß man die ungetauften Kinder auf dem Friedhof an besonderer Stelle, meist unter der Traufe der Dorfkirche, beerdigte. Deshalb wird besonders in katholischen Gegenden darauf gesehen, daß die Taufe möglichst bald stattfindet. Die große Bedeutung jenes Brauches wird besonders klar, wenn man seine Verbreitung auch bei den nichtchristlichen Völkern, vor allem den Naturvölkern, verfolgt."

Mit diesem Hinweis auf die „Naturvölker" ist keineswegs der Gedanke der Unreinheit der Mutter für die germanische Frühzeit nachgewiesen. Die Stellung der germanischen Frau und Mutter ist eben immer eine andere gewesen, als die der Orientalin und anderer fremdrassiger Frauen.

Alle sachlichen Schriften berichten von dieser Aussegnung als einer Selbstverständlichkeit. So auch das Bilderheft „Deutsches Brauchtum im Lebenslauf" (erschienen im Bibliographischen Institut, Leipzig, S. 12/13): „Etwa sechs Wochen nach der Geburt ihres Kindes tritt in katholischen Gegenden Deutschlands die junge Mutter allein, ohne ihr Kind, den ersten Kirchgang an, um „ausgesegnet" zu werden und damit erst aus dem Machtbereich der bösen Gewalten zu kommen. In protestantischen Landschaften fällt dieser Aussegnungstag meist mit dem

Taufgang zusammen." — Lassen wir einmal außer Acht, ob man entschiedener dagegen hätte Stellung nehmen müssen oder nicht — die Tatsache der heute noch üblichen „Aussegnung" besteht, und das Kind wird erst als menschenwürdig angesehen, wenn die Paten nach der Rückkehr aus der Kirche das Kind mit den Worten zurückgegeben haben: „Einen Heiden haben wir mitgenommen, einen Christen bringen wir wieder."

Die so entscheidend gewordene Taufe hat sich in mancher Beziehung an alte Vorbilder angeschlossen. Hasso Volker schrieb in einem Artikel: „Entkonfessionalisierung des Brauchtums" in „Wille und Macht" vom September 1935:

„Wir wissen, wie vom germanischen Abhärtungsbad der Neugeborenen, einer lebensnotwendigen Ausleseprobe, kein allzu weiter Schritt zur Wassertaufe der Kirche war, nur daß hier, mit Rücksicht auf die nunmehrige Anwesenheit des heiligen Geistes, die Wassermassen erheblich verringert werden konnten, wie ja auch eine Auslesemaßnahme nicht mehr nötig war, da nach der neuen Lehre von Gott doch alle Menschen gleich sein sollen und die Untauglichkeit für die irdischen Aufgaben unter Umständen die ewige Seligkeit gewährleisten kann."

So ist es bemerkenswert, daß sich die Taufe an sich erst im dritten Jahrhundert allgemein durchsetzte und gleichzeitig die Bürgschaft durch den Paten eingerichtet wurde. Ebenso steht es fest, daß man im Mittelalter tatsächlich die Kinder noch ganz untertauchte. So wird in der Neuenburg an der Unstrut eine Sage überliefert, daß dem Grafen mehrere Kinder hintereinander bei der Taufe in dem noch vorhandenen Brunnen starben und daß er darum die späteren Kinder nicht mehr taufen ließ.

Heute erinnern wir uns vorwiegend eines anderen Brauches aus unserer Vorzeit, der noch bis jetzt im Brauchtum weiter lebt. Auch wenn wir überlegen, wodurch man am natürlichsten die Aufnahme eines kleinen Kindes in die Gemeinschaft bezeugt, werden wir diesen Brauch nennen, ohne seine Rolle in unserer Vergangenheit zu kennen: Eben durch *das Aufheben des Kindes* gab man diesem Willen Ausdruck. Die Hebamme legte das Neugeborene vor dem Vater nieder, hob es auf seinen Wink auf und trug es ihm zu, oder der Vater nahm es selbst als Zeichen der Anerkennung aus ihren Händen

oder vom Boden auf; dabei gab er gleichzeitig dem Kind den Namen und ein Geschenk, meistens Landbesitz oder ähnliches. Von dieser Sitte her wird auch die Bezeichnung „Hebe-Amme" oder „Hevemoder" verständlich.

Im Brauch der Annahme einer Vormundschaft lebt eine verwandte Sitte weiter, die uns aus der bayerischen Sprache (der „Gerhab") und dem Skandinavischen überliefert ist: die „Knaesette". Das an Kindesstatt angenommene Kind wurde auf das Knie des neuen Vaters gehoben und erhielt mit dieser Handlung seinen Namen. Auch im Schwedischen heißt das Pflegekind skötsaetubarn = „Schoßsetzekind" (nach Lüers: „Sitte und Brauch im Menschenleben", München 1926). Das ist ein ebenso einfacher und ansprechender Brauch der Namengebung wie das Aufheben als Zeichen der Anerkennung.

Nach der Taufe trägt man das Kind zu den Gräbern der Ahnen. Rosegger spricht im „Höllbart" die Gedanken aus, die Eltern und Verwandte bei diesem Gang zum Friedhof erfüllen: Der Hausvater stellt das jüngste Kind auf den Grabhügel des kürzlich verstorbenen Großvaters und gibt es dann der Mutter mit den Worten zurück: „Nimm, Weib, da hast du den Großvater jung und frisch wieder zurück." Der Bauer weiß noch immer, daß der Ahne im Enkel weiterlebt, darum gibt man den Kindern als Rufnamen gern den der Großeltern.

Kindheit, Firmung und Konfirmation

Unter der Hut der Eltern und mit dem Segen der Ahnen wie unter der Anteilnahme der ganzen Lebensgemeinschaft wächst das Kind heran. Machen Mutter und Kind in Bayern ihren ersten Besuch im Nachbarhaus, so schenkt man dort dem Kind das „Schnatterei", mit dem man einmal vor seinem Mund das Kreuzzeichen zieht, während ein Segenssprüchlein dazu gesagt wird:

„Wenn die Henna anfange z' gaggen,
fangste an ze schnattan,
wenn die Henna anfange zu lega,
fangste an ze reda!"

Ist beim ostpreußischen Kind der erste Zahn durchgebrochen, kommt die ganze Nachbarschaft, um den Zahn zu bewundern, und die Paten bringen Geschenke mit. Wenn aber ein größeres Kind den ersten Milchzahn verliert, wird dieser rückwärts über den Kopf hinter den Ofen geworfen, und die Mutter spricht: „Muske, hol dem knäkere Toahn un bring dem isere".*

Kann das Kind sprechen, dann spielt die Mutter mit ihm Streichel- und Schaukelspiele, wobei sie bestimmte Zwiegespräche mit dem Kind führt. „Puschei, min Kattke! Wo wärscht?" — „Koamerke." — „Wat deedst doa?" „Melk un Schmand jeleckt." — „Wo lädst Schievke?" — „Terbroak." „Wo lädst Lepelke?" — „Schmäd äweret Dach." „Putschi, putschi, ol Katt." — „So riede de Herre, de Stadt to besperre. So riede de Frue, de Stadt to beschue. So ried de ol Jud Jankel no Tobak, no Tobak, no Tobak." Sobald die Kinder allein spielen können, werden sie in den Kreis der Größeren mit einbezogen. Sie wachsen in die Singtänze und die Hüpfspiele hinein, in all den Reichtum einer alten, den Kindern immer von neuem schönen Überlieferung. Es führte zu weit, dies alles aufzuzählen.

Große Abschnitte im Leben des Kindes aber bedeuten dann wieder die Firmung und die Einsegnung, als Zeichen einer bestimmten Reife und Selbständigkeit. Bei der Firmung des katholischen Kindes wird Frühlingsbrauchtum ins Menschenleben getragen: die weißen Kleider der Mädchen, ihre Kränze oder die großen Kronen, die sie tragen, gemahnen uns an Pfingsten. Dazu leuchtet die Kerze in ihren Händen, und die Straßen und Häuser glänzen im ersten Frühlingsgrün. Die evangelische Einsegnung erfaßt die schon etwas ältere Jugend. Sie bildete bisher, vor allem auf dem Lande, den Schritt vom Schulleben in die Berufsverantwortung und damit für die Jungen in den Jungmännerbund des Ortes und für die Mädel in ihre Mädel- und Spinnstubengemeinschaft. Hier und da ist noch etwas von dieser alten, das Leben umgestaltenden Bedeu-

* Mäuschen, hol den knöchernen Zahn und bring den eisernen."

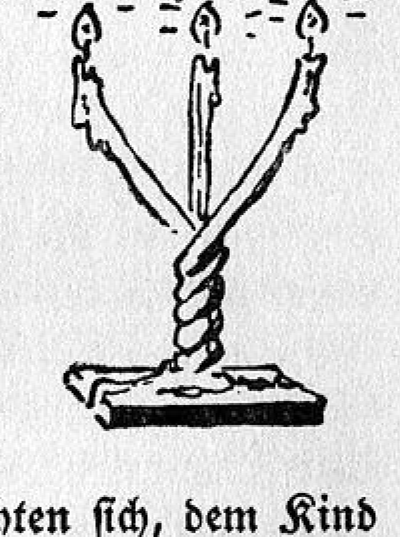
tung erhalten. Der Übertritt in die Gemeinschaft der größeren Jugend gewinnt beispielsweise in dem badischen Brauch der Gleichsteher nicht nur in dem Wechsel zur Tracht der Erwachsenen einen sichtbaren Ausdruck. Jeder Junge sucht sich zum Einsegnungstag ein Mädchen, wer übrig bleibt, wird als Witwer oder Witwe bezeichnet. Nach der ernsten kirchlichen Feier schenkt der Gleichsteher auf dem Brezelmarkt seiner Gleichsteherin eine ganze Reihe brauner Brezeln; er weiß dann, daß das Mädchen ihrerseits ihm zu Ostern die gleiche Anzahl Eier geben wird — ein Brauch, wie ihn die großen Mädchen und jungen Burschen zu Ostern und im Mai üben. Von nun an dürfen die Konfirmanden daran teilnehmen. Auch einige andere Bräuche geben diesem Fest den Ausdruck eines Tages der Wende, des Übertritts aus der Kindheit zur Lebensreife.

Neue Lebensgliederung

Heute ist für die deutsche Jugend neben die alte Gliederung in Schulbeginn — Einsegnung bzw. Schulaustritt ein neuer Aufbau ihrer Lebensordnung getreten. Jeder Junge und jedes Mädel werden bei den Jungmädeln des BDM. und im Deutschen Jungvolk erfaßt. Die feierliche Aufnahme in diese Gemeinschaft der Treue und Kameradschaft — und bei der Überführung in BDM. und HJ. das Gelöbnis der Bewährten, zeitlebens die große Sache des Führers zu ihrer eigenen zu machen, ganz aufzugehen im Dienst an Volk und Reich — und später der Übergang von der Jungengemeinschaft in den Männerdienst für den Staat und für das Mädel der Schritt von der Mädelschaft in die eigene Verantwortung in Partei, Familie und Beruf sind neue Höhepunkte für das Leben des jungen deutschen Menschen geworden. Sie bedeuten Wendepunkte, die das ganze Sein bestimmen und gestalten, ein Fortschreiten in Pflicht und Verantwortung Volk und Staat gegenüber von der Kameradschaft der Jugend unter sich bis zur Verpflichtung aufs Ganze.

Jeder Lebensabschnitt empfängt seine Weihe durch den sich

steigernden Grad der von Führer und Volk verlangten Gefolgschaftspflichten. Müßte nicht auch folgerichtig das Kind als ein neues Glied dieses Volkes, das es nie mehr losläßt, eine Weihe der Anerkennung durch die Vertreter der großen Gemeinschaft empfangen? Müßte nicht auch neben die Verpflichtung der Paten zur Erziehung zum guten Christen die Verpflichtung angesehener Volksgenossen zur Bürgschaft für die volkstreue Erziehung des Kindes treten? Eltern, die selber bewußt diesen Entwicklungsweg der Verpflichtungen für Volk und Staat gegangen sind, werden die innere Notwendigkeit spüren, einen Ausdruck dafür zu finden, daß sie ihr Kind dem Volke weihen, es ihm erziehen und ertüchtigen wollen, daß sie es mit dieser Feier einführen in das ewige Band von Sippe und Volksgemeinschaft. Die Mutter wird ihm dazu ein großes Lebenslicht anzünden, das nachher an jedem Geburtstag wieder aufflammen wird. Der Vater wird den Namen des Kindes aussprechen und es damit in seine Familie eingliedern, ob er es dabei nun auf seine Knie hebt oder in die Hände nimmt. Und die Kameraden der Eltern nehmen das Neugeborene in die Gemeinschaft des Volkes auf und verpflichten sich, dem Kind bei diesem Dienst Helfer und Führer zu sein. Die Paten heben das Kind nacheinander hoch und sagen ihm ihre guten Wünsche. So kann die Feier daheim wieder reicher werden an Inhalt und Form und dem Gefühl der Gebundenheit unseres ganzen Lebens an Volk und Land Ausdruck verleihen.



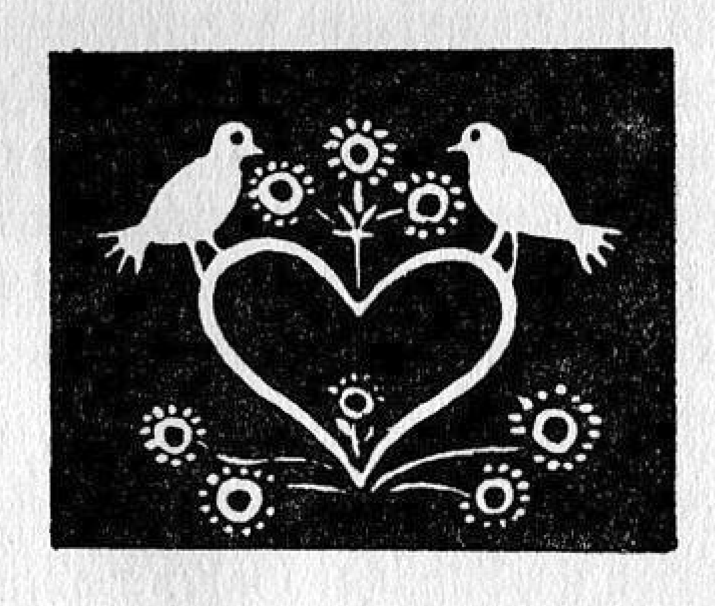
Alle alten Bräuche, die uns sinnvoll erscheinen, das Setzen des Lebensbaumes wie den feierlichen Umtrunk aller Anwesenden und das Überreichen sinnbildlicher Gaben wollen wir wieder in die Gegenwart heraufholen, soweit sie sich in unserem Heim und unserer Umwelt verwirklichen lassen.

Wir wollen Mut zeigen zu neuer Gestaltung!

Volk ist die Kette ohne Ende,
ich bin nur seiner Glieder eins;
was ich vollbringe, was vollende,
ist nur Vollendung seines Seins!
Ahn und Enkel fallen,
werden bald zunicht!
Mächtig aus uns allen,
wächst du, Volk, ins Licht!

Du hast uns, längst eh wir gevoren,
genährt mit deinem heiligen Blut!
so sind wir ewig dir verschworen
als deines Lebens sterblich Gut!
Ahn und Enkel fallen,
werden bald zunicht.
Mächtig aus uns allen,
wächst du, Volk, ins Licht!

W. Brockmeier



Die Ehe verpflichtet uns dem Volk

Wir achten die Neugründung einer Familie nicht nur als Wendepunkt des persönlichen Lebens zweier Menschen, sondern als lebenswichtig und entscheidend für die Kraft und Dauer unseres Volkes. Sehen wir doch die Familie als lebendige Zelle für das Leben und Schaffen des Staates an. Mit der Heirat beginnt für das junge Paar eine neue Verantwortung dem Volk und dem Staat gegenüber. Ein ganzes Geschlecht wird mit ihnen verpflichtet. Und dieses Gelöbnis greift noch weiter als der Schwur des einzelnen Gefolgsmannes, der sich allein dem Führer verspricht. Generationen werden durch diesen Verspruch des Paares in ihrer Leistungskraft und Gesundheit, in all ihren Anlagen bestimmt. An einem solchen Tag wachsen die, die es angeht, über sich selbst hinaus und werden bewußt Schmiede an der großen ewigen Kette unseres Volkes, Gestalter seines Lebens, seiner Menschen für künftige Zeiten. Sie stehen vor der Ewigkeit als ihre Diener. Und „Ehe" = ewe trägt den Sinn der Ewigkeit schon im Wort.

Trat einst die gesamte Sippe mit dem Familienältesten an der Spitze als Vertretung des Volksganzen verpflichtend und segnend vor die Eheschließenden, später dann die Kirche, die Konfession, mit ihrer Forderung für die seelisch-geistige Ausrichtung der jungen Ehe – zuletzt allein entscheidend –, so hat der deutsche Staat bald nach der Gründung des zweiten Reiches schon aus einem neuerwachten Verantwortungsgefühl heraus die Eheschließung wieder zu seiner Sache erhoben, hat die Familie unter seinen Schutz gestellt und die maßgebende Entscheidung durch die standesamtliche Trauung übernommen. Damit wurde nicht nur der unheilvolle Riß in einen katholischen und einen protestantischen Volksteil überbrückt,

sondern auch die Bedeutung der Ehe für das Volksganze ausgesprochen. Aber diese Bedeutung wurde leider zumeist überhört, weil man daraus keine gedanklich wichtige, sondern lediglich eine formelle Angelegenheit machte und die einzige Segnung des Tages in der kirchlichen Handlung empfand. Zudem wurde auch von Seiten des Staates die Verantwortung praktisch nicht sehr schwer genommen, so daß der Beschluß einer Ehe vor dem Standesbeamten nicht als Auszeichnung betrachet werden konnte, weil die Anerkennung ja nahezu jedem erteilt wurde, ohne Rücksicht auf seine seelischen und gesundheitlichen Werte. Die neuen Gesetze, die strengeren Forderungen des Staates aber rühren tief an das Gewissen, an das Verantwortungsgefühl der Eheschließenden. Sie zwingen zum Nachdenken, zur Selbstprüfung und zeigen dem einzelnen seine schicksalhafte Verbundenheit mit dem Volksganzen.

Alle, denen diese Forderungen aus der Seele gesprochen sind, fühlen sich von den an sie herantretenden Fragen und ihrer Verantwortung innerlich erhoben. Sie verspüren den Wunsch, diesem Erlebnis eine würdige Form zu geben. Wer sein ganzes Leben unter die Fahne des Reiches gestellt hat, will gerade an diesem Tag zu ihr aufsehen. Er will das Feuer, das Licht vor sich brennen sehen, das in ihm strahlt, und Worte seines Führers, seiner Kameradschaft hören, die ihm das Erlebnis der Volksgemeinschaft, zu der er an diesem Tag in ein neues Verhältnis tritt, immer wieder erschlossen haben. Aus solcher inneren Notwendigkeit der jungen Kämpfergeneration heraus sind die vielen gelungenen Umrahmungen der standesamtlichen Trauung durch Worte, Lieder und Musik der Kameraden gewachsen. Und auch dort, wo diese Umrahmung aus technischen Gründen nicht möglich war, formte sich eine würdige Feier, die die Vertreter der Einheiten ihren Kameraden gestalteten, als Ausdruck ihrer großen Verpflichtung vor der Heiligkeit des Lebens und der Ewigkeit unseres Volkes.

Immer schon hat die Mädelschaft des Ortes, hat die junge Burschenschaft dem ihr entwachsenden Paar eine sinnvolle Feier dargebracht. Was an lebensvollem Brauch uns aus diesen alten

Sitten noch zeitnahe und echt anspricht, will ich aufzeigen, damit das eine oder andere helfend und bereichernd der neu aufgebrochenen Gestaltungskraft unserer Jugend wieder zuwächst. Wir machen unser Volk nicht zum Götzen — so wie einige Gegner, die unsere groß und heiß erwachte Liebe zum Volk nicht verstehen können, uns hier und da vorzuwerfen wagen. Aber wir erkennen in unserem Volk und seiner Eigenart, in dem Lebenskreis, dem wir angehören, den Willen und die Größe Gottes. Darum tritt unser Volk als Ewigkeitswert, als Sinnbild der großen göttlichen Ordnung in seiner Bedeutung für das Menschenleben für immer neben die bisher ausschließlich das Seelische ansprechende kirchliche Feier.

Hasso Volker schrieb in dem schon erwähnten Aufsatz:

> „Daß die Kirche die Ehen schloß, ist überhaupt eine recht späte, mittelalterliche Einrichtung, und lange Zeit bequemte sie sich dann noch dazu, ihren Segen erst zu geben, wenn die rechtliche und die eigentliche eheliche Vereinigung der Brautleute schon längst erfolgt war. Etwaigen Einwänden, die Eheschließung sei eine private Angelegenheit und die „Entkonfessionalisierung" ihres Brauchtums könne nicht gefordert werden, halten wir heute die Erkenntnis entgegen, daß jede einzelne Eheschließung für die Zukunft unseres gesamten Volkes von höchster Bedeutung ist. Die Kirche erhebt unbedenklich eine Ehe zwischen einer deutschen Katholikin und einem katholisch getauften Juden zum heiligen Sakrament, indessen sie eine „Mischehe" zwischen deutscher „Katholikin" und deutschem „Protestanten" ein eheloses, ja unzüchtiges Verhältnis nennt.

Diese letztgenannte Einstellung wird dem erwachten völkischen Gewissen fremd bleiben. Sie beweist den Mangel an volksgebundenem Denken in gewissen Bezirken des kirchlichen Brauchs und die Notwendigkeit einer weiteren Ausgestaltung im Hinblick auf die seelische und körperliche Bindung an das Volk, dem wir entstammen.

Werbung und Hochzeitsvorbereitung im Volksbrauch

Daß die Eheschließung immer als Angelegenheit der größeren Gemeinschaft und nicht — wie im liberalistischen Gedanken-

kreis — als eine rein persönliche angesehen wurde, beweist das gesamte Hochzeitsbrauchtum unserer deutschen Heimat.

Schon die Werbung des Burschen wird von Eltern und Burschenschaft überwacht. Will zum Beispiel ein junger Mann in der Eifel in ein anderes Dorf einheiraten, so muß er sich zunächst seine Rechte in der neuen Gemeinschaft von den Burschen nach einem Umtrunk geben lassen oder sie erkaufen. Will er sich diesen Verpflichtungen aber entziehen, so lauern sie ihm auf dem Heimweg auf, um ihm gehörige Prügel zu verabreichen und seine Werbung nach Möglichkeit zu verhindern. Auch das berüchtigte „Fensterln" oder der „Kiltgang" geschah ursprünglich unter strengen Gesetzen, deren Befolgung von Eltern und Burschenschaften überwacht wurde. Darauf lassen auch die Verse schließen, die der Bursch bei seinem Abendgang unterm Fenster des Mädels singt und auf die sie ihm ebenso melodisch antwortet. Daß sie ihn zuerst abwehrt, ist schicklich.

Singt der Bursche:

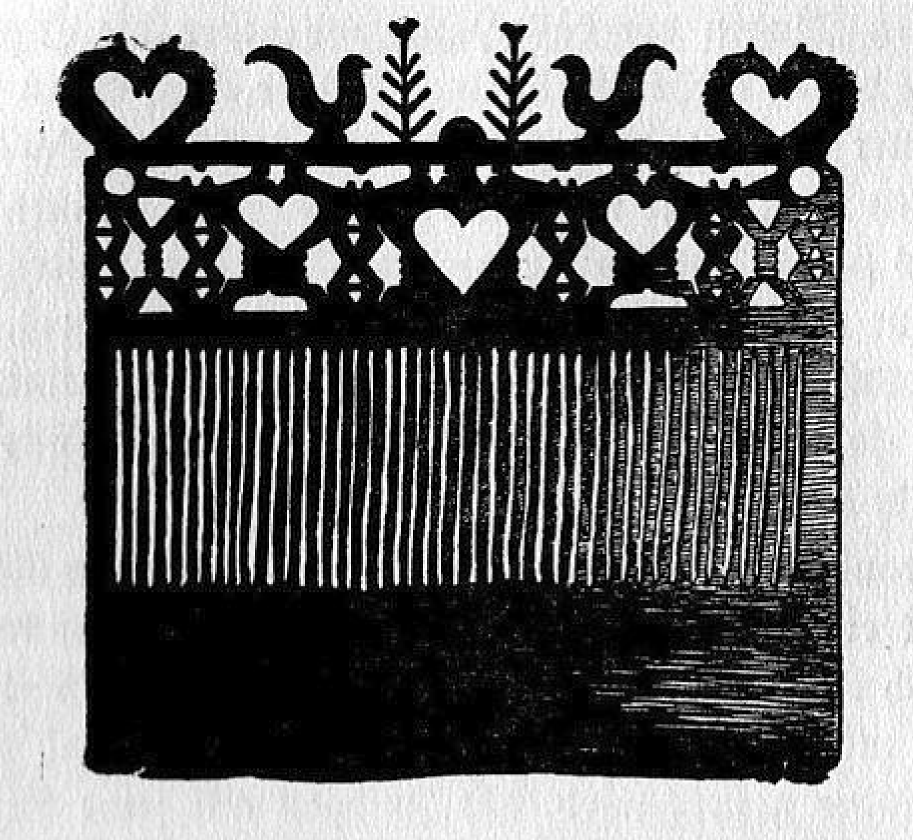
„Mir is koit (kalt) in die Händ,
geat de Wind, daß ois brennt,
loß mi eini zu dir,
hob ka Handschua bei mir"

so antwortet sie seelenruhig:

„Zweng meina konnst herb sei',
zweng meina konnst woana,
zweng meina konnst d' gonze Nacht
draußt'n loana!"

Wer zu weit ging bei diesen Besuchen, verfiel in Acht und Bann. Auch war es selbstverständlich, daß die eigentliche Brautwerbung folgte, wenn der „Bua" den Hof übernehmen sollte.

Will nun einer ernstlich heiraten, so schenkt er dem Mädel eine „Feige" aus Silber oder anderem Material, schickt sie ihm dann ein silbernes Herz zurück, so ist er ihrer Zustimmung sicher und hängt es an seine Uhrkette, wie sie die Feige ans Mieder bindet. Die Zurückgabe der Feige aber würde ihre Ablehnung bedeuten. Auch Webekämme, Flachsschwingen und andere selbstgearbeitete Gegenstände mit schönen Sinnbildern gehören zu den Werbegaben.



In der Eifel offenbart die Art und Fülle der dem Werbenden von den Eltern des Mädchens vorgesetzten Speisen ihre Gesinnung. Im Rheinland bedeutet Speckpfannkuchen die Zusage, ein Butterbrot im Westfälischen dagegen eine schimpfliche Ablehnung. Anderswo ist es üblich, mit versteckten Fragen anzuklopfen. So bittet der Bursche in Hirschberg um etwas Tabaksfeuer, und die Zusage oder Absage bedeutet für ihn alles. Auch das Korbannehmen und -zurückgeben, das im Korbwalzer auf der Hochzeit noch lustig weiterlebt, gehört in diese Bildersprache.

Handschlag und gemeinsamer Trunk besiegeln dann die Verlobung, und als Zeichen der Zuneigung tauscht das Paar bestimmte Gaben aus: Ringe, eine Münze, ein schönes Tuch und ähnliche Dinge.

Vier Wochen vor der Hochzeit erfolgt d a s A u f g e b o t. Die Kameradinnen schmücken es mit einer grünen Ranke; ist das Paar aber „unehrlich", so umwinden die Burschen stattdessen den Kasten nachts mit altem Stroh und streuen Häcksel statt Blumen auf den Weg zur Kirche. In der Eifel wird an dem Tag, an dem das Aufgebot bestellt wird, bei Kuchen und Branntwein die „Hillig" gefeiert. Die Burschen stellen der-

weil einen Wagen vor das Haus und heben die Hinterräder an. Eins davon drehen sie dann mit Hilfe einer Stange schnell und immer schneller und vollführen durch das Daranhalten einer alten Sense und eines Blecheimers solange einen Höllenlärm, bis sie alle eingeladen werden. Nach dem Umtrunk reicht die Braut dem Anführer der Jungen ein Weißbrot, in dem das Brotmesser für den neuen Haushalt steckt, damit er das Brot in so viele Teile zerschneiden kann, wie Gäste an der Tischrunde teilhaben.

Kurz darauf geht dann der Hochzeitsbitter über Land. Er trägt einen hohen, blumen- und bändergeschmückten Hut, wohl auch eine Schärpe und in der Hand einen langen Stock, der reich mit Grün und Blumen umwunden ist und durch soviele Bänder geziert wird, als Zusagen auf seine Einladung erfolgen. Im Norden trägt der Stock oft eine Speerspitze. In den Bergen dagegen ist der Hochzeitslader mit Schußwaffen, sonst aber auch oft mit einem Schwert als Zeichen seiner feierlichen Würde ausgerüstet. So reitet er meist stattlich zu Roß auf die Höfe und knallt laut mit der Peitsche. In wasserreichen Landstrichen fährt er im buntgeschmückten Kahn, und auf der weniger reichen, sandigen Geest rollt er auf einem mit Buntpapier geschmückten Rad über die Wege. In Ostpreußen begleiteten ihn früher noch zwei Platzmeister, die lang und breit die Wege und die Festfolge beschrieben. Der Hochzeitsbitter muß ein spaßiger Kerl sein, und wenn nicht ein naher Verwandter der Familie dazu fähig und bereit ist, so übernimmt der Schneider, der den Bräutigamsrock arbeitet, die Rolle.

In einem langen Vers bringt er seine Aufforderung vor:

„Allen tehaupe segg' eck guoden Dag!
Töerst sett eck aff mienen Staff,
dann niehm eck den Haut in miene Hand,
dormet alles gäiht mit guoden Verstand.
En'n fröndlicken Gruß un en schäunen Kumpelment
Van Lisbeth K. und Heinrich L., die beide ji kennt,
Eck sall ink näudigen tau iähre Hochtied,
It kommt gäwe (jawohl) alle, et es joa nich wiet,
Vater, Moder un dä Kinner,

Beßvader und Möhne nich minner. —
Ossen und Swiene sind geschlacht't
Und all's opt fienste angebracht.
Täerst get Suppe as Hochtiedsspies,
Auch guode Prumen un dicken Ries,
Mit 'nen Stück vom Hauhn
Sall ink auck guot dauhn.
Doch dä Fereischopp, Gaffeln un Lieppel, nicht vergiätten,
Süß kannt it't Fläisch met dä Finger iätten.
Det Owens git 'nen guoden Drunk
Un op dä Diähl 'nen lustigen Sprunk,
De Musikanten spielt met Sättken un Greite.
Nun makt ink oawer nicht tau fien,
Brut und Brüdigam wellt gäwe am fiensten sien.
Wenn't mi nu hett recht verstoahn,
dann kann eck en Hüsken födder goahn."

(aus Castrop-Rauxel)

Nach einer kurzen Bewirtung zieht er, bereichert um einen silbernen „Drinkpänning" und um ein neues Seidenband am Stab, zum nächsten Haus.

Vom Polterabend und Kammerwagen

Bei zunehmendem Mond findet dann das lang vorbereitete, oft tagelang dauernde Fest statt. Nahezu im ganzen norddeutschen Raum ist der Freitag noch der Hochzeitstag, von Ostpreußen bis nach Westfalen. In der Eifel und am Rhein aber gilt der Donnerstag als glückbringend, und in Süddeutschland tritt der Dienstag dazu, vor allem in Bayern und Österreich. Ganz klare Grenzen bezeichnen hier eine besondere Entwicklung großer Landschaften und Stämme. Der niederdeutsche Raum hängt in all diesen Dingen am zähesten am Alten; rein katholische Landschaften sind sichtlich durch die Kirche beeinflußt, und der Teil von Böhmen bis ins Industriegebiet zeigt sich am aufnahmebereitesten für Neuerungen, wie ein Blick auf den Volkskundeatlas uns lehrt. Hier und in den großen Städten setzt sich, unterstützt durch die bessere Urlaubsmöglichkeit, immer mehr der Sonnabend durch.

Vielfach findet die Feier im Dorfwirtshaus statt, auf den

großen Höfen aber in der Diele, auf der Tenne und zwar im allgemeinen im Hause der Brauteltern, doch bei der Hochzeit des Hoferben im Hause des Bräutigams. Auch die Trauung selbst wird gern am heimischen Herd, auf der Diele vollzogen. Das Brautpaar steht dann genau unter der geöffneten Bodenluke, an dem Platz, an dem auch der tote Bauer aufgebahrt wird, mit dem Blick auf das Kernstück seines Besitzes.

In fröhlicher Form vollzieht sich der Abschied aus dem Kameradenkreis am Vorabend der Hochzeit, am sogenannten Polterabend, der seinen Namen von den mannigfachen lebensweckenden Lärmbräuchen hat, die Kinder und junge Mädchen, aber auch die „Erwachsenen" des Ortes vor dem Brauthaus verüben. Das „Äschedippe" und Scherbenzerschlagen gehört ja auch zur Fasnacht und zu anderen Festen. Weil es glückbringend ist, muß das Paar selbst — in Zeitz die Braut, in der Heide der Bräutigam und sonst beide — die Scherben wieder beiseite schaffen, die vor allem abends in den Hausflur und an die Türen klirren und lange schon dafür bereitstanden. Was das Poltern bedeutet, sagt uns schon der Spruch der Kinder:

„Kuchen raus! Kuchen raus! Sonst kommt nicht der Storch ins Haus!"

An diesem Abend krönen die Gespielinnen die Braut oft mit einem Rosenkranz, der am Hochzeitsmorgen vom Bräutigam selbst wieder abgenommen und dann im Herdfeuer verbrannt wird. Das Rosmarien- oder Myrtenkränzchen der Braut wird ebenfalls an diesem Tag von den Freundinnen gewunden, und so heißt der Abend in der Schweiz und in Baden die „Kränzete" oder der Kranzbindabend. Auch der Bräutigam gehört noch einmal für einige Stunden dem Burschenkreis, nachdem Mädel und Jungmänner dem Paar in Erinnerung an ihre Kindheit und Jugend eine fröhliche Feier gestalteten. In Bayern nennt man das Vorfest auch die Kunkelhochzeit nach dem dazugehörigen Tanz um die Kunkel, den Spinnrocken. Auch der Pfarrer kommt zu der Feier und segnet die Aussteuer, die jetzt schön gefertigt ausgebreitet liegt und auf die Abfahrt mit dem Kammerwagen wartet.

Der Kammerwagen, der die Aussteuer der Braut ihrem neuen Heim zuführt, gehört überall zu den wichtigsten Angelegenheiten der Hochzeit. In der Schwalm, in Westfalen und den süddeutschen Gebirgsdörfern können wir ihm heut noch begegnen, und selbst auf die modernen Lastautos hat sich ein Teil der Hochzeitswagenbräuche übertragen. Mancherorts fährt er schon am Donnerstag vor der Dienstag stattfindenden Hochzeit ab, oft am Vortage, aber auch nach der Hochzeit. Der Bräutigam hat seiner Braut einen Wagen, hier und da auch eine ganze Reihe entgegengeschickt. Ist er vollgepackt, wirft man ein paar irdene Schüsseln vor die Räder. Pistolenschüsse hüllen ihn den ganzen Weg über in fröhlichen Lärm. Jeder kann das aufgeladene Gut bestaunen und den Reichtum der Braut abschätzen. Aber schon vorher hat die Näherin die „Fertigung" zum Beschau ausgebreitet, die Ballen in die Schränke gepreßt, mit dem schönsten „Bettgewand" die Betten überzogen und die Hochzeitskleider für Braut und Bräutigam und für den „Nächsten" und die „Nächstin" — den Brautführer und die Brautjungfer — ausgebreitet, die nahezu in demselben Schmuck erscheinen wie das Paar selbst. Mittags segnet der Pfarrer alles bis zum Vieh und Ackergerät, und am Nachmittag geht das ganze Dorf auf Beschau und legt für die Näherin etwas Geld in die geöffnete Schere, das „Scheraweisat". Auf diese Art helfen alle, die Mühen und Unkosten der Braut und ihrer Helfer etwas zu mildern und mitzutragen.

Oben auf dem Wagen thront neben dem Spinnrad die Näherin oder die Gothel, die Patin. Der Brautvater schreitet neben den Zugtieren. Kränze umwinden die ganze Ladung, und hinter der Brautfuhre trabt die geschmückte Brautkuh oder das Braut pferd. Oft setzen sich auch die Nachbarinnen oben auf den „Brautwagen". In tollem Trab geht's dem Bestimmungsort zu. Aber immer versperrt ein Seil den Weg, bis ein Lösegeld dafür gezahlt ist, daß nun die Braut mit ihrer Habe das heimatliche Dorf oder wenigstens die nächste Nachbarschaft verläßt. Nicht immer begleitet die Braut den Zug, oft wird sie erst später geholt.

Im Sauerland fährt der Hochzeitswagen, der die ganze Aussteuer enthält, bis kurz vor den Hof des Bräutigams. Auf dem Wagen sitzen die Mädchen des Hofes mit einem Korb voll Schinken, Eier und Butter. Außerdem hält noch jedes Mädel ein lebendes Huhn in der Hand. Wenn der Bräutigam kommt, muß er das „Foppen" über sich ergehen lassen und alle, auch die merkwürdigsten Wünsche erfüllen, die ihm die Brautwagenmädchen eröffnen. Sperrt er sich dagegen, wird er um so länger mit Hänseleien und Forderungen hingehalten. Dann fährt der Wagen mit dem Bräutigam auf den Hof der Braut zurück, und dort muß er den Foppereien und Wünschen der Mädchen des betreffenden Dorfes wieder nachkommen, bis sich alles beim Festkaffee und Festschmaus in Frieden zusammenfindet. Die Schreiner haben derweil den Kammerwagen abgepackt und die Brautkammer bis auf die Bettbezüge eingerichtet.

Im Aichacher Gau füttert die Braut die Pferde vom Kammerwagen mit geweihtem Brot, und auch auf dem Wagen ist Brot, Salz und Mehl verpackt, in Zeitz beispielsweise noch bei jedem Umzug. Wird die Braut doch auch mit diesen lebenswichtigen Gaben im neuen Haus empfangen.

In Bayern hat die Braut am Vorabend der Hochzeit im Haus ihres zukünftigen Mannes „Nudeln auf Probier" zu kochen, um ihre Kochkunst zu beweisen und sich an den neuen Herd zu gewöhnen. Die erste wirft sie als Perchtenopfer ins Herdfeuer, die andern aber trägt sie den Schwiegereltern und dem Bräutigam auf, ohne selbst mitzuspeisen. Otto Reuther erzählt von diesen Bräuchen ausführlich in der Geschichte vom guten Hausgeist „Goggolore".

Vom Kirchgang bis zum Hochzeitskaffee

So ist der Vortag der Hochzeit unter allerlei fröhlichem Tun vergangen. Der Hochzeitsmorgen bricht an, und die Freundinnen kommen zur Braut, um sie festlich mit ihrer reichen Tracht oder dem weißen Brautkleid, mit dem besonderen, oft herzförmigen Schmuck und der bunten Brautkrone oder dem grünen Brautkranz, dem segnenden Zeichen ihrer

Reinheit und Jugend, zu schmücken. Die Näherin hat heimlich einen Pfennig, etwas Salz und Brot ins Festkleid eingenäht und dabei gewünscht, daß die Braut daran nie Mangel leiden möchte. Das ganze Haus ist durch Grün und Blumen verschönt. In der Diele hängt die große bebänderte Brautkrone, und goldene Strohschütte schimmert auf dem Boden. Alles harrt in Erwartung des Zuges, der die Braut zur Trauung führt. Die Brautführer, mit einem Sträußchen und Bändern und auch wohl einem Schwert ausgestattet, geleiten die Braut, während der Bräutigam, mit einem Rosmarien- oder Myrtensträußchen geschmückt, meist von den Brautjungfern abgeholt wird. Vielfach gehen Bräutigam und Braut mit getrenntem Gefolge, wie in Westfalen und Tirol, in zwei Zügen zur Kirche, oder sie fahren zusammen im bekränzten Wagen zur Trauung. Den ostpreußischen Brautwagen zieht immer ein Schimmel, meist läuft er in fröhlichem Trab. Hier und da schon auf dem Hinweg, immer aber auf dem Rückweg spannen die Burschen des Dorfes — heut meist die Kinder — ein Seil (in Thüringen ein rotes Band) oder sonst ein Hemmnis über die Straße und fordern mit einem Spruch ein Lösegeld für die Hergabe der Braut und die Ausgliederung des jungen Paares aus ihrer bisherigen Mädel- und Lebensgemeinschaft. Noch einmal soll es ihrer Führung gehorchen und ihr Geschenk und ihre Wünsche entgegennehmen. Oft werden dabei an den Bräutigam Rätselfragen gestellt.

Ist der Zoll entrichtet oder sind alle zum Fest eingeladen, so gibt der Brautführer dem Bräutigam sein Schwert, damit er das Seil zerhauen kann. Blumen sind auf den Weg gestreut. Glockengeläut und Böllerschüsse grüßen das junggetraute Paar. Man bespritzt es mit Lebenswasser oder bestreut es mit Körnern, damit der Kindersegen nicht ausbleibe.

In Baden lebt ein besonders schöner Brauch: Dem Zug voraus schreiten die „M a i e n b u b e n" mit weißbebänderten Tannenbäumen, und hinter der Dorfmusik geht das Brautpaar Hand in Hand. In Norddeutschland schreitet es auch wohl unter der bebänderten Brautkrone wie das Königspaar bei den

Maifesten, und dort wie in Hessen und in der Pfalz wird ein Hochzeitsbaum gesetzt, ein richtiger Maibaum, der bis zur Geburt des ersten Kindes stehen bleibt.

In Ostpreußen reitet der Platzmeister rasch voraus ins Hochzeitshaus, damit er das Brautpaar unter der Tür des Hochzeitshauses mit einem Trunk empfangen kann, bei dem sich beide Treue geloben. Ein Mädchen überreicht ihnen Brot und Salz. Wie sinnvoll dieser Brauch heute weiterlebt, zeigt uns ein Spruch von Hans Baumann, der bei einer Hochzeitsfeier gesprochen wurde:

„Aus Korn und Erde
wird dies braune Brot
für unsern Hunger
und für anderer Not.
Daß stets die Erde
in uns Wurzel hat,
wie sie für uns ist
eine feste Statt.
Daß über allem Schweiß
und aller Müh
der Glaube Heimat findet
spät und früh.
Daß Euer Tagewerk
berührt kein Spott —
Ihr, daß Ihr Brot braucht,
dankt es Euerm Gott."

In der Heide reicht man dem Brautpaar zum Willkomm den Zinnkrug. Dann schließen sich alle dem „Minne"-Trunk an. Ebenso empfängt die Großmagd in Westfalen mit den Nachbarmädchen das Paar mit einem Spruch und einem Glas Wein unter der geschmückten Dielentür. Und in Baden reicht der Wirt den beiden Brot und Wein. Der Rest wird noch lange als segenbringend verwahrt.

Mit dem Umtrunk ist nach dem Ringwechsel und dem Jawort am Altar endgültig das Paar zusammengesprochen. In Bayern schüttet sogar der Priester beiden die „Johannesminne" am Altar ein. Mit diesem Gedächtnistrunk sind sie allen Ahnen verbunden. Es kommt auch vor, daß für die verstorbenen Eltern

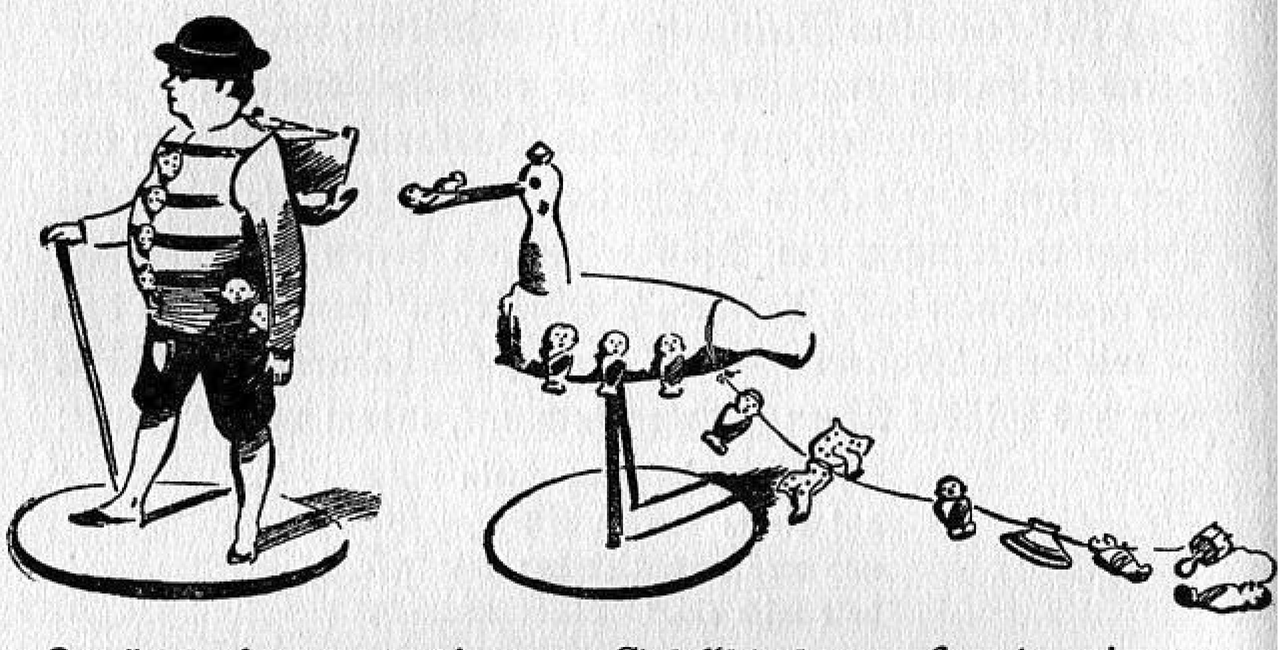
ein Gedeck auf die Hochzeitstafel gelegt wird, und der Gang des Hochzeitspaares nach der Trauung zu den Gräbern der Eltern und Voreltern kündet ebenso von der Verbundenheit der dankbaren Lebenden mit den Toten der Sippe. In Niederdeutschland, vor allem in Pommern, ist es bisher noch Sitte gewesen, daß alle Brautpaare auf dem Rückweg von der Kirche, gefolgt von den Hochzeitsgästen, dreimal den „breiten Stein" (ein altes Steinzeitgrab) umschritten, um des Ahnensegens teilhaftig zu werden. So ist es beispielsweise bei Putgarten üblich gewesen, und vor dem Buskamen zu Göhren hat man einen regelrechten Hochzeitstanz aufgeführt. In ganz Pommern erinnert ein Pfänderspiel an diesen Volksbrauch, das man genau das „Auf-dem-Stein-stehen" nennt und in dem — wie beim Mailehen — der Bursch sich dadurch sein Mädel oder das Mädel seinen Jungen gewinnt, indem man ausruft:

„Hier steh ich ganz allein
auf einem breiten Stein,
und wer mich lieb hat,
holt mich ein."

Bei Kolberg bezeichnet man das Heiraten schlechthin als „Auf-dem-breiten-Steine-stehen". Auch dem kinderlosen Ehepaar konnte der Ahnenstein Hilfe bringen. So gingen die Eheleute in der zweiten Hälfte des Neumonds — also kurz vor dem Wiedererstehen des Mondes — zu dem breiten Stein von Virchow, Kreis Dramburg, einem alten Grab aus der Steinzeit. Eine Zeit lang setzten sie sich still auf ihm nieder und schritten dann siebenmal stumm mit dem Gedanken an ihren Wunsch eine Runde um den Stein. In Estland, ja selbst in Indien, ist der Brauch, daß das Brautpaar auf einem Stein stehen muß, ebenfalls zu Hause gewesen. So mag diesen vielfältigen Spuren ein sehr alter Ausdruck der Ahnenverbundenheit zugrunde liegen. (Angaben nach dem Aufsatz von Martin Schultze im „Mannus" Erg. Bd. VI, 1928.)

Nach dem Weihetrunk kommen die Schenkenden an die Reihe, die mit ihren Gaben schon lange das Paar erwarten. In Pommern erhalten die jungen Leute den vierbogigen Apfel-

kranz, und auch die Girlanden sind mit rotbackigen Äpfeln behängt. In Schlesien aber wird derselbe Wunsch sinnfälliger ausgedrückt durch die große bunte Brautschachtel, in der neben der ganzen Erstlingsausstattung ein Storch verpackt ist, der an einem langen Band eine ganze Reihe von Wickelkindern und Geräten hinter sich herzieht. Man schenkt auch den Kindermann, dem die Kleinen aus der Kiepe gucken.



Zunächst nimmt nun die ganze Gesellschaft zum Hochzeitsmahl Platz. Das Brautpaar sitzt auf zwei girlandengeschmückten, schön geschnitzten oder bemalten Stühlen, die mit Tulpen als Lebensbäumen, mit Doppelherzen und der Hagalrune, dem Sechsstern und auch wohl mit Vögeln und vor allem mit der Jahreszahl der Hochzeit sinnbildlich geziert sind. Die Manrune als männliches Zeichen und die Mühle als das weibliche Gegenstück finden sich neben der Ingrune oft auf Geräten und Hochzeitsgeschenken. Vielleicht hat der Begriff „Vermählung" für Hochzeit und der „Mahlschatz" etwas mit dieser Mühle zu tun, wie K. Th. Weigel annimmt.

In Niederdeutschland findet das Mahl in der Diele oder unter den alten Eichen des Hofes statt.

Zum westfälischen Hochzeitsessen gehört eine kräftige Suppe mit dem heimischen „Runden Beschüten", dann Suppenfleisch und als Hauptgang gekochter Schinken zu grauen Erbsen (ovale Wiever) mit Rosinen. Zum Schluß des Essens geht der Spie-

ler dreimal spielend um den Tisch und sammelt auf einem Teller Geld ein; das erste Mal gilt der Erlös dem Koch, da liegt ein rotbebänderter abgeschabter Schinkenknochen auf dem Teller. Das zweite Mal wird für den Spieler gesammelt und das dritte Mal für die „Utwöskers", die Geschirrspüler, deren Zeichen ein „Beckenwiep", ein Topfbesen, ist. So steuern wiederum alle Gäste ihr Teil bei und entlasten die Gastgeber. In Bayern macht das Krautessen mit Blut- und Leberwürsten den Hauptgang aus. Das Kraut wird dem Paar auch wie anderswo Hirsebrei gleich nach der Rückkehr von der Kirche zum gemeinsamen Mahl auf e i n e m Teller gereicht. Und der sich an diesen Gang anschließende bzw. ihn eröffnende Krauttanz verkörpert geradezu den Höhepunkt des Festes.

Anschließend an das Mahl geht das westfälische Brautpaar von Haus zu Haus und bekommt überall Kaffee und Kuchen aufgetischt, während die Diele wieder zum Tanz zurechtgemacht wird, zu dem sich auch ungeladene Gäste einfinden dürfen. Eine solche „K a f f e e h o c h z e i t" wird vor allem in der Lüneburger Heide gefeiert, wenn das Brautpaar nicht sehr begütert ist. Alle Nachbarn backen Kuchen, und die Hochzeitsgesellschaft zieht durch das ganze Dorf von Haus zu Haus zur Kaffeetafel. In der Eifel aber geht das Brautpaar mit einem großen Kuchenkorb und einer Kanne Kaffee nach dem Mahl zu den Armen des Dorfes, um sie zu beschenken. Immer kommt die ganze Dorfgemeinschaft bei einem solchen Fest zu ihrem Recht. Zu einer rechten Bauernhochzeit kann jeder Dorfansässige sich selbst einladen, wenn er nur ein gewisses Entgelt entrichtet, während die geladenen Gäste auf Kosten der Brauteltern bewirtet werden.

Tanz und Spiel im Hochzeitsbrauch

Beim Mahl und beim T a n z entwickeln sich allerlei herkömmliche S p i e l e und K ä m p f e. Setzt die Braut ihren Kranz ab und sind die Burschen zum Schießen fort, so stülpen die Tiroler Mädchen ihre Kränzel je einem Burschen über den

Hut, und für den gibt es dann ein großes Raten, welches Mädel die Eigentümerin des Kranzes sein mag. Mit Gabe und Gegengabe reicht er ihn ihr zurück.

Manchmal wird gar die Braut versteckt, und der Bräutigam muß sie unter allerlei Schwierigkeiten und Opfern erlösen. In Bayern wird ihm auch zunächst eine falsche Braut, ein altes Weib, zugeführt, und erst nach der Lösung einiger Rätselaufgaben gibt man ihm den Weg zur rechten Braut frei. Ganz sicher hängt dieser Brauch mit unseren Märchen von der rechten und der falschen Braut und mit der Altweibermühle zusammen und ist ein Rest eines alten Spiels von der Jungfrau Maleen oder wie diese in Mythen und Märchen immer wiederkehrende Gestalt der zu erringenden Braut, das Sinnbild der Frigga = Percht, des Lichtes und der Zeit, gerade heißen mag.

In Baden und Bayern ist das Brautschuhstehlen während des Mahles nicht weniger gebräuchlich. Der Brautführer ist verpflichtet, darauf zu achten und sich mit allen Mitteln dafür einzusetzen, daß der Raub des Schuhes nicht gelingt. Sonst muß er eine Runde Bier oder Wein bezahlen.

Auch der Schustertanz mag damit zusammenhängen, der in Bayern auf das Brautessen folgt und in anderer Form auch in Norddeutschland heimisch ist. Der Hochzeitslader versucht dabei, den Mädeln ein Bein aufzuheben, während die Tänzerinnen sich bemühen, ihm immer wieder geschickt zu entkommen. Auf jeden Fall hat das Paar eine Ehrenrunde zu tanzen, und die Braut ist jedem Burschen zu einem Tanz verpflichtet; in der Eifel geht das als Abklatschwalzer vor sich, in Niederdeutschland nach der feierlich ruhigen Weise des „Stapelholmer Brauttanzes"; ähnlichen Tänzen begegnen wir überall. In Ostpreußen tanzt alles hintereinander über die Schwelle vom Eßraum auf den Tanzplatz. Ein ostpreußischer Hochzeitstanz spielt auf den Brauch an, die Braut in ihrem neuen Heim erst dreimal um den Ofen zu führen.

„Bessembindersch Duchter un Kachelmachersch Sohn,
dee hadde sek versproke, se wullde tosamme gohn.

De Mutter käm jesprunge und schreej so lut:
Juchheirasse, juchheirassa, min Duchter, dee is Brut!
Dreemoal umme Owe rum un dreemoal um un um.
Schmiet mi man keene Kachel um un renn mi man nich um."

Dieser Tanz wurde auf Hochzeiten in zwei Reihen getanzt.

Muß die Braut auf ihre Schuhe achten, so muß in Westfalen auch der Bräutigam noch eine anstrengende Sitte über sich ergehen lassen. Die „Binäffenknechte", so heißen die Brautführer, bringen den Bräutigam in die Küche zum Herdfeuer. Hier soll der Bräutigam gleich einem Pferd beschlagen werden. Ein Knecht bringt eine Schaufel glühender Kohlen herbei, und der andere hebt den Fuß des Bräutigams hoch. Dabei wird gleichzeitig gegen die Sohle und auf die Kohlen geschlagen, daß die Funken nur so stieben. Die herumstehenden älteren Männer aber deuten durch Blasen und Brummen den fauchenden Blasebalg an. Es heißt, ein so „beschlagener" Ehemann soll wie ein gutes Pferd nicht straucheln und stets den richtigen Weg wissen und gehen. Aber ursprünglich mag eine Erinnerung an ein Spiel, an die Verwandlungen in den Märchen, den Brauch verursacht haben.

Um Mitternacht macht die Jugend einen Umzug durch Hof und Dorf, und ehe das Fest ausklingt, kommen besonders die Unverheirateten zu ihrem Recht. Dem Burschen in der Eifel, der kein Mädel beim Tanz gewann, bringen die Mädel eine Weckfrau, und jedes Mädchen bekommt einen Weckmann geschenkt.

In der Lüneburger Heide haben die acht Brautjungfern je eine Rose in einen Kranz gelegt und sie kenntlich gemacht. Nun müssen die Bauernjungs mit verbundenen Augen eine der Rosen aussuchen und mit dem Mädel, dem sie gehört, den Jungferntanz tanzen.

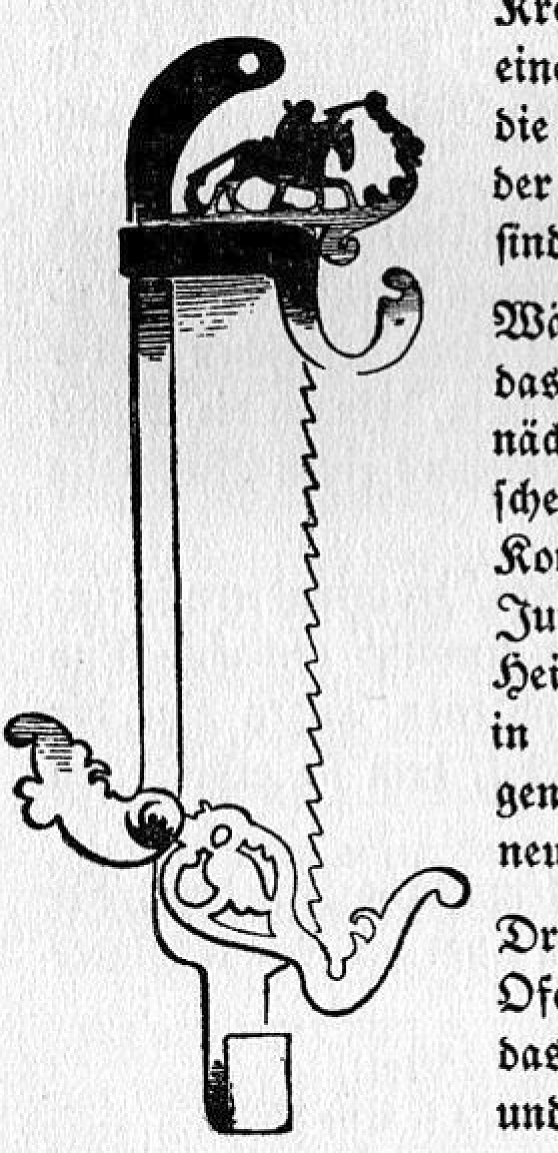
Bei der bayerischen Hochzeit beginnt um diese Zeit das „Abdanken". In allerlei lustigen Versen singt der Hochzeitslader die Gäste der Reihe nach an:

„Vivat der Bräutigam, vivat die Braut!
Vivat die Ehrmutter (Patin), weil's so wild schaut!

Hochzeiter, hast g'heirat', iatzt bis halt a Mann,
iatzt schaut di koa jung's Deandla nimma an."

Jedem gilt ein besonderer Vers, gleichzeitig ein Dank für Hilfe und Geschenke.

Gegen Mitternacht werden Strauß und Schleier oder auch Kranz und Schleier vertanzt, in Ostpreußen, in Niederdeutschland wie in Süddeutschland. Mit verbundenen Augen setzt die Braut einem der sie umtanzenden Mädel den Kranz auf, und es ist gewiß, daß dieses Mädel im nächsten Jahr Hochzeit feiern wird. Ist der Tanz um den Schleier vorbei, so setzen sich alle Gäste dicht um die Braut und versuchen genau auf den Glockenschlag ein Stück vom Schleier für sich abzureißen. Nun setzen die Burschen dem Bräutigam feierlich eine Zipfelmütze auf. Der Braut soll die Frauenhaube aufgebunden werden oder heutzutage auch eine Nachtmütze. Die Mädel aber wollen sie möglichst lange in ihrem Kreis behalten und wehren sich darum eine Zeitlang lebhaft gegen die Frauen, die der Braut die Haube, das Zeichen der Frauenwürde, aufzusetzen bemüht sind.



Während nun die große Brautkrone in das Haus getragen wird, in dem die nächste Hochzeit stattfindet, und die Burschen Kuchenreste und Knochen in einen Korb packen und heimlich zu einem Junggesellen bringen, der sich bald aufs Heiraten verlegen soll (man nennt das in der Heide: „die Hochzeit hinbringen"), wird das junge Ehepaar in sein neues Heim geführt.

Dreimal muß die Braut den Herd, Ofen oder Kesselhaken umschreiten und das Herdfeuer schüren oder aber um Hof und Tisch gehen. Dann gibt der Bräu-

tigam ihr einen Kuß und reicht ihr den Willkommenstrunk, und alle Männer trinken ihm zu. Jetzt hat die junge Frau von der neuen Heimat Besitz genommen. Zunächst wird sie in alten Bauernhäusern in das Zimmer geführt, in dem die Toten gebettet und die Kinder geboren werden und das sonst keiner zum Wohnen benutzt. Ein Heiligtum ist's in den Häusern, wo man sich dafür noch Raum gegönnt hat. In der Eifel gibt nun jemand der Braut einen großen hölzernen Kochlöffel; in Westfalen wird die junge Frau den Bienen vorgestellt. Danach kann der Kammergang beginnen.

Der Kammergang war früher in Bayern besonders feierlich, voran schritt die Musik, dann folgten dem Paare Nächster und Nächstin und hinterdrein lauter Verheiratete. Das Trauzeugenpaar wurde mit in die Kammer eingeschlossen. Bis über den Weltkrieg hinaus hat sich dieser uralte Brauch in einigen Dörfern erhalten. Jetzt aber ist er verschwunden.

Dithmarscher Kinder sangen am anderen Morgen vor dem Hochzeitshaus ein Lied voll guter Wünsche:

„Gott gäve de Brut, wat ick ehr wünsch,
dat erste Jåhr enen jungen Prinz,
dat ander Jåhr enen Apfel rot,
ene junge Dochter in den Schoot.
Un dat so fort von Jåhr to Jåhr.
Un dat bit fiefundtwintig Jåhr.
Alle fiefundtwintig um den Disch,
dann weet de Fru, wat Huesholen is!"

Möglichkeiten zur Neugestaltung

Das vorher Aufgezählte ist das Kernstück bäuerlichen Hochzeitsbrauchtums, das sich reichgeformt und inhaltsvoll um die eigentliche Trauung, den Ringwechsel und das Jawort, schließt. Wie vieles davon berührt uns so unmittelbar, daß es geeignet ist, von neuem in die Feiergestaltung und ihre Vor- und Nachklänge eingefügt zu werden.

Welche Menge schöner, alter Hochzeitslieder gibt es: Vielliebchenlieder, Wecklieder und festliche alte Hochzeitsmusik! Die

Sinnbilder des Lebensbaumes, den Hochzeitsbaum, die Brautkrone, die Rosmariensträußchen, die Girlanden und den Brautkranz, auch den roten Rosenkranz, den die Freundinnen der Braut und sich selber für den Jungferntanz winden, können wir unbedenklich den üblichen feierlichen Lorbeerbäumen hinzufügen. Schmücken wir doch jedes Fest mit Blumen und Grün und erkennen Maibaum und Erntekrone als unserem Hakenkreuz verwandte, beredte Sinnbilder an. Die Kameraden des Mannes stehen heute in neuer, ihrem Wesen gemäßer Tracht hinter dem Paar, und ihr Gang zur Feier wird immer festlich und geordnet sein.

Als Gäste sind sie selber Mitgestalter der Feier und sprechen selbst von der Verpflichtung in Lied und Wort, wie es ihnen durch die Feiern ihrer Gemeinschaft Selbstverständlichkeit geworden ist. Kann auch nur in Bauernhäusern oder sonst in einem Kaminraum das Herdfeuer brennen und kann nicht jede Hochzeitsfeier am Holzstoß der Sonnenwende beginnen, so wird doch immer ein Kerzenpaar sein Licht auf die beiden Menschen werfen können, und Flamme, Fahne und Brot künden wortlos von den großen heiligen Lebenszusammenhängen, denen wir alle verbunden sind. Dem Empfinden dieses Tages wird der Führer des Kameradenkreises Worte geben, und unsere jungen Dichter lassen auch das sonst Unausgesprochene Gestalt werden in dieser Erlebnisstunde:

„Ein großes Tor ist vor Euch aufgetan
und eine gute Straße aus der Zeit
und nach den Sternen eine rechte Bahn:
in Euern Enkeln wird die Erde weit.
Ein weites Tor ist vor Euch aufgetan:
in Euern Kindern seid Ihr groß und klein,
und wollt Ihr, daß der Tod Euch untertan,
dann müßt Ihr mehr als für einander sein."

Hans Baumann

Die schlichte Sprache der Verpflichtungsformel Wolfram Brockmeiers läßt alles vor uns aufstehen, dem wir uns verbunden und verantwortlich fühlen. In der von ihm geformten Frage klingt dasselbe Besinnen nach, das die amtlichen Fragen

des Vertreters des Staates in uns auslösen, hier tiefer greifend und schöner in ihrer künstlerischen Formung:

„Bei unseres Volkes ewiger Kraft,
bei Eurer künftigen Eheschaft,
bei der Fahne, die vor Euch loht,
bei der Flamme, die in Euch brennt,
bei Eures Tisches heiligem Brot:
Schwört und bekennt!
Wollt Ihr treu an allen Tagen,
ob auch Stürme Euch umwehn,
Glück und Leid gemeinsam tragen,
liebend zueinanderstehn?
Wollt Ihr bau'n mit jedem Werke
immerdar und allezeit
an des Vaterlandes Stärke
und des Reiches Herrlichkeit?
Sprecht, wir alle hören es!
Sprechet wahr!"
(Das Paar:) „Wir schwören es!"

Und dann die Mahnung:

„Doch hütet die Güter,
die Ahnen Euch spenden!
Seid Schirmer, seid Hüter,
das Werk zu vollenden!"

Welcher Glaube an die Heiligkeit des Lebens und die Größe des Volkes spricht aus den neuen Liedern: „Wo wir stehen, steht die Treue", „Haltet eurer Herzen Feuer heilig über alle Zeit" und:

„Tut auf das Tor, und mit dem Morgenschein
so tretet in die hohe Halle ein.

Ganz ausgefüllt von diesem hellen Licht
glaubt, daß daran noch jede Nacht zerbricht.

Daß jede Not, die Euch den Kampf ansagt,
ihr übersteht und sicher überragt.

Von diesem klaren Feuer überloht,
glaubt es, daß Leben stärker ist denn Tod."

Hans Baumann, „Horch auf, Kamerad"

Ein feierlicher Trunk und Spruch, ein schlichtes Gemeinschaftsmahl haben noch immer ihren Sinn, solange ihre Bedeutung

nicht von der Fülle des Gebotenen erstickt wird. Sinnbildliche Gaben: eine Hausfahne, ein Familienbuch für die neue Familie, die heute begründet wird, Salz und Brot, eine Ehrenwaffe — und schließlich auch eine gemeinsame Speise für das junge Paar aus einer Schüssel oder das Verzehren eines Doppelkuchens, all das kann uns heute noch — und heute erst recht! — etwas bedeuten. Und eine lebenbejahende Jugend wird dem Tanz an einem solchen frohgestimmten Tag auch nicht abhold sein und manches aufgreifen können, was an fröhlichen Sitten die Hochzeitsfeiern unserer Eltern bereichert hat. Denn auch die Freude muß auf einer neuen Hochzeit zu ihrem Recht kommen. Abklatsch- und Korbwalzer können wir alle noch tanzen, und die Auslosung des Brautkranzes wird die Mädel genau so mitreißen wie in früheren Zeiten. Wer Lust hat, mag schließlich auch Haube und Zipfelmütze überreichen: „Die Haube als Zeichen der Demut und die blauen Bänder als Zeichen der Treue, und die Zipfelmütze darum, daß der Ehemann kein schlechtes Gerede höre und kein schlechtes Getue sehe und selbst mit gutem Gewissen schlafe".

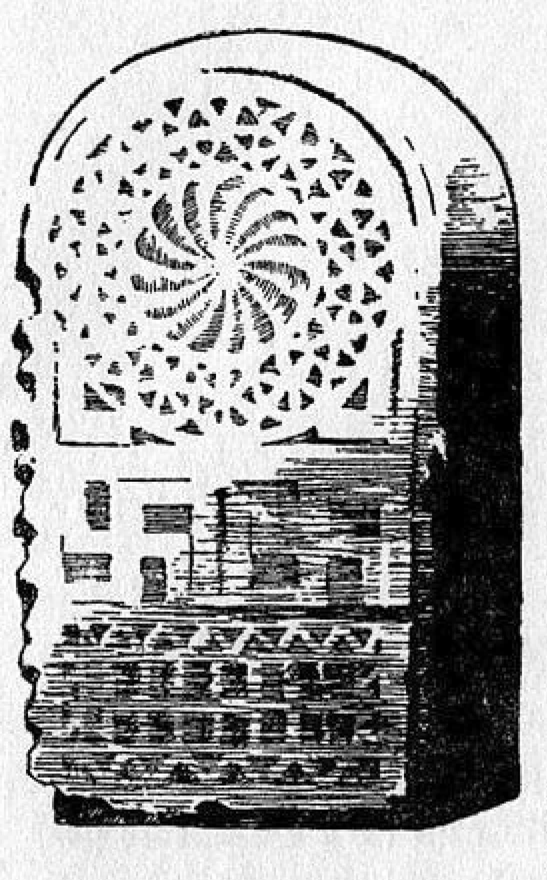
Jede einzelne Hochzeit mag und muß ihre eigene Note haben, aber alle sollen wieder Ausdruck einer im Ernsten und Fröhlichen echten und sinnvollen Lebenshaltung sein — Zeugen dafür, daß der schöpferische Quell der Volksseele wieder aus seiner Erstarrung befreit ist, geklärt und mit neuer Lebenskraft erfüllt.

> Was Einzelheiten sammelt, sie zu Mengen häuft, diese zu Ganzen verknüpft, solche steigend zu immer größ'ren verbindet, zu Sonnenreichen und Welten eint, bis alle sämtlich das große All bilden — diese Eignungskraft kann in der höchsten und größesten und umfassendsten Menschengesellschaft, im Volke, nicht anders genannt werden als — V o l k s t u m. Es ist das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiederzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Das bringt alle die einzelnen Menschen des Volkes, ohne daß ihre Freiheit und Selbständigkeit untergeht, sondern gerade noch mehr gestärkt wird in der Viel- und Allverbindung mit den übrigen, zu einer schön verbundenen Gemeinde.
>
> F. L. Jahn

Ehrfurcht, nicht Furcht vor dem Tod kennzeichnet den Germanen

Um den Tod des Menschen hat die Phantasie aller Völker eine Fülle von Gedanken und Mythen, ja ganze Religionssysteme gesponnen. Hier stehen die Lebenden an der Grenze des Unerforschlichen, nur Erahnten, dessen Bild aus ihrer Seele geformt wird, in das keine faßbaren Gegebenheiten mehr ordnend eingreifen. Und darum zeigt sich nirgends so klar das Wesen eines Volkes, wie angesichts des Todes. Das Bild des Furchtbaren, das es malt, legt die eigene abgründige Furcht bloß, das Zittern vor der Ewigkeit, vor dem „woher" und „wohin". Menschen anderer Art macht diese Frage zu Forschern und Entdeckern und zwingt sie, weiter vorzustoßen, sich der Ewigkeit zu nähern und mit dieser Weite des Blicks seelisch zu wachsen: weise zu werden in Ehrfurcht vor der Heiligkeit von Lebensursprung und -ende. Nur dem furchtlos Vertrauenden ist es gegeben, an dieser nahen Berührung mit dem Hintergründigen zu reifen. Kein Brauchtum zeigt darum so deutlich die Grenzen des Artempfindens, den Trennungsstrich zwischen heiliger Ehrfurcht und wucherndem Angstglauben wie das Brauchtum, das den Toten gilt, mag manches auf den ersten Blick auch noch so ähnlich erscheinen.

Immer klarer stellt sich heraus, daß gefesselte Hockerleichen nur an der Grenze germanischer Besiedlung bestattet sind, daß kaum eine Völkergruppe so ausgesprochen wie die unsere ihren Toten eine Heimstatt bereitet hat und in ihrer Märchen-



welt den freundlichen, das Leben gerecht hütenden Tod und den helfenden, kameradschaftlichen Toten kennt. Nur in wenigen anderen Ländern strahlen die „Friedhöfe" der Toten so viel ruhige Schönheit aus, zeugen von so häufigem Besuch, von der stillen Zwiesprache mit den „Heimgegangenen" und von der ordnenden Hand, die immer wieder den Garten des Todes wie die Beete am eigenen Haus von neuem zu verschönen sich müht. Man braucht nur an einem der ständig verschlossenen Judenkirchhöfe vorüberzugehen, um die verschiedene Seelenhaltung zu erkennen.

Die furchtlose Ehrung der Toten und ihrer Grabstätten erschien den ersten römischen Priestern auf deutschem Boden befremdend und gotteslästerlich. Und so hat die Synode von Liftinae auch die Gebräuche angesichts der Toten – also vor allem Totenwache und Totenmahl – und das mannigfache Brauchtum an den Gräbern als „gotteslästerlich" strengstens verboten. Aber angesichts der immer wieder mit dem Blute vererbten Totenehrfurcht hat sich dieses Verbot nie durchgesetzt.

Wir empfinden den Tod an sich weder als ständiges Schrecknis, als Weg in ein leeres Nichts oder in unausdenkbare Qualen und Strafen, noch als das einzige, das ganze Leben krönende, hohe Ziel, das allein schon soviel Glückseligkeit bedeutet, daß der Dahingegangene über alle liebende Pflege, die man Leichnam und Grab angedeihen läßt, von vornherein erhaben ist. Weil wir das Leben mit all seinen Taten und Gestaltungen als durchheiligt und gottgewollt erkennen, fühlen wir uns in ihm und seiner Gesetzmäßigkeit geborgen. Und gerade darum verschließen wir die Augen nicht vor den vielen Lichtern aus der

Ewigkeit, vor den sichtbaren Hinweisen auf die große Verbundenheit von Werden, Vergehen und Wiedererstehen, die aus allem Wachstum, aus Ackersaat, Jahreslauf und Menschengeschick innerhalb dieser „Lebensspanne" aufleuchten. Tod und Leben erscheinen uns nicht unbedingt als Feinde, sondern wie die zwei Hälften des Rades als zusammengehörige Erscheinungen *einer* erhabenen Ordnung. Darum ist uns der Tote nah – obgleich er uns nicht faßbar ist –, weil sich nicht die trennende Furcht vor seinem „Wiedergang" zwischen ihn und uns stellt, das Erinnern vergällt und die Brücke zerreißt, die wir zwischen der sichtbaren und der hintergründigen Welt wissen.

Zwar ist dieses ruhige Im-Leben-geborgen-sein und die Verbundenheit mit den Ahnen hier und dort durch Überfremdung und Verlust der heiligen Bindungen zerrissen. Aber die eigentliche Haltung dem Tod gegenüber, der Wille, ihm fest ins Auge zu sehen, beherrscht immer noch das Leben unseres Volkes. In den Kämpfern aller Jahrhunderte ist dieser Wille Wirklichkeit geworden, und mancher Bauer und manche Bäuerin haben sich still und stolz zum Sterben gerüstet wie die greise isländische Siedlerin Aud, die ihrem Enkel und Erben die Hochzeit bereitete, als sie ihren Tod nahen fühlte, und nach erfülltem Leben vom fröhlichen Hochzeitsmahl still zum Sterben ging.

Grabhügel und Totenschiff in Brauch und Sage

Am meisten bestätigen die Begräbnisstätten in unserer Heimat diese Ehrfurcht vor dem Tod und den Gestorbenen und zeigen, daß eben diese Haltung hohe Leistungen erwirkte. Die sorgfältig zu hohen, glatten Kammern geformten „Hünengräber" aus riesigen Findlingsblöcken, die „Ganggräber" der Sippen und vor allem die gewaltigen, über 30 Meter langen *Steinsetzungen* in der Heide sind Zeugen einer die ganze Gemeinschaft erfassenden Totenpflege. *Wie riesige Bauernhöfe* sind sie in die Landschaft gebettet. Die äußeren Stein-

flächen sind wie die Hauswand senkrecht gerichtet und geglättet. Sorgfältig ist die Grabkammer an die Stelle von Hochsitz und Herd gelegt, und große Sandmassen zeugen heute noch von der Höhe des Hügels, der sich, begrenzt von den Steinen, wie ein hohes Strohdach darüber wölbte. Die Steinflächen einzelner Gräber sind mit Zeichnungen verziert, wie sie die Webbehänge im Hause aufwiesen. Und die herrlichen, überall gefundenen Grabbeigaben sind Künder hoher Totenehrung und bestätigen die Anschauung, daß die Toten weiterhin das achten und hüten würden, was ihnen im Leben gut und bedeutsam galt. Selbst bei der Totenverbrennung in der Bronzezeit hat man die Mitgabe von Waffen, Gerät und Schmuck aufrechterhalten, hat über der Urne den Sand zum Hügel aufgeworfen und dann im umfriedeten Gehege Hügel an Hügel gereiht. Auch die bronzezeitlichen Holzsärge wurden in Hügeln gefunden. Sie umhüllten den in weiche Decken gewickelten und auf Blumen gebetteten Toten wie ein Baum, so wie beispielsweise die Bayern bis in die neue Zeit hinein ihre Toten begruben und die Särge „Totenbäume" nannten.

Wir Heutigen haben die Großzügigkeit verloren, die Grabbeigaben hörten fast ganz auf, seit die Kirche sie durch Seelenmessen ablöste, und die Hügel und Denkmäler wurden zumeist klein und karg. Aber jedes frische Grab wird heute noch wie ein H ü g e l gebildet, und die G i t t e r u n d H e c k e n umgrenzen und überdecken die Grube in der Art eines Hauses. Auch unser moderner Holzsarg erinnert noch an die Form eines Hauses. Wie ein Dach ist der Deckel abgeschrägt. Aus der langen Reihe hochaufgerichteter S t e i n e, die sich gleich eingerammten Schilden um den Hügel schlossen, der vielleicht einmal durch den Schild des begrabenen Helden als Malplatz gekennzeichnet war, blieb der hochgestellte Gedenkstein, zunächst noch runen- und sinnbildgeschmückt, und kündete vom Leben und Kampf des Toten. Heute sagt er knapp und schlicht zumindest die Lebensdauer und die Tätigkeit des Begrabenen an. Die großen Grabkeller wurden zu herrlichen Steinsärgen mit schildähnlichem Deckel und haben die alten Sinnbilder bis ins Mittelalter hin-

ein bewahrt. Und nicht nur diese Steinsärge, vor allem auch die Bauerngräber mit den großen Steinplatten erinnern an die decksteinüberwölbten „Hünengräber". Alte Sinnzeichen und Hausmarken sind mit demselben Geschlechterstolz hineingemeißelt wie die Seebilder und R u n e n in die Bautasteine der Wikinger.

T o t e n b a u m u n d T o t e n s c h i f f s i n d e i n a n d e r n a h v e r w a n d t. Wie ein Einbaumschiff ist ursprünglich der Sarg ausgehöhlt. Verwandelte sich hier und da die Grabform der Wikinger aus der hausähnlichen in die eines Schiffes, weil für sie das Schiff zum Zuhause wurde, so hat darüber hinaus das Totenschiff seinen Sinn durch den Gedanken an das W a s s e r, das die faßbare „innere" Welt von der alles Leben umgebenden „äußeren" trennt, von diesem „Außenreich" des Schiffmanns und des Wassermanns, das doch zugleich durch das Wasser mit der wirklichen Welt verbunden ist. Der Fährmann Tod ist ein deutsches Mythenbild (der Laich und die Lieder vom „Schiffmann"), und die Totenfahrt auf das Meer hinaus ist uns aus der Frühzeit klar überliefert. Auch unter den Königshügeln wurden Totenschiffe gefunden.

Der Totenhügel als Totenhaus und das Totenschiff sind also keine Widersprüche, nur Ausdruckswandlungen desselben Bildes von dem Weg und der Welt des Toten, die wie Wasser und Berge in das Leben der Menschen und doch darüber hinaus zu nebelverdeckten Fernen reichen. Darum schildern die Sagen den Tod vom Volk verehrter Helden auch wie ein plötzliches im-Nebel- und in-einem-Berge-Verschwinden. Der Tote ist dann nicht für immer fortgegangen. Er schläft nur wie Kaiser Rotbart im Fels, bis sein Volk ihn ruft. Auch die Eyrbyggjasaga erzählt von der Heimstatt Thorolfs und seiner Nachkommen im Berge Helgafell, wo sie die ehrenhaften Enkel erwarten, so wie Wodan der tapferen Kämpfer in Walhall harrt. Auch von Dietrich von Bern weiß das Volk, daß er nicht eigentlich starb, sondern auf seinem Roß in die Lüfte davonstob, um wiederzukehren. So richtet das englische Volk seine Hoffnung auf King Arthur, der ins Feenland Avalun fuhr, bis er geheilt sei von

seinen Wunden. Und es ist auffällig, daß der Volksglaube die Seelen der Toten gerade in den Venus- und Frau-Holle-Bergen sucht, an den altgeheiligten und später mit Höllenzauber umgebenen Stätten, in denen auch die ungeborenen Kindlein verborgen sein sollen, wie man es sich in Pommern von den Hünengräbern, den breiten Steinen, erzählt.

Die Ahnen kehren in den Enkeln wieder, und von ihnen kommt das junge Leben, das durch die Sippe weiterblüht. Sie wachen über ihr Wohl und Gedeihen, solange das Band zu ihnen nicht durch Ehrfurchtslosigkeit zerrissen wird. Der Ring des Lebens und der Anschauungen schließt sich: Dorther kommt das neue Leben, wohin das sterbende ging. Aus dem Wasser, über das das Totenschiff den Verstorbenen trug, oder aus dem geheiligten Hügel holt der Storch oder die Frau Holle das kleine Kind. Hinter diesem einfachen Gleichnis ist das ewig wahre Wissen von der Wiederkehr aller menschlichen Größe in den Nachkommen verborgen.

Daß Ahnengröße nur solange lebt wie die Sippe — wobei unter der Sippe die gesamte Verwandtschaft verstanden wurde —, daß in ferner Zukunft nur der Mensch gleichen Blutes die artgerechten Heldentaten bewundert und weiterberichtet, sagt uns die Edda:

„Ein Sprößling ist besser, ob geboren auch spät
nach des Hausherrn Hingang.
Nicht steht ein Stein an der Straße Rand,
wenn ihn ein Gesippe nicht setzt."

Auch das Erinnern an den auf Seefahrt und in ferner Schlacht Gefallenen soll den Nachfahren zu heldischer Tat begeistern. Darum errichteten die Nordleute den in der Fremde gefallenen Wikingern Denksteine im heimischen Bezirk. Und wie sie haben auch wir unseren in Feindesland begrabenen Kriegern auf den Heimatfriedhöfen oder an anderer hervorragender Stätte Ehrenmale geweiht und sie damit in die Heimat einbezogen, die auf dem Dorffriedhof über das Leben hinaus allen zum Dorf Gehörigen bewahrt wird.

Wie ein Schild stehen diese Wikingersteine und auf den Dorf-

kirchhöfen die Steine der Bauerngeschlechter mit ihren alten Hausmarken am Wegrand. An den Schild, auf dem die Gefährten den gefallenen Kämpfer vom Schlachtfeld trugen, gemahnen auch die bemalten oder mit Schnitzwerk versehenen **Totenbretter** oder Rebretter und Schragen, auf denen heute noch in Süddeutschland die Toten aufgebahrt werden. Das Nibelungenlied berichtet, daß auch Siegfried „uf den rê" gelegt wurde. Und gerade bei diesem Beispiel leuchtet die Herkunft der Totenbretter vom Schild als Bahre besonders ein. Wir wissen, daß die Schragen auch mit dem Leichnam eingegraben, noch mehr aber wie die Grabkreuze und Steine auf den frischen Grabhügel gesetzt wurden, bis das Kreuz das altgewohnte Erinnerungsmal verdrängte und schließlich auch der Sarg den Toten auf dem Wege zum Friedhof trug. So dienen die Rebretter heute nur noch zur Aufbahrung und werden später, wie wir es vielfach in Bayern und der Ostmark sehen, an Kapellen, Scheunen und Feldkreuzen aufgestellt oder wie in Baden als Steg über den Bach gelegt. Dieser letztgenannte Brauch zeigt noch lebendig das Wissen um das Wasser als Weg des Toten und ist besonders sinnvoll und schön.

Auch die **Holzkreuze** sind vom Volk zu einem Formenreichtum entwickelt worden, der bewußt alte Sinnbilder bevorzugte. Ob als Bogen erkenntlich oder als Dach, sind sie beinahe ausnahmslos von dem Zeichen des Lebens auf der Wende — Urbogen und Tyrrune — gekrönt, das uns als abwärts gerichteter Lauf des Lichtes verständlich ist und gleichzeitig den Glauben daran umschließt, daß im ewigen Kreislauf auch der Tod nur eine Wende bedeutet, die wieder zum Leben führt. Auch andere Sinnzeichen begegnen uns häufig an den Grabstellen. Vor allem hat die **Schmiedekunst** sie mit Sorgfalt und Andacht erhalten und



strahlende Sonnen in die Mitte des Kreuzes gearbeitet, von Ranken, Lebensbäumen und Spiralen in herrlicher Bewegung umzogen.

Ursprünglich erhob sich ein Lebensbaum auf jedem Grab. Die Vorläufer der Cypressen waren vor allem der heimische Machangel (Wacholder) und der Holderstrauch, aber auch Eichen, Birken und Rosenstöcke gehören auf das Grab und sind zumeist mit alten Sagen und Legenden verknüpft. In Tirol setzt man schon beim Begräbnis das Holunderkraut ein und nimmt es als Zeichen der erlangten Seligkeit, wenn es im Folgejahr grünt (W. Hansen, Der bäuerliche Lebenskreis).

Angesichts dieser Fülle von Beweisen für die liebevolle Ehrung der Toten und die Pflege ihrer Gräber ist es unmöglich, diese Bräuche weiterhin in Angleichung an die Totenfurcht einiger primitiver Völker als — merkwürdigerweise durch Erziehung oder anderes überwundene — Furchteigenschaft unserer Rasse hinzustellen und zu behaupten, daß „die äußeren Formen unserer Totenbestattung magischen Vorstellungen entwachsen sind, und die Aufschüttung von Totenhügeln wie deren Beschwerung durch Steine ursprünglich wohl nichts anderes als ein Schutz gegen die Wiederkehr des Toten waren". Wodurch ist denn dieser „Abwehrzauber" bei uns bewiesen, warum wird er überhaupt erst bei unseren Ahnen vorausgesetzt? Hinter allem Verwirrenden leuchtet doch dem, der die Seele seines Volkes kennt und hinter den überlieferten Dingen zunächst den verwandten Menschen sucht, klar und eindeutig das Bild der Lebensandacht und Furchtlosigkeit unserer Ahnen auf, die dem Toten Lebensbäume pflanzten und Häuser bauten, wie sie dem Kinde einen Baum in die Erde gruben und die Wiege rüsteten.

Von „Todankündern" und Bräuchen im Trauerhause

Gewiß ist manches, was der Volksmund von der Todankündigung sagt und von anderen damit verbundenen Dingen, zunächst befremdend und mit einem gruseligen Anhauch

verbunden. So die Erzählung vom Totenvogel, vom Käuzchen und dem Hahnenruf, von den dreimal krächzenden Raben. Auch Gans und Katze können zu Todesboten werden und der nächtlich aufheulende Hund, ebenso die „Klagemutter" in ihrem schwarzen Kleid, die spinnwebumgeben ist und sich in einen Hund, eine große graue Katze oder eine Gans, eine Taube und ähnliche Tiergestalten verwandeln kann. Dem aber, der die Edda kennt und in unserer Märchenwelt mit all ihren Verwandlungsformen zuhause ist, wird an diesem „Aberglauben" das Geschick der alten Götter sichtbar, die zunächst Träger und Gleichnisse des Lebens waren, also auch Künder der letzten großen Ordnung, die Leben und Tod umschließt, und die späterhin immer mehr aus den Bezirken des gütig und weise gestaltenden Lebens vertrieben und zu Unheilsboten gestempelt wurden. Indem man sie mit Grauen und Lebensfeindschaft umgab, hat man dem Volk das Grauen vor dem Tode vermittelt.

Wer kann die „Klagemutter" anders sein als Freya = Frau Holle, der auch das Käuzchen wie die Taube als Begleittiere zugehören. Hund (Wolf) und Rabe sind Odins Boten, die nicht nur Kunde vom Schlachtfeld bringen und ursprünglich dem ausziehenden Kämpfer Sieg bedeuten, sondern auch den Weltenbaum hüten, indem sie von dem Wirken der feindlichen Mächte Nachricht übermitteln. Die Erdhenne oder der Hahn ist uns aus dem Brauchtum geläufig. Wir kennen ihn als Zeichen von Leben und Fruchtbarkeit und auch als Tier im Reiche der Hel (Völuspa). Wie er die Weltenwende ankündet, so ist er auch täglich Bote des Lichts. Und als Wetterhahn auf der Kirche und in der Drohung „den roten Hahn aufs Dach setzen" begegnet er uns gleichfalls als Bote einer Wende von Wetter und Glück. Auch die Katze gehört zu den Erzählungen von der Himmelsmutter Freya, und die Beziehungen zwischen ihr (bzw. der Frau Holle) und der Gans sind schon an früherer Stelle aufgezeigt. Mit all diesen heute noch genannten Unheilskündern ist also wohl eine alte Überlieferung gerettet, aber sie ist einseitig geworden und trägt deutlich den Stempel der Verbiegung und Verteufelung.

Das eigentliche Brauchtum an der Bahre des Toten ist nahezu rein bewahrt, selbst in den Städten lebt es noch in beträchtlichem Maß. Zwar mögen Sitten wie das Öffnen der Dachluke „für die Ausfahrt der freigewordenen Seele" einen anderen Sinn bekommen haben oder neueren Ursprungs sein. Aber manche zunächst befremdenden Gewohnheiten haben sichtlich die Aufgabe, die überlebenden Hausgenossen vor Krankheit und Ansteckung zu schützen: so das Fensteröffnen und das Verschütten des Waschwassers, das Verbrennen des Totenbettstrohs und das Vergraben des Kehrichts gleich nach dem Forttragen der Leiche aus dem Trauerhause. Man hat gewiß nicht nur zitternd gewartet, ob der Tote auch keinen zweiten nachholen würde, sondern gewußt, daß das meist auf Ansteckungen zurückzuführen ist, denen man vorbeugen kann.

Im Schein der Sterbekerze verhaucht der letzte Atemzug des Sterbenden. Noch einmal flammt sein Lebenslicht auf — und oft wird wirklich die Taufkerze am Totenbett entzündet. Es ist Sitte gewesen, eine geöffnete Schere auf das Totenbett zu legen, mit der die dritte Norne den Lebensfaden abschneiden kann, den ihre Schwestern spannen und warfen. Auch die dritte Parze wird mit der Schere dargestellt, und da in den Sagen auch die Hexen eine bei sich haben, kann sie nicht etwa zur Abwehr dieser Hexen dienen, wie es so gern und leicht angenommen wird (nach Dr. F. Luers).

Nun tritt ein Hausgenosse nach dem anderen an das Lager des Toten, um stille Zwiesprache mit ihm zu halten, denn alle, die zum Hause gehören, sind geweckt und benachrichtigt — doch nicht aus Furcht vor dem Toten. Ein starkes Erlebnis erfaßt jeden, sie alle berühren die Grenzen der Ewigkeit, wenn ein Leben aus ihrer Mitte an der großen Wende steht. Wer das verschläft, wird sein ganzes Leben und Glück verschlafen, heißt es in Westfalen. Auch den Tieren im Stall und den Bäumen um den Hof — allem Lebenden, dem der Bauer oder die Bäuerin vorstand, muß der Tod angesagt werden. Ruft man den Bienenvölkern nicht zu: „Euer Bienenvater ist gestorben", so

ist es sicher, daß sie eingehen werden; so heißt es in Zeitz und ähnlich im ganzen deutschen Raum.

„Imme, Imme, din Herr is dod,
nu bliw bi mi in mine Not!"

sagt der Westfale. Ist der Erbe zugegen, so muß er sich gleich den Tieren und den Bäumen als neuer Hofherr melden. Stirbt aber der letzte Bauer eines alten Geschlechts, so gibt man Bienen und Vieh die Freiheit: „Euer Herr ist tot. Geht eures Weges!" Die Kühe und alle Tiere im Stall werden losgebunden, die Türen sind geöffnet. Und ist der Sarg zum Kirchhof getragen, wird alles zerbrochen, was dem Toten gehörte. Salz wird verstreut und das immer brennende Herdfeuer erstickt. So erzählt es uns Otto Reuther im „Goggolore". Ähnliche Bräuche bezeugen älteste Funde aus unserer Vorzeit. Fand man doch in den Mauern des niedergerissenen Hauses die Totenbestattung für den, dem Grabhaus und Erbhof eins werden konnten, weil sein Bauerntum mit ihm, dem Nachkommenlosen, erlosch. Das Land übernahm ein anderer in Pflege, aber das Haus hatte nur Sinn als Heimstatt der Sippe.

Solange der Tote im Hause aufgebahrt ist, stehen Uhren und Spinnräder still, bis der Lebensfaden weiterläuft. Der Leichenbitter, ein Verwandter, Nachbar oder Hirt, geht zu allen Höfen im Umkreis und lädt zur Totenfeier. Im Schwarzwald steigt eine alte Frau, die „Lichsageri", als Trägerin der Botschaft zu den zerstreuten Gehöften. Die „neun nächsten Nachbarn" helfen im Trauerhause, die Beerdigung und das Gedächtnismahl für den Toten zu rüsten. Rosmarien und Rosen oder Buchsbaum schmücken das Lager. Feierlich legt man dem Toten sein Hochzeitshemd, dem Kind sein Taufkleid und dem jungen Mädchen ein weißes Kleid, auch wohl einen Brautschleier an und gibt ihr Kranz und Liebesbriefe, dem Kind Patenbriefe und der Wöchnerin



alles, was sie zur Pflege des Kindes braucht, mit in den Sarg. Weiße und rote Rosenkränze kennzeichnen den Sarg der Unverheirateten, den des Mädchens die sorgsam aus Holz oder künstlichen Myrten gearbeitete Totenkrone, die nach der Grablegung auf den Hügel gelegt wird. Bei einem Mädchenbegräbnis tragen die jungen Dorfburschen den Sarg und sind mit einem Bräutigamsstrauß geschmückt wie zu einer Hochzeit (so z. B. bei Cottbus).

Der Bauer wird meist im Mittelpunkt des Hauses aufgebahrt, in Norddeutschland in der „Deele" unter der Bodenluke, dort, wo er bei seiner Trauung gestanden hat, oder in einem besonderen Zimmer des Hofes, in das auch die junge Frau zunächst nach der Hochzeit geführt wird. Ein weißes Laken ist ausgebreitet und Lichter brennen auf dem Sargdeckel, der unter dem Klang des dritten Liedes am Begräbnismorgen geschlossen wird. Kein Nachbar fehlt, wenn er Totenwacht halten oder wenigstens am Sarge vorbeigehen und dem alten Kameraden noch einmal in das gefurchte Gesicht sehen soll. Die Totenwache bedeutet ein letztes Zusammensein mit dem Gestorbenen wie mit dem Lebenden und nicht eine Angstwache vor den Gefahren, die der Tote den Bleibenden bringen könnte. In Ostpreußen wird allabendlich an der Leiche gesungen, und Trank und Speise gehen reihum wie an anderen Tagen. Die Einladung zur Totenfeier erfolgt wie zu allen gewohnten Festen. In Bayern wird aus vergangenen Zeiten ähnliches berichtet.

Begräbnis und Gedächtnisfeier

Stirbt ein Sattelmeier oder die Sattelmeierin in Enger (Westfalen), dann läuten drei Tage lang um die Königsstunde zwischen 12 und 1 Uhr die Glocken, die auch die Geburt des Kindes verkünden. In der Diele des Sattelmeierhofes steht der lichtergeschmückte Sarg unter dem Leichenbalken, dem dritten vom Flett her. Das gesattelte Pferd des Bauern sieht von der „Niendoor" aus der Trauerandacht zu. Und ziehen die sechs Pferde den Leiterwagen mit dem Leichnam an, so folgt das

Sattelpferd dem Sarge, bis er im Kirchenchor von Enger, am Grabe Widukinds, niedergesetzt wird, damit der tote Sattelmeier seinen Führer zum letzten Mal grüßen kann. Stand bei dieser Feier das Pferd in der geöffneten Kirchentür, so folgt es auch seinem Herrn zum Grab, wo der älteste Heuerling an Stelle des treuen Tieres dem Bauern drei Handvoll Sand auf den Sargdeckel wirft, wenn das ganze Gefolge dem Toten diese letzte Ehrung erwiesen hat. Drei Schaufeln oder drei Handvoll Sand streut man überall in die Gruft des Toten. Vielleicht ist in dieser Sitte der Rest des alten gemeinsamen Grabbaus zu erblicken, da das viel kleinere Grab jetzt als Ehrenbezeigung vom „Notnachbarn" oder von einem Totengräber geschaufelt wird. Wie den Neugeborenen und das jung getraute Paar grüßen Ehrenschüsse und Glockengeläut den Toten bei seiner Grablegung.

In einigen überlieferungsgebundenen Landschaften nimmt der Leichenzug seinen Weg über alte geheiligte Straßen, über den Helweg oder den Liekſteg, besondere Friedhofswege, die auch „Reewege" heißen (entspricht „Re-brett"). An der Grenze des Gehöftes wird ein Bündel Stroh vom Leichenwagen geworfen. Der Ostpreuße sagt, daß der Tote sich auf diesem Strohbündel ausruhen würde, wenn er zurückkehrte, um die Felder zu segnen. Ein Bauer findet erst Ruhe im Grab, wenn er seinem Acker noch den Segen gab. Auch an der Dorfgrenze hält der Fuhrmann dreimal die Pferde an, wenn der Friedhof in einem fremden Dorf liegt. Kommt an der Nordsee ein Totengefolge an einer Mühle vorbei, so legt der Müller diese solange still, bis der Leichenzug vorüber ist. Einen Augenblick ruht der Lauf des Rades, wie der Gang der Uhr, wenn die Ewigkeit wendend ins Leben greift, wie ja auch das Jahresrad einen Augenblick stillsteht, wenn die große Wende beginnt. Und die Mühlenflügel sind doch Zeichen des Rades, der Vermehrung, des immer wachsenden Lebens.

In einigen Dörfern Österreichs ist es Brauch, Brot, Eier und Mehl an der Spitze des Trauerzuges zu tragen. Was früher dem Toten galt, ist heut für den Pfarrer und Meßner be-

stimmt. Aber es ist bedeutsam, daß ein solcher Brauch überhaupt noch lebt. Einst diente die Speise dem Gedächtnismahl am Grabe, das heute im Wirtshaus, häufiger aber im Trauerhaus gefeiert wird. Beim „Trostbier" hebt man Eigenschaften und Leistungen des Toten besonders hervor. Ein Stuhl ist ihm freigehalten, jeder denkt sich den Toten anwesend, teilnehmend an der Freundschaft der anderen. In Bayern reichte man Brezeln zum Totenmahl wie zu Allerseelen (und auch zu Fasnacht) und hing sie auch den Verstorbenen um das Grabkreuz. Zum Bier oder Wein gab es reichlich Braten. Ein anderes Gebäck der Totenfeier ist der „Seelenspitz", ein Hefekuchen, der wie ein achtteiliges Sonnenrad geflochten und an zwei Enden schiffsähnlich zugespitzt ist: das Lebensrad im Totenschiff. In den Seelenspitz steckte man eine Honigkerze, die solange brannte, bis der Leichenschmaus vorbei war und der Seelenspitz an die Dorfarmen verteilt wurde. Mit Licht und Trunk glaubte man, den Toten in den Kreis der Feiernden zurückzuholen. In der Bretagne aber hat man das Mahl noch vor dem Begräbnis um Mitternacht gehalten, um den Toten zur Teilnahme einladen zu können, ehe er aus dem Haus getragen wurde. Schon das ist ein Gegenbeweis gegen die Annahme der Totenfurcht als Ursache aller Begräbnisbräuche.

So ist es auch verständlich, daß das Totenbier oder Graffbeer zunächst ruhig, aber dann immer fröhlicher verläuft. In Ostpreußen weiß man noch, daß dabei auch der Tanz zu seinem Recht kam. Erst wurde er feierlich geschritten, allmählich aber gewann Leben und Freude ganz das alte Gesicht. Denn der Tote will sein Gedenken auch in den frohen und bunten Alltag getragen sehen, weil er das Leben mit all seiner Fülle bejahte.

So wird das Leben mit ihm verbunden bleiben: Die Kinder treten am Hochzeitstag an das Grab der Eltern, und sie bringen die Enkel, wenn sie ihre Namen bekommen. Die Gräber der Angehörigen gehören mit zu all dem, was die Heimat ausmacht, aber die Ehrfurcht vor dem Tod und die Furchtlosigkeit vor dem Toten hat auch dem Toten ein Heimrecht im Leben seiner Verwandten gewahrt. —

Unsere Toten

Unsere gefallenen Kameraden leben im Gedächtnis des Volkes als Vorbilder, die neues Leben zeugen. Auch wir schmücken die Gräber, die Ehrenhallen der Toten unserer Bewegung. Über ihrem Grab hallen die Ehrensalven und klingen unsere Lieder. Kameraden und Führer sprechen an ihrer Bahre. Was dem Lebenden alle Opfer wert war, deckt unter dem schlichten Kranz den Sarg und begleitet den Toten in die Gruft: die Fahne. Die gleiche Gesinnung, die der Volksbrauch beim Begräbnis des Bauern spiegelt, hat ganz von selbst die entsprechende Form gefunden als Ehrung für die Vorkämpfer des jungen Reiches.

Schlußwort

> So sicher es gelingen wird, klar erkanntes fremdes Blut auszumerzen und fernzuhalten, ebenso gewiß muß es in Zukunft auch im Brauchtum gelingen, das klar erkannte Artfremde organisch zu überwinden und abzuhalten. Daß die Voraussetzungen dazu weltanschaulicher Art sind, folgt aus den Wesenszügen des Brauchtums von selbst.
>
> Hans Strobel

Dies Buch ist aus der praktischen Arbeit gewachsen. Es will keine wissenschaftliche Arbeit sein, sondern ein Wegweiser für die suchende Jugend auf dem Weg, den wir in der Kampfzeit begannen. Damals griffen wir zurück auf das Brauchtum unserer Ahnen, um unserem Bekenntnis zu Blut und Boden in Wort und Brauch Ausdruck verleihen zu können. Wir konnten dazu nicht alles übernehmen, was einmal gestaltet und angefügt worden ist, nur das Eigentümliche konnte den gleich gearteten Menschen in seiner Weltanschauung ansprechen und Brücken schlagen über Generationen und Jahrhunderte. Aber aus diesem Besinnen auf die verwandte Lebenshaltung unserer Vorfahren wurde eine Erkenntnis der Wesensgleichheit aller deutschen Stämme in ihrem wesentlichen Volkstumsgut. Ein Weg tat sich vor uns auf, der Aufgaben weist: die Einigung des Volkes durch sein Brauchtum.

Stärkung des Volkes aber bedeutet die Pflege und Erhaltung seiner besonderen Art. *Nur ein von fremdrassigen Gedankengängen freigewordenes Brauchtum kann dem Volk Zielklarheit und Kraft geben.*

Ehe die Wissenschaft für jeden Einzelfall die Herkunft von Sitte und Brauch unterscheiden und feststellen kann, müssen wir den Beginn wagen in der Gestaltung unseres Wollens. Unsere an großem Erleben reiche Zeit drängt nach geformter Äußerung der allseitig erlebten, großen und ewigen Erkenntnisse, sie spricht alle schöpferischen Kräfte in unserer Jugend an. Diese Jugend aber denkt organisch. Sie sieht den

Reichtum in der Volksüberlieferung und will weiter bauen auf dem alten, bleibenden Fundament deutscher Lebensart.

So muß ihr Instinkt, ihr Artgefühl sie bei der Sichtung des Überkommenen und der Planung des Neuen leiten, damit das neuerstehende Brauchtum so stark Ausdruck unserer Rasse und Weltanschauung wird, daß es den Instinkt und das Wollen der künftigen Generationen bildet und zu einer Einheit in Anschauung und Tat bindet. Denn diese erlebnismäßige Formung der jungen Generation des Volkes zu einem Richtbild, zu einer bestimmten Lebenshaltung ist die edelste Aufgabe des Brauchtums. Es erhält die Achtung vor der völkischen Eigenart und wahrt so die Rasse des Volkes. Jeden einzelnen spricht es richtunggebend in seinem innersten Wesen an und schafft damit die Voraussetzung für die politische Geschlossenheit bei großen Entscheidungen, die das Geschick vom Volke fordert.

Otto Schmidt schreibt:

> „Nur selten ersteht einem Volke der ganz große, überragende Führer. Zu allen Zeiten aber muß jene innere Richtkraft, jener Instinkt, sich bewähren und beweisen. Erst so begreifen wir die ganze große Aufgabe einer Erneuerung des Volkstums.
>
> Es geht um die Entscheidung, ob der ewige geistige Mutterboden wieder zum festen Besitz aller wird; damit aber fällt zu einem guten Teil auch die Entscheidung darüber, ob das fast übergroße Wollen des heutigen Geschlechtes vor der Geschichte Dauer und Bestand haben wird.
>
> Unsere Zeit hat im Brauchtum des Volkes das Gesicht herauszumeißeln, das dem Wollen des heutigen Geschlechts entspricht. Wir haben dem weltanschaulichen Ringen unserer Tage den gestalteten Ausdruck zu verleihen."

Gewiß – Brauchtum wächst nicht von heute auf morgen neu. Wir brauchen unsere Aufgabe der Sichtung und Neuformung nicht zu übereilen. Wenn aber das Wachstum in seinen Ansätzen vorhanden ist, kann und darf es nicht abgedrosselt werden. Sonst kann schließlich alles Leben verlorengegangen sein, wenn erst abgewartet wird, bis sich die äußeren Umstände gebessert haben.

Für das kulturelle Leben gelten dieselben Gesetze, die die Bevölkerungspolitik beherrschen. Wir haben gesehen, daß das Leben eines Volkes kaum mehr zu retten ist, wenn einmal das Wachstum, die Geburtenzahl abgeschnitten wurde. Für alles Lebendige gelten Wachstumsgesetze. Wächst ein Volk jenseits der Grenze und dehnt es sich aus, während das benachbarte seine Zahl nur mühsam aufrecht erhält, so ist bald der Zeitpunkt abzusehen, wo das vermehrungsfreudigere Volk den geschwächten Raum der Nachbarn durchsetzt und schließlich erobert. Der Lebenskampf fordert daher von jedem Volk, daß es mit dem Wachstum des anderen Schritt hält. Rettet ein Volk aber mit Mühe und Not sein Brauchtum über die Zeiten weg, ohne daß es ständig mit neuer Lebenskraft gespeist wird, so wird das Nachbarvolk mit natürlichem Gestaltungsreichtum durch sein lebendiges Volkstum eine ungeheuer werbende Kraft über die Grenze auf das Volk ausstrahlen, das nicht die gleiche kulturelle Werbekraft auszusenden vermag und so nicht imstande ist, die Waage zu halten. Nein, dieses lebensvolle Fremde wird in dem innerlich leer und arm gewordenen Raum lebendig aufgegriffen werden und das Land geistig erobern.

Da aber alle Volkskultur Ausdruck der Seele des Volkes ist, hat das Volk sein Leben zu Recht verwirkt, das nicht fähig ist, seine Volkskunst und sein Brauchtum lebendig zu erhalten.

Diese Volkskultur ist gelebte Eigenart, gelebte Weltanschauung. Sie zeigt sich vor allem in der Lebensgestaltung, im Alltag, in der Familie, in der Begehung der Feste, der Wendepunkte des Jahres und des Lebens.

Unsere junge Generation hat sich in ihrer Selbsterziehung das kompromißlose Leben im Sinne des Nationalsozialismus als erstes Ziel gesetzt. Diese Haltung ist jedem BDM.-Mädel und jedem Hitlerjungen selbstverständlich. Sie gibt uns die Berechtigung, den Grundstein für den Neuanfang zu legen. Sie gibt uns die Maßstäbe für die Sichtung des Überlieferten, die Sicherheit des Instinkts. Diese Haltung muß eher sprechen als die Wissenschaft, weil sie die Bahn für die Neugestaltung weist.

Ihre Trägerschaft ist das ganze Volk, von dem man nicht Wissenschaftlichkeit, sondern nur diese innere Erkenntnis verlangen kann.

Die Jugend *lebt* bereits in den Fragen und Aufgaben, die das Buch anschneidet. Sie hat sich darin zurechtgetastet, hat Material zusammengetragen, sich daran begeistert und neue Wege in Anlehnung an die alten beschritten. Das Brauchtum und seine Geschichte wurde ihr dabei zum Spiegelbild des Volksgeschicks, zur weltanschaulichen Schulung. Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen hat sie in ihrer nationalsozialistischen Weltanschauung bestärkt.

Aus solchem Beginnen, aus kleinen Einzelheften für die Schulung und aus der lebendigen Aussprache mit Kameradinnen aus allen Gauen ist hier das zusammengefaßt, was Antwort und Hilfe geben kann für die Brauchtumsarbeit unserer Jugend. Diese Jugend wagt das Gestalten, weil sie das Lebendige will. Sie will nicht von vornherein feste Vorschriften erlassen, sondern *Marksteine* setzen, die den Weg bezeichnen, der durch immer neue Steine vorwärts gebahnt wird, wenn wir selbst so weit gekommen sind.

Meinen Kameraden und Kameradinnen gebe ich die Arbeit in die Hand als eine Brücke von unserer politischen Arbeit zur Freude und zum Dienst am Brauchtum als einer Sicherung unseres Volkstums und damit des Staates.

Ich bitte sie, wenn die Teilnahme an den angeschnittenen Fragen geweckt ist, selbst weiterzugehen und als Ergänzung auch die wissenschaftlichen Schriften heranzuziehen, vor allem das im Verlag Koehler und Amelang in Leipzig erschienene Buch von Dr. Hans Strobel: „Bauernbrauch im Jahreslauf" und die Schriften von SS.-Obersturmbannführer K. Th. Weigel aus dem Verlag Alfred Metzner, Berlin, ferner die Aufsätze von Prof. Dr. Wolfgang Schultz in den NS.-Monatsheften und die Bücher von Prof. K. von Spieß, Prof. Georg Hüsing und Prof. Hans Hahne.

An manchem Material, das Gutes und Richtiges enthielt, mußte Kritik geübt werden um des Zieles willen: die Klarheit

der Weltanschauung zu wahren, die allein ein neues Brauchtum entstehen lassen kann. Mit den Maßstäben der jungen Generation, mit dem Instinkt mußte der Weg gebahnt werden, den sie weiterzugehen gewillt ist, wenn die innere Überzeugung, die politische Aufgabe gewahrt und nicht verzettelt werden soll. Vielleicht wird dieses und jenes von wissenschaftlicher Seite beanstandet werden und einmal ergänzungsbedürftig sein, darauf kommt es aber heute nicht an, da es um das Aufzeigen der Lebenslinie unseres Volkstums geht und um die Eroberung der gesamten Jugend für die Aufgaben an der Verewigung unserer Volksseele im lebendigen deutschen Brauch.

„Wer das Volk will, muß Brauchtum wollen. Brauchtum ist festgefügte, ungeschriebene Ordnung einer wirklichen Gemeinschaft, getragen vom alten Geschlecht, soweit es ein starkes und nicht ein weichlich gewordenes Geschlecht ist, das junge Geschlecht tragend, es an Treue gewöhnend, bis es in die Reife gekommen ist, wo es den Brauch nicht mehr als Zwang und leere Form empfindet, sondern ihn als die in Jahrhunderten und Jahrtausenden angesammelte Lebensweisheit der Vorangegangenen erkennt. Das Gegenteil ist Willkür! –

Brauchtum ist praktische Grenzbefestigung des Volkstums." Wilhelm Schloz

Inhaltsverzeichnis

Stichwortverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen

Einband: Maibaumkrone
Umschlag: Lebensring mit den Sinnbildern der Jahreszeiten

Seite:		Seite:	
98	Neuer Weihnachtskuchen nach Volkskunstmotiv: Vogel auf dem Lebensbaum, der aus der Mondschale wächst	214	Plan einer Aufstellung zur Sonnwendfeier
111	Sommer- und Winterkegel im Festzug	225	Weingeiß aus dem Winzerfestzug
114	Elzacher Schuddig (Holzschnitt von Erwin Krumm, Elzach)	229	Kopfschmuck der Kühe beim Almabtrieb
125	Elzacher Taganrufer (Holzschnitt von Erwin Krumm, Elzach)	231	Schmiedeeisernes Grabkreuz aus Lübeck
126	Das Taganrufen in Elzach (Zeichnung v. Erwin Krumm, Elzach)	249	Bauernwiege
133, 148	Bemalte Ostereier	261	Dreiarmiger Leuchter in Form der Manrune
134	Gestalten vom Ostergang	262	Motiv aus bäuerlichem Brautschmuck
166	Brezelträger	267	Webekamm aus Rügen
190	Holzvogel (Deutsche Volkskunst)	276	Kindermann und Storch aus der Brautschachtel
198, 201, 211, 213, 217	Sinnbilder aus deutscher Bauernkunst	280	Eiserner Kesselhaken aus Niedersachsen
207, 208	Gestelle von Mittsommerbäumen	286	Westgotischer Grabstein
		291	Schmiedeeisernes Grabkreuz mit Sonnensinnbildern
		295	Totenkrone

Ein Teil der Zeichnungen dieses Buches ist nach folgenden Vorlagen angefertigt:

S. 8, 14 nach Vorlagen aus dem Nordischen Museum, Stockholm;
S. 18, 29, 66, 72 nach Zaborsky, „Urvätererbe" Abb. 642, 240, 436, 420;
S. 23, 207, 208 nach Vorlagen in der Ausstellung „Deutsches Ahnenerbe", Berlin;
S. 42, 51, 73, 249, 262, 267, 276, 280, 286, 295 nach Vorlagen aus dem Deutschen Volkskunde-Museum, Berlin;
S. 59, 95 nach Nilsson, „Festdagar och Vardagar";
S. 60, 111, 134, 166, 225 nach H. Hahne, „Jahreslauf";
S. 84 nach Hamkens, „Niedersachsen" 1931;
S. 86, 91, 98 nach „Der Falke" 1931, Heft 5/6.

Benutztes Schrifttum

„Mädel voran!" Schulungsbriefe des BDM. 1934—1936
„Die deutsche Landfrau" Berlin 1935—1936
Sammlung Thule Alte nordische Dichtung und Prosa. Diederichs, Jena
„Nordische Märchen" Diederichs, Jena 1922
„Isländische Märchen" Diederichs, Jena 1923
Busse, Hermann Eris „Alemannische Volksfastnacht" aus „Mein Heimatland", Freiburg 1935

Craß, E. „Deutsches Brauchtum im Jahreslauf" Leipzig 1935
— „Deutsches Brauchtum im Lebenslauf" (Mit Vorbehalt)
Grimm, „Kinder- und Hausmärchen" Reclam, Leipzig
„Deutsche Sagen" herausgegeben von H. Schneider. Deutsches Verlagshaus Bong, Berlin-Leipzig
Hamkens, Freerk Heye „Ein friesischer Weihnachtsbaum" aus „Niedersachsen", Norddeutsche Monatshefte 1931
Hahne, Hans „Von deutschem Jahreslauf und Brauch" Diederichs, Jena 1926
Hansen, Wilhelm „Der bäuerliche Lebenskreis" Schriftenreihe „Deutsches Volksgut", Berlin 1934 (Mit Vorbehalt)
Hüsing, Georg „Die deutschen Hochgezeiten" Wien 1927
— und Emma „Laiche und Lieder" Wien 1932
Kummer, Bernhard „Midgards Untergang" 2. Auflage, Leipzig 1935
Luers, Fr. „Sitte und Brauch im Menschenleben" München 1926 (Mit Vorbehalt)
Reuther, Otto „Der Goggolore" München 1935
Schmidt, Heinz „Das bäuerliche Jahr" Schriftenreihe „Deutsches Volksgut"
Schmidt, Otto „So zum Tanze führ ich Dich" Stuttgart
— „Der Schiffmann, ein Bekenntnis nordischer Geisteshaltung" Berlin 1935
Schönaich-Carolath, Ina, Prinzessin von „Runendenkmäler" Urquell-Verlag, Mühlhausen/Th.
Schultz, Wolfgang „Zeitrechnung und Weltordnung" Leipzig 1924
— „Ostern" NS.-Monatshefte 1935 Heft 61
— „Weihnachten" NS.-Monatshefte 1935 Heft 69
— „Balder" NS.-Monatshefte 1935 Heft 59
Spamer, Adolf „Deutsche Fastnachtsbräuche" Diederichs, Jena 1936
Spieß, Karl von „Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur" Berlin 1934
— „Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn" Berlin 1934
Strobel, Hans „Brauchtum und Sitte des deutschen Volkes" Langensalza 1936
— „Entkonfessionalisierung des Brauchtums" „Wille und Macht" Heft 18
— „Germanisches Erbe im deutschen Weihnachtsbrauchtum" „Wille und Macht" Heft 24
Weigel, Karl Theodor „Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße" 1934
— „Runen und Sinnbilder" 1934
— „Nürnberg, Frankenland, Deutschland" 1936
Wirth, Hermann „Was heißt deutsch?" Jena 1931 (Mit Vorbehalt)



Grabstein eines Wikingers aus Brokyrka



Die Spinnerin (Frau Holle), Weihnachtskuchenform aus der Kurmark

Flachsschwingen aus Mönchsgut (Rügen)

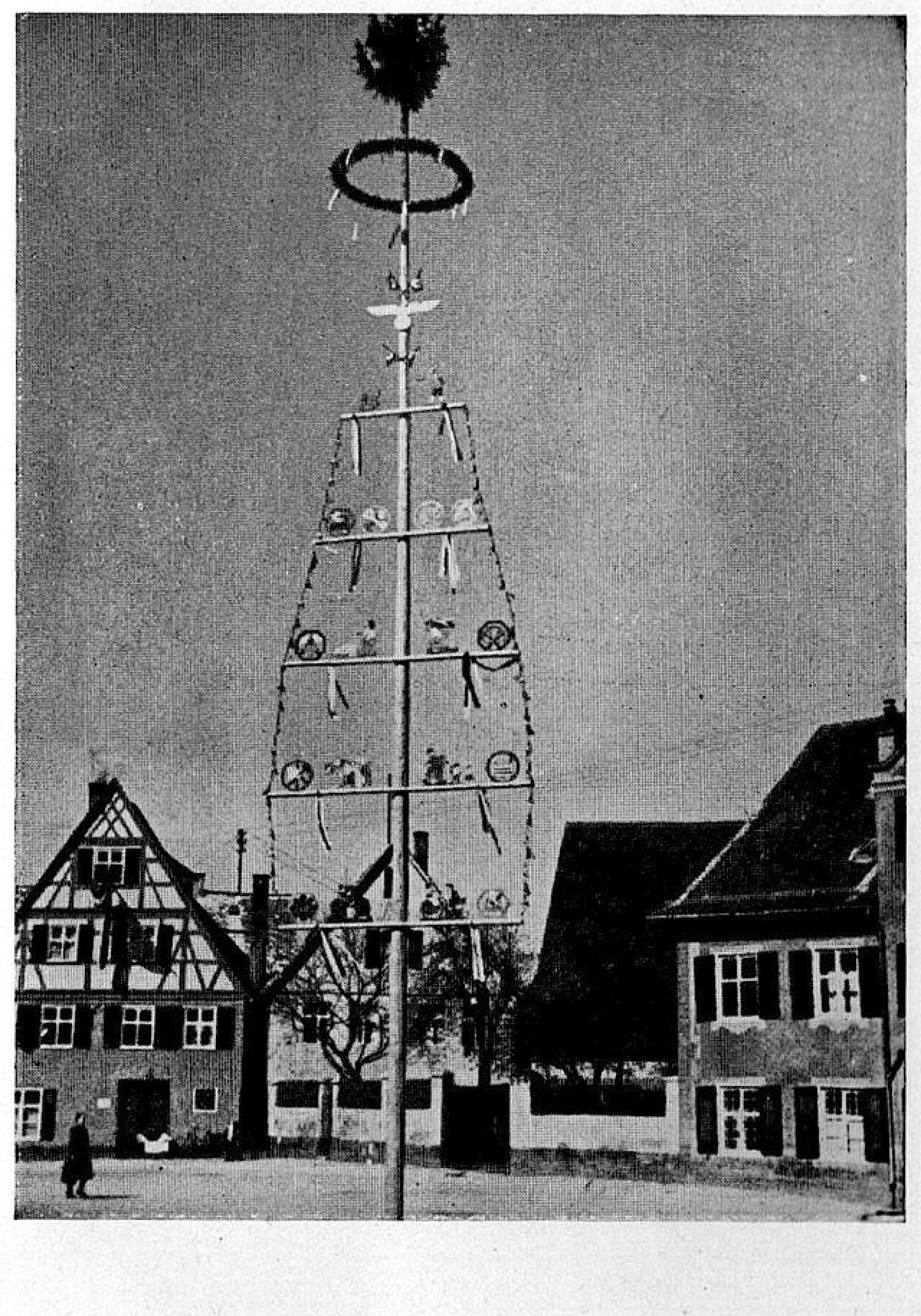
Mangelbrett (Hannover)

Fachwerkhaus in Unter-Eßfeld (Grabfeld)





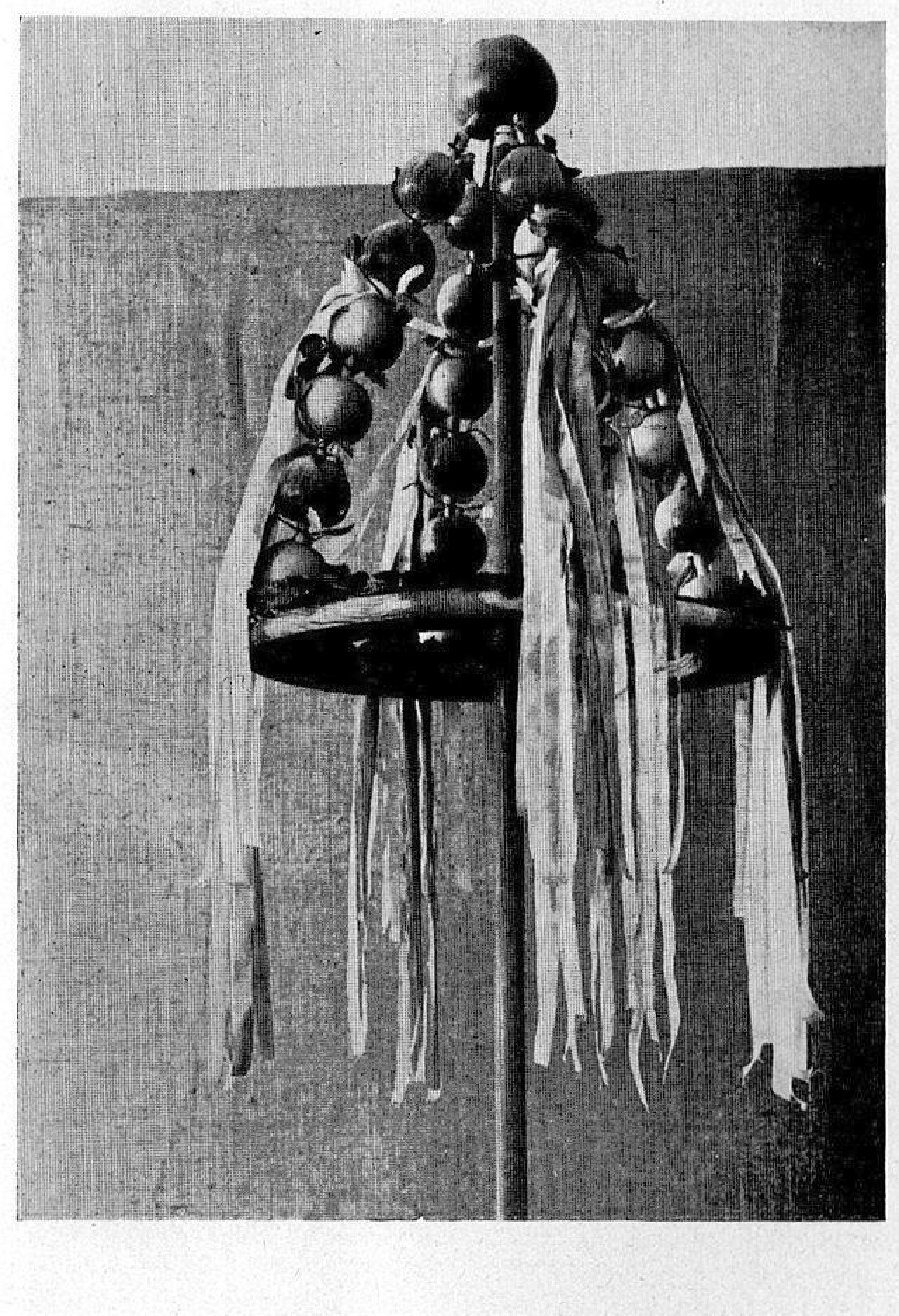
Trojaburg in Steigra (Unstrut)



Maibaum aus Nördlingen



Kinder aus dem Hochschwarzwald mit Hochzeitsmaien

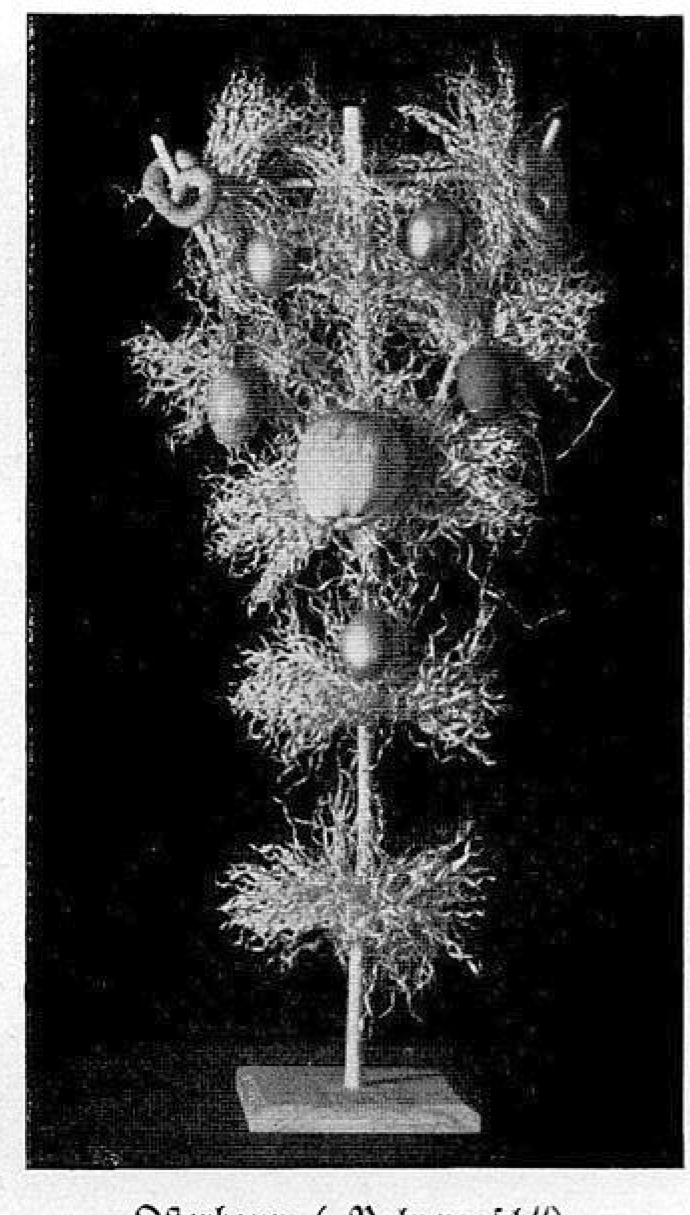


Brautapfelkranz (Pommern)

Mittsommerstange (Schweden)

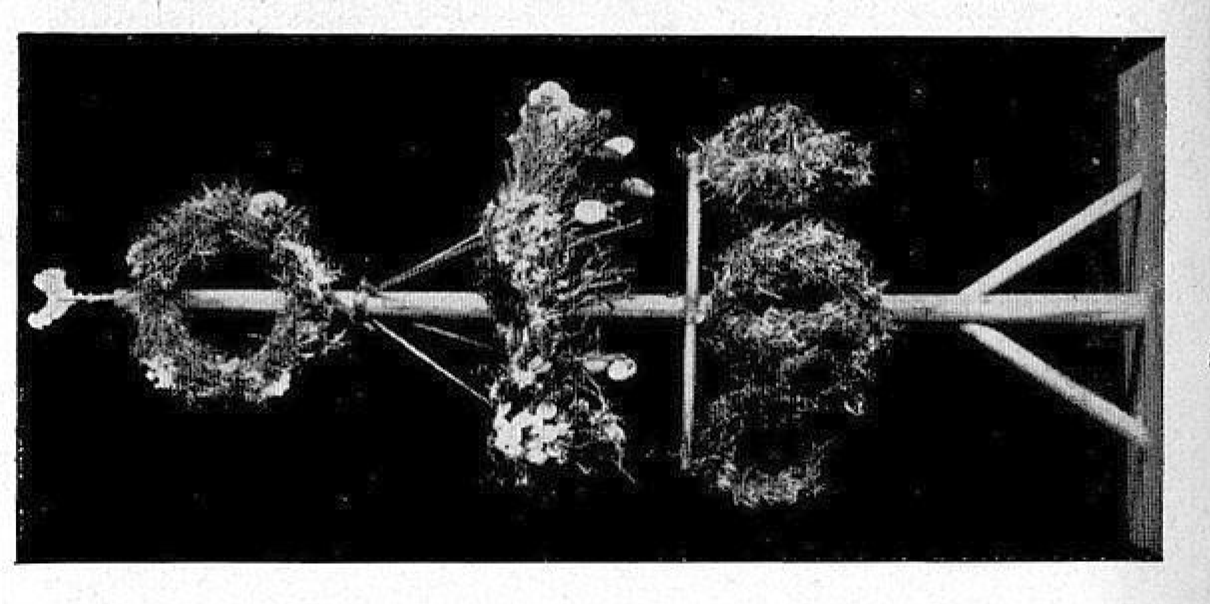
Die Queste vom Questenberg (Harz)

Mismosquost von Seth bei Tondern



Osterbaum („Palmpaasch")

Osterbaum (Holland)



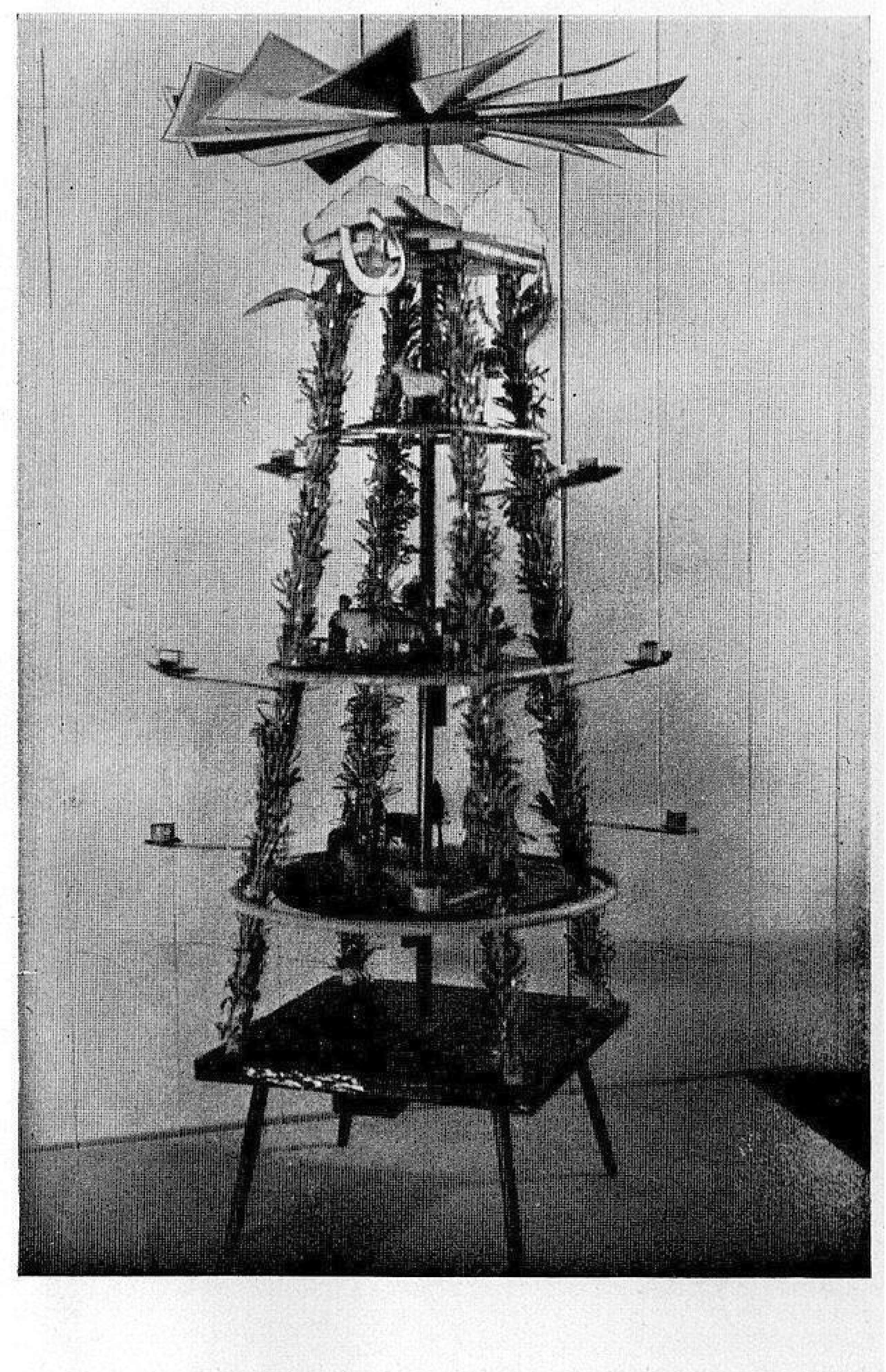
Eierbaum



Osterradrollen in Lügde



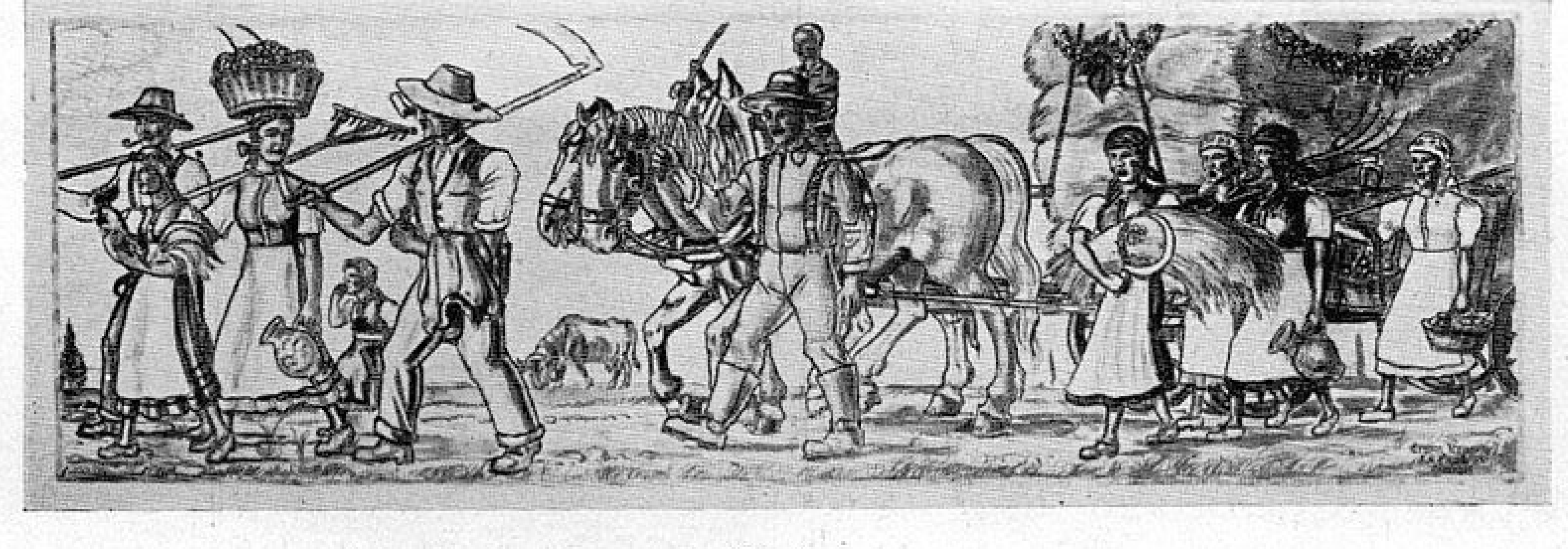
Der „Johanne", ein kornblumengeschmückter Reiter als Sommersinnbild in Casel (Kurmark)



Weihnachtspyramide aus der Kurmark



Weihnachtslebkuchen (Bayern), die „drei heiligen Madeln" darstellend



Ernte

Fasnacht

Jahreszeitenfriese von Erwin Krumm, Elzach

Herkunft der Lichtbilder

Seite 313	Gotländisches Museum, Wisby
Seite 314	Landesstelle Kurmark f. dtsch. Volksforschung, Berlin
Seite 315 (oben)	Staatl. Museum f. dtsch. Volkskunde, Berlin
Seite 316 (oben)	K. Th. Weigel, Berlin
Seite 316 (unten links) Zeichnung von	Dieter Evers, Potsdam
Seite 316 (unten rechts) . .	Dr. R. Ströbel, Berlin
Seite 318	Lehrer Baur, St. Märgen/Schwarzwald
Seite 319	Sammlung „Deutsches Ahnenerbe" E. V., Berlin
Seite 320 (links)	Sammlung „Deutsches Ahnenerbe" E. V., Berlin
Seite 320 (rechts)	K. Th. Weigel, Berlin
Seite 321 (links)	Sammlung „Deutsches Ahnenerbe" E. V., Berlin
Seite 321 (rechts)	Sammlung „Deutsches Ahnenerbe" E. V., Berlin
Seite 322 (links)	Sammlung „Deutsches Ahnenerbe" E. V., Berlin
Seite 322 (rechts)	Aus de Graft, „Palmpaasch"
Seite 323	Meinhard Fenske, Herford
Seite 324	Landesstelle Kurmark f. dtsch. Volksforschung, Berlin
Seite 325	Landesstelle Kurmark f. dtsch. Volksforschung, Berlin
Seite 326	Sammlung E. Ebenböck, München
Seite 327	Erwin Krumm, Elzach

Herkunft der Zeichnungen

Die Zeichnungen dieses Werkes sowie den Umschlag und das Einbandbild fertigte

Heiner Rothfuchs, Leipzig

Die Zeichnungen auf den Seiten 19, 95 (links), 148, 214 fertigte

Dieter Evers, Potsdam

Die Holzschnitte auf den Seiten 114, 125 und die Zeichnung auf Seite 126 fertigte

Erwin Krumm, Elzach